

**Dokumente und Materialien zur Osnabrücker
Stadtökologie**



**herausgegeben von Dr. Gerhard Becker
im Auftrag des Vereins für Ökologie und Umweltbildung Osnabrück e. V.**

NATUR UND UMWELTBILDUNG IN DER STADT OSNABRÜCK



- Umweltgeschichtliches Archiv
- Städtische Umweltbildung
- Initiative Umweltbildungszentrum

Projektleiter:

Dr. Gerhard Becker

Ute Vergin

wiss. Mitarbeiterin

c/o Verein für Ökologie und Umweltbildung Osnabrück e. V.

Uhlandstr. 13, 49078 Osnabrück ☎ 0541/ 40386 oder 0541/ 969-4473

FAX 0541/969-1233

c/o Universität Osnabrück, Fachbereich Erziehungs- und Kulturwissenschaften

Heger-Tor-Wall 12, 49069 Osnabrück, ☎ 0541/969-4762, FAX 0541/969-4826



Inhalt

	Vorwort	1
1.	Einführung in die Broschüre	1
2.	Die Entwicklung des Stadtgebietes von den Ursprüngen bis zur Neuzeit	
2.1.	Osnabrück zu Zeiten, als es Osnabrück noch nicht gab	5
2.2.	Die Altstadt	7
2.3.	Die Neustadt	15
2.4.	Die räumliche Ausdehnung der Stadt	17
3.	Leben und Wohnen in der Stadt Osnabrück	
3.1.	Die Häuser	19
3.2.	Heizung und Beleuchtung	35
3.3.	Abwässer	39
3.4.	Abfälle	47
4.	Menschen in der Stadt	
4.1.	Die Osnabrücker Bevölkerung	51
4.1.1.	Die Entwicklung der Bevölkerungszahlen	56
4.1.2.	Die Bevölkerung heute	57
4.2.	Krankheiten und Gesundheitsfürsorge	59
4.2.1.	Lebenserwartung	63
4.3.	Ernährung	
4.3.1.	Die Wasserversorgung der Stadt	67
4.3.2.	Lebensmittel	72
4.4.	Freizeit	
4.4.1.	Spiele	77
4.4.2.	Jahrmärkte, DIE Sensation	78
4.4.3.	Vereine	79
4.4.4.	Grünanlagen	80
4.4.5.	Sport- und Spielplätze	83
4.4.6.	Ausflugslokale	84
4.4.7.	Badeanstalten	85
4.4.8.	Und was man sonst noch so tun konnte	89
4.5.	Schulen und Kinder	93
4.5.1.	Kinderleben um 1900	97
5.	Natur- und Umweltbewußtsein	99

6.	Wohnen und Leben in der Stadt heute — zwei Stadtteile im Vergleich	105
7.	Wohnen und Leben in der Stadt morgen — Stadtteilplanung am Beispiel des Städtebaulichen Entwicklungsprogramms Schinkel-Ost	115
8	Abstimmung auf die Rahmenrichtlinien: Lern(stand)orte in Osnabrück	121
9	Naturwahrnehmung in der Stadt	133
10	Gedichte	141
11	Quellen und Literatur	151
12	Auswahlbibliographie	153
13	Nachbetrachtung: Städtische Umweltbildung zwischen urbaner Lebensqualität, umweltverträglichem Verhalten und Nachhaltigkeit (Gerhard Becker)	161

Anhang

Gerhard Becker

Vorwort

Herr K. und die Natur

Befragt über sein Verhältnis zur Natur, sagt K.: »Ich würde gern mitunter aus dem Haus tretend ein paar Bäume sehen. Besonders da sie durch ihr der Tages- und Jahreszeit entsprechendes Aussehen einen so besonderen Grad von Realität erreichen. Auch verwirrt es uns in den Städten mit der Zeit, immer nur Gebrauchsgegenstände zu sehen, Häuser und Bahnen, die unbewohnt leer, unbenutzt sinnlos wären. Unsere eigentümliche Gesellschaftsordnung läßt uns ja auch die Menschen zu solchen Gebrauchsgegenständen zählen, und da haben Bäume wenigstens für mich, der ich kein Schreiner bin, etwas beruhigend Selbständiges, von mir Absehendes, und ich hoffe sogar, sie haben selbst für die Schreiner einiges an sich, was nicht verwertet werden kann.« - »Warum fahren Sie, wenn Sie Bäume sehen wollen, nicht einfach manchmal ins Freie?« fragte man ihn. Herr Keuner antwortete erstaunt: »Ich habe gesagt, ich möchte sie sehen aus dem Hause tretend.« (Herr K. sagte auch: »Es ist nötig für uns, von der Natur einen sparsamen Gebrauch zu machen. Ohne Arbeit in der Natur weilend, gerät man leicht in einen krankhaften Zustand, etwas wie Fieber befällt einen.«) [aus: B. Brecht, Geschichten von Herrn Keuner]

Für Lehrerinnen und Lehrer in Osnabrück, die die Alltagserfahrungen und -realitäten ihrer Schüler und Schülerinnen im Unterricht thematisieren wollen, gibt es kaum einen Inhaltsbereich, der in einem sehr wörtlich verstandenen Sinne naheliegender ist oder es zumindest zu sein scheint (s. u.) als „Leben und Wohnen in Osnabrück“. Dieser Themenbereich umfaßt im Hinblick auf die hier interessierende Ökologie, Umwelt und Natur eine solche Fülle von relevanten Phänomenen und Problemen sowie Teilthemen und -aspekten (vgl. die Auflistung von Sachbereichen in der anschließenden Einführung in den Materialienband von Ute Vergin), daß sowohl die Schwierigkeit der Auswahl besteht, als auch die einer notwendigen, sachlichen und didaktisch-methodischen Komplexitätsreduktion. Schon an dieser Stelle sei gesagt, daß man einen schülerorientierten Alltagsbezugs mit Sicherheit verfehlen wird, wenn man rein systematisch und/oder fachbezogen an das Thema herangeht! Im Kern und in der Perspektive geht es uns mit dem Thema um Fragen der gegenwärtigen und zukünftigen Lebensweise und Lebensqualität in Städten, die in verschiedenen städtischen Alltagsbereichen in sehr differenzierten Formen zum Ausdruck kommt: Freizeit, Wohnen, Ernährung, Verkehr, Arbeiten, Bildung ... (s.u.)

Ein Blick in die „Empfehlungen zur Umweltbildung in allgemeinbildenden Schulen“ (Global denken — lokal handeln) des Nds. Kultusministeriums zeigt, daß ein alltags- und schülerorientierter Unterricht in allen Schulstufen gewünscht ist, besondere Berührungspunkte gibt es zu den dort näher beschriebenen Themenbereichen „Freizeit und Konsum“ (S.32/33), „Siedlung und Verkehr“ (S.34/35), aber auch „Produktion und Handel“ (S.30/31) — der letzte Themenbereich reicht natürlich auch in den berufsbildenden Bereich hinein. Zur allgemeinen Legitimation eines Unterrichts, der sich konkret mit Leben und Wohnen in Osnabrück beschäftigt, kann man sagen, daß er zur bildungspolitisch und

pädagogisch-didaktisch aktuellen und zukunftsorientierten „Öffnung“ der jeweiligen Schule beiträgt.

Einige Probleme bei der konkreten Umsetzung fangen schon damit an, daß Alltags-themen jeglicher Art quer zur dominierender Fächerorientierung des Schulwesens und den gültigen Richtlinien sowie zur Ausbildung der LehrerInnen liegen. Freilich gibt es da zwischen den verschiedenen Schularten große Unterschiede, man denke nur an die Grundschulen einerseits und die Gymnasien andererseits. Auch zwischen den genannten „Empfehlungen“ und den Rahmenrichtlinien in ihrer noch gültigen Fassung, gibt es deutliche Widersprüche. Man kann nur hoffen, daß sich die pädagogische und bildungspoliti-sche Diskussion in den geplanten und zum Teil in Arbeit befindlichen Neufassungen nie-derschlägt. Letztlich entscheidend ist jedoch das persönliche Selbstverständnis der LehrerInnen. Wir gehen davon aus, daß die LeserInnen dieser Materialien — unabhängig von ihrer speziellen fachlichen Zuständigkeit — eine solche fächerübergreifende bzw. fachunabhängige Alltagsorientierung im Grundsatz wollen bzw. bereits mehr oder weniger praktizieren. Wir liefern hier lediglich Materialien und bieten eine themengleiche Fortbildung sowie darüber hinausgehende inhaltliche Unterstützung an.

Für NUSO, das mit seiner Arbeit solchen auf die Stadt Osnabrück bezogenen problem- und alltagsbezogenen Unterricht über interessierte Lehrer(innen) unterstützt, stellte sich auch bei diesem Materialienband wieder die Frage, welche Inhalte und Aspekte des um-fassenden Themenfeldes ausgewählt werden sollen und was wir (d.h. zur Zeit allein Ute Vergin, s.u.) in einer dieses Mal sehr kurzen Zeitspanne inhaltlich bearbeiten können. Wir haben uns aus folgenden, z.T. pragmatischen Gründen für einen weit ausholenden, histo-rischen Schwerpunkt entschieden: Städtische Umweltgeschichte ist seit 8 Jahren begrün-deter Schwerpunkt von NUSO, aber auch der aktuellen Förderung durch die Deutsche Bundesstiftung Umwelt; da historische Recherchen sehr aufwendig sind, bringen histori-sche Materialien den größten Vorteil für den Nutzer, etwa im Vergleich zu relativ leich-ter zu besorgenden aktuellen Informationen und Materialien; schließlich ist die Autorin dieses Bandes von ihrer Ausbildung her Historikerin.

Diese Schwerpunktsetzung soll jedoch nicht bedeuten, daß man die vorliegenden Mate-rialien nur für historisch ausgerichtete Unterrichtsprojekte oder gar nur im Geschichts-unterricht verwenden kann oder soll. Allerdings sind wir der Auffassung, daß historische Aspekte wesentlich zur Wahrnehmungssensibilisierung, zum Verständnis der Umwelt-situation der Städte, der unterschiedlichen und sich wandelnden Lebenssituation ihrer

BürgerInnen und zur Gewinnung von Zukunftsperspektiven beitragen können, ja dazu unverzichtbar sind. Dies gilt auch und zunächst für die sich weiterbildenden Lehrer(innen), wie gesagt unabhängig von den jeweiligen fachlichen Voraussetzungen.

Da Ute Vergin selbst in den vorliegenden Materialienband einführt und die von ihr alle selbst verfaßten Kapitel vorstellt, möchte ich auf einen Beitrag von mir am Ende dieser Broschüre hinweisen, der grundlegende Probleme der Zielsetzungen und Bedingungen von städtischer Umweltbildung thematisiert: **„Städtische Umweltbildung zwischen urbaner Lebensqualität, umweltverträglichem Verhalten und Nachhaltigkeit“**. Im Mittelpunkt stehen vor allem folgende Problemkreise:

- Wie kommt es, daß das Umweltbewußtsein auf lokaler Ebene hinter dem allgemeinen Umweltbewußtsein steht? (Rolle der Medien, Verdrängung)
- Zwischen Umweltwissen und Umweltverhalten gibt es keinen Zusammenhang! (Ergebnis empir. Untersuchungen)
- Weder das umweltgerechte Verhalten noch der ökologische Lebensstil können Ziel von Umweltbildung sein!
- Wie läßt sich pädagogisch die urbane Lebensweise mit der Notwendigkeit einer nachhaltigen Entwicklung vermitteln?

Die eher theoretisch ausgerichteten Überlegungen sollen in ihren nur vorläufigen Formulierungen und 12 Thesen, die sicherlich einige Überraschungen enthalten, zum Nachdenken über das eigene Selbstverständnis und eigene „Glaubenssätze“ als Umweltpädagoge anregen und einige allgemein gehaltene Orientierungspunkte („Pluralität“ und „Vielfalt“) für den konkreten didaktischen Umgang mit dem lokalen Thema „Leben und Wohnen“ bieten.

Schließen möchte ich das Vorwort mit einer Darstellung des aktuellen Standes unseres Projektes „Natur und Umweltbildung in der Stadt Osnabrück (NUSO) und seinen weiteren Perspektiven: Inhaltlich haben wir uns in den letzten 17 Monaten intensiv mit 5 Themenbereichen beschäftigt und führen nun dazu die 6. Lehrerfortbildungsveranstaltung in dieser Serie durch. Dies kam in der Herausgabe dieser Materialienreihe, zu der vorher folgende Bände erschienen sind, zum Ausdruck, die im NUSO-Büro bestellt werden können.

Bd. 1: „Sch..., Müll, Altlasten und was damit zu tun hat“ (Februar 95)

Bd. 2: „Der Schinkel: Frei-/Brachflächen und Stadt(teil)erweiterung“ (Mai 95)

Bd. 3: „Wasser - bis zum letzten Tropfen“ (Nov. 95)

Bd. 4: Eine Stadt unter Rädern — Verkehr in Osnabrück (Febr. 96)

Verändert hat sich unsere Personalsituation. Mangels finanzieller Mittel können wir im curricularen Bereich derzeit nur eine Mitarbeiterin auf ABM-Basis bezahlen: **Ute Vergin** hat deshalb die Vorbereitung der anstehenden Fortbildungsveranstaltung und den Materialienband fast ganz allein durchgeführt. Dies wird sich auch bis zum Ende ihres Arbeitsvertrages Ende Nov. 96 nicht ändern, insbesondere für die beiden noch vorgesehenen Fortbildungsveranstaltungen (Wasser/Hase II, Sept. 96; Vernetzung, Nov. 96). Ihr möchte ich an dieser Stelle für ihren außerordentlichen Einsatz sehr danken!

Parallel dazu versuchen wir gemeinsam mit dem Museum am Schölerberg den Aufbau des Städtischen Umweltbildungszentrums voranzutreiben und hoffen bald, eine Anerkennung durch das Nds. Kultusministerium und endlich eine längerfristige Absicherung unserer Arbeit zu erreichen, die besonders für die Arbeit mit interessierten Lehrer(inn)en und Schulen wichtig wäre. In diesem Zusammenhang ist das bereits im letzten Materialband angekündigte **Kooperationsangebot** an die Osnabrücker Schulen von Seiten von NUSO/Verein für Ökologie und Umweltbildung Osnabrück bzw. des Städtischen Umweltbildungszentrums immer noch aktuell: Nach einem Vorgespräch mit der Deutschen Bundesstiftung Umwelt planen wir, eine mehrjährige Förderung eines größeren Projektes zur lokalen Umweltbildung im Kontext des entstehenden Städtischen Umweltbildungszentrums zu beantragen. Aus Sicht von NUSO sollte ein Schwerpunkt die Weiterentwicklung, Konkretisierung und Praxiserprobung unseres umweltpädagogischen Ansatzes in Osnabrücker Schulen darstellen. Dies kann und soll natürlich nur in enger Kooperation mit interessierten Schulen geschehen. Hier böte sich für Schulen eine große Chance der Entfaltung und externen Unterstützung eines eigenen umweltorientierten Reformansatzes, der sich unter dem bildungspolitisch sehr aktuellen und zukunftsweisenden Begriff „Öffnung der Schulen“ auf den jeweiligen Stadtteil oder die Stadt Osnabrück bezieht. Wir werden in diesem Sinne schon in der Phase der Erstellung eines Förderantrages an die in letzter Zeit, vor allem im Rahmen der Lehrerfortbildungsveranstaltungen entstandenen Kontakte anknüpfen ...

Weiterhin suchen wir dringend engagierte Lehrer(inne)n und Bürger(inne)n, die im Rahmen unseres Vereins für Ökologie und Umweltbildung Osnabrück e.V. mitarbeiten, neben der Unterstützung von NUSO und der Mitarbeit beim Städtischen Umweltbildungszentrum gibt es noch andere Arbeitsfelder, z.B. „Päd. Umweltberatung“ für umweltfreundlichere Schulen, die wir mit Hilfe einer ABM-Stelle aufbauen wollen (voraussichtlich ab 1.6.96) oder auch „Schullandheim Mentrup-Hagen“, wo wir seit Ende 95 für ein Jahr eine pädagogische Arbeitsstelle eingerichtet haben, die von einer kleinen Arbeitsgruppe begleitet wird.

Schließlich sei an dieser Stelle darauf aufmerksam gemacht, daß die NUSO-Räume sich seit Mitte April in Heger-Tor-Wall 12 befinden, die Telefon- und Faxnummern haben sich nicht geändert (s. Impressum).

1. Einführung in die Broschüre

„Leben und Wohnen in der Stadt - Leben und Wohnen in Osnabrück“

Diese Thematik ist so komplex, daß in einer Einführungsbroschüre nur einige Bereiche - und auch diese nicht vollständig - behandelt werden können. Wenn man sich die Unterthemen von „Leben und Wohnen in der Stadt“ betrachtet, wird dies deutlich. Unterthemen könnten sein:

- Wohnen
- Arbeiten
- Soziale Stellung
- Freizeit
- Mobilität
- Gesundheit/ Krankheit
- Hygienische Verhältnisse
- Lebensqualität

Neben diesen menschenzentrierten Themen kann man den Bereich „Leben und Wohnen in der Stadt“ auch anhand der in den Bereich der Natur liegenden Stadtfaktoren behandeln, z.B.:

- die Stadtflüsse: Hase (Klößner-Hase, Alte Hase), Nette, Düte, Huxmühlenbach, Sandbach, Riedenbach, Röthebach etc.
- Grünflächen, Wiesen, Wälder, Brachflächen
- Tiere in der Stadt
- Pflanzen in der Stadt etc.

Denkbar sind auch all die Themen, die sich mit dem Einfluß der Menschen auf die Natur in der Stadt beschäftigen, also z.B.:

- Verkehr
- Luftverschmutzung
- Bodenversiegelung
- Müll, Altlasten etc.
- Gewässerverschmutzung
- Veränderung des natürlichen Raumes etc.

Außerdem gehört zu dieser Thematik der Vergleich von „Stadt - Land“.

Je nach der eigenen Schwerpunktsetzung wird man für diese Thematik einen anderen Ansatz wählen.

Für die vorliegende Broschüre wurde ein weiterer Ausgangspunkt gewählt, nämlich der historische Blickpunkt. Die Beschreibung von „Leben und Wohnen in Osnabrück“ sind überwiegend dem „Früher“ gewidmet, um einerseits aufzuzeigen „wie lebte man früher eigentlich in Osnabrück“, und andererseits mit diesen Informationen über das „Gestern“ Anregungen zu geben, das „Heute“ in der Stadt zu beobachten, zu analysieren, zu bewerten und sich gegebenenfalls Gedanken darüber zu machen, was verändert/ verbessert werden könnte. So bietet der historische Ansatz die Möglichkeit, über die Gegenwart hinaus zukunftsorientiert zu arbeiten. In diesem Zusammenhang soll das mittlerweile mehr als 17.600 Exemplare umfassende NUSO-Archiv mit Zeitungsartikeln zur Osnabrücker Umweltgeschichte genannt werden: die jetzigen Verhältnisse in der Stadt sind nur dann erklärbar, wenn man ihre Entstehungsgeschichte kennt.

Bei der Beschreibung des „Früher in Osnabrück“ wird deutlich, daß es Eingriffe der Menschen in den natürlichen Lebensraum von Anfang an gegeben hat. Flußbegradigungen, Kanalisierungen oder Verdeckelungen sind keine neuzeitlichen Phänomene. Auch das Trockenlegen von morastigem Gelände war in Osnabrück seit Beginn der Siedlungsgeschichte gängige Praxis. Und der Themenbereich der Umweltverschmutzung (Wasser, Boden, Luft) ist ebenso alt wie die Siedlung Osnabrück, wenn der Verschmutzungsgrad früher angesichts der niedrigeren Bevölkerungszahl auch nicht so gravierend war wie heute. Aber spätestens mit der beginnenden Industrialisierung wurde die Umweltverschmutzung zu einem zentralen Problem - nun litten die Menschen nämlich darunter und begannen, Abhilfe zu schaffen. Noch nicht zum Schutze der Natur, aber es waren erste Anfänge.

Begonnen wird mit einer kleinen Einführung in die Entstehungsgeschichte der Stadt, um darzustellen, welche Faktoren ausschlaggebend dafür waren, daß Osnabrück genau dort entstand, wo es heute noch zu finden ist: in den Haseniederungen zwischen Wiehengebirge und Teutoburger Wald. Dieses Kapitel mit der Überschrift **„Die Entwicklung des Stadtgebietes von den Ursprüngen bis zur Neuzeit“** beschäftigt sich mit der Altstadt und der Neustadt. Und als „Schmankerl“ vorweg einige kurze Sätze zu **„Osnabrück zu Zeiten, als es Osnabrück noch nicht gab“**.

Diese kleine Stadtgeschichte erläutert auch die räumliche Entwicklung und Begrenzung der Stadt, beschreibt das relativ dichte Siedlungsgebiet im Gegensatz zum ländlichen

Umland, zeigt aber auch schon sehr frühe Eingriffe in die natürliche Umgebung, um sie den menschlichen Bedürfnissen anzupassen.

Die Frage, wie die Osnabrücker früher (wobei sich das „früher“ auf einen Zeitraum von ca. 1.000 Jahren bezieht) in Osnabrück lebten, wird anhand unterschiedlicher Aspekte betrachtet: In den Kapiteln „Häuser“, „Heizung und Beleuchtung“, „Abwässer“ und „Müll“ wird auf die äußeren Wohn- und Lebensbedingungen eingegangen. Der Abschnitt: „**Menschen in der Stadt: die Osnabrücker Bevölkerung**“ beschreibt die Lebenssituation in der Stadt anhand der Stichworte: „**Ernährung**“ (Lebensmittel und Wasserversorgung), „**Krankheiten und Gesundheitsfürsorge**“, „**Freizeit**“ (und was man alles damit machen kann), „**Schule**“ und Berichte aus einem „**Kinderleben um 1900**“. Kurz wird auch auf die „**Natur- und Umweltwahrnehmung**“ der Osnabrücker Bevölkerung im letzten Jahrhundert eingegangen.

Generell ist die sehr historisch gehaltene Abhandlung dazu gedacht, immer wieder Anstöße zu geben, das jetzige Wohnen und Leben in Osnabrück zu betrachten und zu überdenken. Vergleiche können überall gezogen und mit Schülerinnen und Schülern besprochen werden: z.B. bei der kargen Holzmöblierung in den frühen Bürgerhäusern: welche Materialien werden heute beim Haus- und Wohnungsinventar benutzt, sind sie unbedenklich, welches Inventar braucht man unbedingt zum Wohnen, welche Einrichtungsgegenstände sind nicht eigentlich notwendig, heben aber die Lebensqualität? Oder die Beschreibung des für Osnabrücks typischen Einraumhauses: wie würden sich die SchülerInnen heute, wo nahezu jede(r) über ein eigenes Zimmer verfügt, das Leben in einem solchen Haus vorstellen? Wie mußte ein solches Leben organisiert werden, um relativ konfliktfrei auf engem Raum leben zu können?

Am Anfang der Kapitel, die sich mit dem Stadtbild beschäftigen, werden daher jeweils einige Lern(stand)orte in der Innenstadt aufgezählt, anhand derer man einen kleinen Eindruck in das Leben früher in Osnabrück gewinnen kann.

Schwieriger wird es bei der Beschreibung der Lebenswahrnehmung: je früher man in die Zeit zurückreist, desto eher ist man auf archäologische Quellen angewiesen, die zwar Fakten (und häufig auch nur Vermutungen) über die Art des Lebens vermitteln können, aber nichts über das Lebensgefühl aussagen. Auch schriftliche Quellen schweigen sich oft darüber aus; außerdem erfährt man aus älteren Quellen nur sehr wenig über die nicht im kirchlichen oder politischen Rampenlicht stehenden Persönlichkeiten. Die Beschreibungen der einfachen (der „normalen“) Bevölkerung in Osnabrück halten sich sehr in Gren-

zen. Erst aus dem 19. Jh. erhält man (über diverse Zeitungsartikel) mehr Informationen darüber, wie sich die Menschen in der Stadt fühlten, wie sie ihr Leben und ihre Lebensumstände sahen. Dabei wird mit dem Beginn der Industrialisierung sehr deutlich, daß die Wahrnehmung von Lebensqualität immer infolge der gravierenden Veränderungen gesehen wurde: Haseverschmutzung bishin zum Kollaps, Ruß- und Rauchbelästigungen, beengte Wohnverhältnisse, behinderter Verkehr oder städtehygienische Mißstände standen im Mittelpunkt dieser Wahrnehmung.

Nach dem Blickwinkel „Gestern“ soll das „Heute“ vorgestellt werden. Der **„Vergleich unterschiedlicher Stadtviertel am Beispiel des Schinkels und des Westerberges“** soll auf Leben und Wohnen heute bzw. auf die äußeren Bedingungen von Lebensqualität aufmerksam machen. Das kurze Kapitel **„Wohnen morgen“** stellt die städtebauliche Entwicklungsmaßnahme Schinkel-Ost vor (die, wie bekannt, aus Kostengründen nicht wie geplant durchgezogen werden kann). Damit sollen Anregungen gegeben werden, wie man Leben und Wohnen morgen menschen- und naturfreundlicher gestalten kann.

Diese Broschüre soll aber nicht nur ein „Geschichtsbuch“ sein. In dem Kapitel **„Abstimmung auf die Rahmenrichtlinien: Lern(stand)orte in Osnabrück“** werden Vorschläge gemacht, wie man außerschulische Lernorte zur Thematik „Leben und Wohnen in der Stadt“ auf die vorgegebenen Rahmenrichtlinien beziehen kann.

Die **„Gedichte“** sind als Baustein des didaktischen Materials gedacht und werden sicherlich nicht nur im Deutschunterricht Verwendung finden können. Weitere Unterrichtsmaterialien sind im **Anhang** zusammengestellt.

Didaktische und allgemeine stadtökologische Literatur wird in einer Auswahlbibliographie aufgezählt.

Bei der Fülle der angesprochenen Thematiken wird ersichtlich, daß keines der Themen allumfassend behandelt werden konnte. Aber sicherlich wird ein guter Einstieg in das Thema „Leben und Wohnen in der Stadt“ gegeben.

2. Die Entwicklung des Stadtgebietes von den Ursprüngen bis zur Neuzeit

2.1. Osnabrück zu Zeiten, als es Osnabrück noch nicht gab

(Stichworte: Der Name der Stadt, Mammuts, Jäger und Sammler, die Schlacht am Teutoburger Wald)

Städtische Lern(stand)orte: Rubbenbruchsee, Museum am Schölerberg, Kulturhistorisches Museum/ Archäologische Abteilung, Kalkriese

Vorab: warum heißt Osnabrück eigentlich Osnabrück?

Den Namen der Stadt mit „Ochsenbrücke“ zu interpretieren und damit auf eine Brücke über die Hase zu verweisen, ist einleuchtend - aber falsch! Jüngste Forschungsergebnisse aus der Sprachgeschichte verweisen auf einen anderen Zusammenhang: „Ossen“ kann mit „Asen“, dem altgermanischen Göttergeschlecht, gleichgesetzt werden. Unter „Osnabrück“ kann man sich dann eine alte germanische Stätte vorstellen, von der der **Weg direkt ins Himmelreich** zu den Asen führte. Daß das Osnabrücker Land bereits in vorchristlicher Zeit für die damaligen Verhältnisse dicht besiedelt war, belegen die zahlreichen Stein- und Hügelgräber, die in Osnabrück selbst und im Umland zu finden sind. Warum also sollte nicht der alte germanische Name dieses Gebietes Einzug in die christliche Namensgebung gefunden haben? Schließlich darf man auch nicht vergessen, daß der Teutoburger Wald bis ins letzte Jahrhundert „Osning“ hieß, also als Sitz der Asen galt.

Osnabrück vor 30.000 Jahren - natürlich gab es die Stadt damals noch nicht, aber es gibt Spuren aus dieser fernen Zeit: Mitte der 1970er Jahre, als der Rubbenbruch noch moorig und der See gerade erst angelegt worden war, beförderte ein Saugbagger aus 15 Meter

Tiefe die Überreste eines ausgewachsenen **Mammuts** ans Tageslicht¹. Ob damals eiszeitliche **Jäger** dem Koloß auf der Spur waren, kann weder bestätigt noch ausgeschlossen werden, aber mit ein wenig Phantasie kann man sich eine solche Mammutjagd bildhaft vorstellen.²

Mammuts starben vor ca. 10.000 Jahren aus, vermutlich, weil sie sich nicht an das wärmer werdende Klima anpassen konnten. Die frühesten bisher entdeckten Siedlungsspuren in und um Osnabrück sind ca. 9.000 Jahre alt. Damals zogen Jäger durch das Land, bauten sich primitive Hütten und benutzten Feuer. Solche Spuren wurden in Hasbergen gefunden. 5.000 Jahre später wurden ganz in der Nähe zwei Männer in einem Doppelgrab beigesetzt, einer von ihnen war geschmückt mit einem Brustpanzer aus gespaltenen Eberzähnen.³ Und zur Orientierung: wieder 2.000 Jahre später tobte die geschichtsträchtige „**Schlacht am Teutoburger Wald**“ bei Kalkriese.⁴

¹ Die Backenzähne sind heute im Museum am Schölerberg, Natur und Umwelt, zu bewundern

² NOZ, 25.8.1990

³ NOZ, 31.3.1990

⁴ Wer sich für Frühgeschichte interessiert: Im kulturhistorischen Museum der Stadt Osnabrück ist das gesamte Kellergeschoß dieser Thematik gewidmet.

2.2. Die Altstadt

(Stichworte: Fernhandelsstraßen, Missionszelle, Domburg, Binnen- und Butenburg, Kaufleute und Handwerker, Marktsiedlung, Stadtrecht, Stadtmauer)

Städtische Lern(stand)orte: Dom und Große Domsfreiheit, Carolinum, Verlauf der Hasestraße, Marktplatz mit Marienkirche und Rathaus, Lortzingplatz, Verlauf der Straßen Große Straße/ Domhof/ Hasestraße, Terrain zwischen Dom und Nikolaiort, Heger Straße, Heger-Tor-Viertel, Reste der äußeren Stadtmauer beim Stadthaus, Herrenteichswall, Wallring, Neuer Graben, Stadttürme, Kulturhistorisches Museum/ Archäologische Abteilung

Die Anfänge der Stadt Osnabrück liegen ein wenig im Dunkeln. Sicher ist, daß das Gebiet seit Jahrtausenden besiedelt war. Bevorzugte Siedlungsstellen lagen natürlich an Flüssen (wegen der Wasserversorgung) und an **Fernhandelsstraßen**. Diese Fernhandelsstraßen mußten sich der natürlichen Topographie anpassen und waren z.B. auf Flußfurten angewiesen. Und hier an der Hase trafen nicht nur zwei dieser Fernhandelswege (in Nord-Süd und Ost-West-Richtung) zusammen, sondern bis hier war die Hase auch beschiffbar. So ist es nicht erstaunlich, daß sich an diesem Verkehrsknotenpunkt eine Siedlung in der Zeit entwickelte, die von großer Expansion gekennzeichnet war.

Urzelle der Stadt war die **Domburg**⁵ auf einem Sandrücken an der Haseniederung. Damals gab es den Poggenbach noch, der immer wieder große Teile der Stadt unter Wasser setzte und auch die Insel umschloß, auf der sich heute der Markt befindet.

Die erste schriftliche Erwähnung des „Monasterum Osnabrugga“ stammt aus dem Jahr 851 und erwähnt den Osnabrücker Dombezirk mit Kirche, Bischofssitz (Domstift) und Schule (einer Latein- und Griechischschule, die als Vorläuferin des jetzigen Gymnasiums Carolinum gilt). Stadt- und Kreisarchäologe Dr. Wolfgang Schlüter betont jedoch, daß diese ersten urkundlichen Erwähnungen mit Vorsicht zu genießen seien: Bischof Benno II. habe 200 Jahre später von Kaiser Karl d. Gr. ausgestellte Dokumente „bearbeitet“, um dem minderbegüterten Bistum Steuern aus dem Osnabrücker Nordland zufließen zu las-

⁵ unter „Burg“ darf man sich natürlich keine „Ritterburg“ vorstellen. Die zu dieser Zeit gebauten Burgen waren gesicherte Plätze innerhalb befestigter Wälle und Gräben

sen. Die Originale ließ Benno wohl verschwinden, und daher ist das Datum der Stadtgründungen nicht eindeutig feststellbar.⁶ Zur „Ehrenrettung“ Bennos muß aber gesagt werden, daß diese Form der Urkundenfälschung durchaus gängiges Mittel war: durch die Rückdatierung bestimmter Daten versuchte man, Rechte zu legitimieren oder abzuschern.

Fest allerdings steht, daß im 8. Jh. n. Chr. befestigte christliche **Missionarszellen** an strategisch wichtigen Punkten von den Franken angelegt wurden. Aus dieser Missionszelle ist der spätere Dom hervorgegangen. 803 wird Osnabrück erstmals als Bistum urkundlich genannt⁷ Aus dieser Zeit der Bistumsgründung stammen auch Schmuckfunde, die beweisen, daß es - neben vielen anderen - auch begüterte Osnabrücker gab.

Wie sah es zur Jahrtausendwende in Osnabrück aus? Neben den eben genannten Gebäuden stand bereits eine Häuserzeile entlang der heutigen Hasestraße.

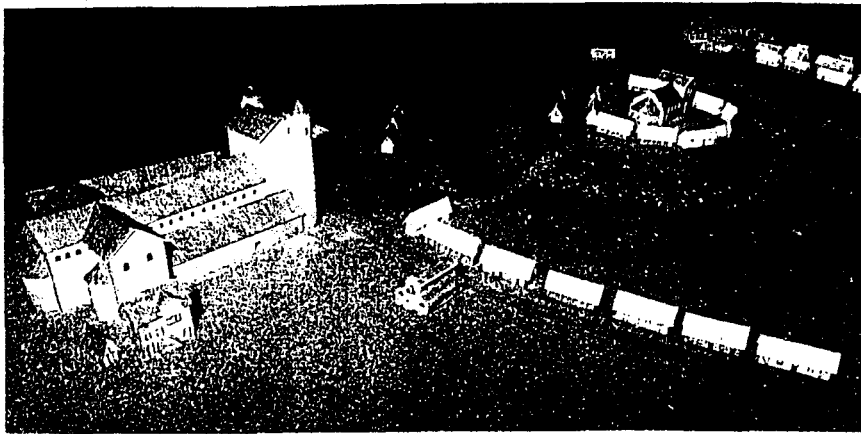


Abb. 1: Osnabrück um das Jahr 1000: Damals gab es den Dom (links), die kleine Nebenkirche, eine Häuserzeile und jenseits des Grabens Häuser, die sich um die Marienkirche gruppierten.⁸

⁶ NOZ, 4.11.1995

⁷ und dieses Datum steht nicht in Verdacht der Fälschung

⁸ Abbildungsnachweis: Modell im Kulturhistorischen Museum/ Archäologische Abteilung; NOZ 31.3.1990

Ab dieser Zeit werden die Hinweise auf Osnabrück (das 1180 Stadtrecht erhielt und sich offiziell „Stadt“ nennen durfte) zahlreicher. Es sind hauptsächlich archäologische Funde, die Informationen über das Leben und Wohnen in der Stadt verdeutlichen.

Wie mag das Osnabrück um 1200 n. Chr. ausgesehen haben? Einen großen Teil des heutigen Altstadtgebietes (Kernstadtgebiet) muß man sich als unzugängliches Feuchtbiotop vorstellen, das von der Hase und dem Poggenbach gespeist wurde. Nur die Strecke zwischen dem jetzigen Hasetor und Nikolaiort konnte man auf einem langgestreckten Sandrücken trockenen Fußes überqueren. Diese hochwasserfreie „Insel“ wurde zur Urzelle der Stadt. Vermutlich wird sich schon im Schatten der ersten Missionskirche ein Geschäftsleben entwickelt haben. An der Hase, unweit der heutigen Großen Domsfreiheit, wird ein Ufermarkt gewesen sein, auf dem fränkische Händler ihre Waren anboten. Die Hase war bis Osnabrück schiffbar, das Ufer war flach und die nächste Straße nicht weit. Unter solchen günstigen Umständen sind damals auch anderenorts Ufermärkte entstanden, warum also nicht auch hier? Der Überrest eines Brunnens mit Keramikscherben aus dem 9. Jh. weist auf eine frühe Besiedlung der Hase hin. Der damalige Markt war nur eine kleine Sandkuppe in der Niederung des Poggenbaches; dort wurden frühe Gräber entdeckt. Was sich später mit dem Rathaus und der Marienkirche zum bürgerlichen Zentrum entwickelte, hatte zur Zeit Karls d. Gr. als Friedhof begonnen.

Die Siedlung hatte zu diesem Zeitpunkt zwei „Hauptstraßen“: eine durchzog von Süden nach Norden den Ort, eine zweite verband die Dom- mit der Marktsiedlung. Die heutige Große Straße, der Domhof und die Hasestraße orientieren sich noch am Verlauf der alten „Nord-Süd-Straße“ Außerdem trafen sich mehrere Fernstraßen an der Hasefurt.

Das Leben selbst spielte sich in der Domburg ab.

Über das Aussehen der Domburg kann man nur spekulieren: Schlüter mutmaßt, daß sich die Domburg auf einem knapp fünf Hektar großen Areal zwischen der (jetzigen) Großen Domsfreiheit und dem (jetzigen) Nikolaiort erstreckte. Die Lage auf dem Sandrücken bot einen natürlichen Schutz vor Angreifern, außerdem hatte man zur Sicherung Erdwälle, Palisadenzäune und Wassergräben angelegt.

Daß der Bischof als Landesherr seinen Immunitätsbereich wie eine Burg befestigte, leuchtet ein: eine solche Burg war sichtbares Zeichen der Freiheit vor staatlichem Zugriff. In der Domburg lebten nicht nur Verwaltungskräfte und Geistliche, von Anfang an zog es auch Handwerker und Kaufleute an diesen geschützten Ort. Allerdings war der Raum eng bemessen, und weitere Zuwanderer mußten sich außerhalb des Palisadenzäu-

nes ansiedeln. Diese Entwicklung ist heute noch zwischen der Hasestraße und dem Bischofshofe (Große Domsfreiheit) zu erkennen: Dort zieht sich eine lange, schmale Häuserreihe ohne jeden Hofraum hin, die (in ihrer Parzellierung) deutlich auf den Ursprung kleiner Handwerksbuden, die sich zwischen die große Nord-Süd-Straße und die Umfriedung der Domburg eingezwängt hatten, hinweist.⁹

Mitte des 9. Jahrhunderts wurde die Domburg umgebaut: Archäologische Funde lassen vermuten, daß es einen Bischofspalast gegeben hat. Um Platz zu schaffen, wurden die Kaufleute und Handwerke ausgesiedelt: so entstand auf dem ehemaligen Friedhof die Marktsiedlung, die später mit der Marienkirche eine eigene Kirche erhielt. Das erste Gotteshaus besaß eine offene Vorhalle, in der die Waren gelagert werden konnten. Die alte Nord-Süd-Straße wurde umgeleitet, damit sie dichter an der **Marktsiedlung** entlang lief. (So entstand der Verlauf der jetzigen Krahnstraße¹⁰). Über die jetzige Heger Straße führte ein alter West-Ost-Handelsweg in den Markt hinein, der dann gemeinsam mit der Nord-Süd-Straße über die Hasestraße zum Haseübergang führte. So entstand die langgezogene, breite und fast dreieckige Form des heutigen Marktplatzes. Markt und Handel waren auf die Marktsiedlung beschränkt, und bis in das 17. Jh. hinein gab es in Osnabrück woanders keine Läden oder sonstige Handelsmöglichkeiten.¹¹

Heute sind unter dem Lortzingplatz immer noch viele Spuren der ersten Marktsiedlung verborgen. Kürzliche Grabungen brachten z.B. Reste eines (Garten-)zaunes zu Tage, der im späten 10. Jh. angelegt worden ist. Hinter der heutigen Stadtbibliothek muß also schon damals eine Parzelle eingerichtet worden sein. Das Gelände war noch recht unwegsam, und es stellt sich berechtigterweise die Frage, warum damals jemand sein Stückchen Land zum Nachbarn hin abtrennte. Es wird vermutet, daß der Bevölkerungsdruck bereits vor Verleihung des Markt-, Zoll- und Münzrechtes so groß gewesen sein muß, daß auch in den feuchten Niederungen des Poggenbaches gesiedelt werden mußte.

Daß sich die gefundenen Holzstaken so lange im Boden erhalten haben, dürfte der Feuchtigkeit in 2.60 Metern Tiefe zu verdanken sein. In der ehemaligen Bachniederung steht gewöhnlich so viel Grundwasser, daß Grabungen dort nicht möglich sind. Die Ar-

⁹ Hoffmeyer, Ludwig, Chronik der Stadt Osnabrück. Bearbeitet und erweitert: Dritte Auflage bis 1933 von Ludwig Bäte, vierte und fünfte Auflage bis 1978 von Heinrich Koch, Osnabrück 1985 (5. Aufl.), S. 42

¹⁰ Übrigens: „Krahnstraße“ scheint sich von „Krämerstraße“ abzuleiten, ein deutliches Zeichen dafür, wo damals das Geschäftsviertel der Stadt lag

¹¹ Hoffmeyer, S. 43 ff.

chäologen kamen nun jedoch zum Zuge, weil es in den letzten 6 Monaten so wenig geregnet hat.

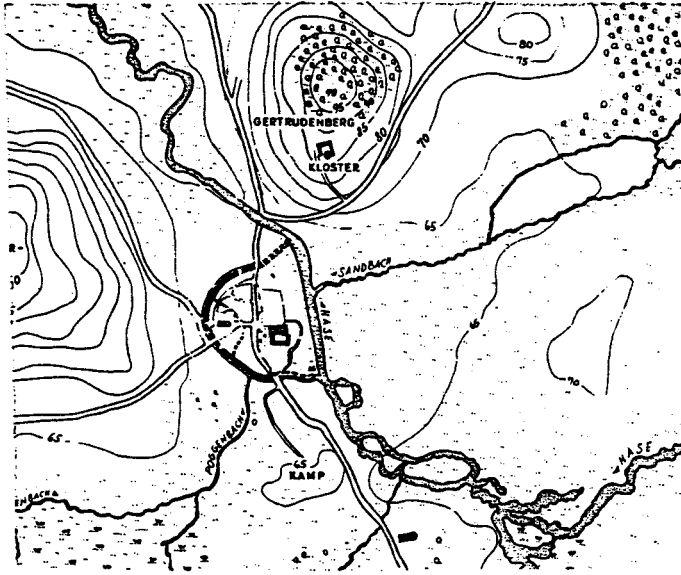
Unter dem heutigen Pflaster des Marktes liegen die Fundamente der ersten Wohnhäuser. Die Häuser wurden zu ebener Erde oder in eine Grube gebaut, ihre Grundfläche betrug manchmal nur drei mal vier Meter, höchstens aber fünf mal fünf Meter. Mit der Verleihung einiger Rechte: dem Markt-, Münz- und Zollprivilegien, wuchs die Bedeutung der Marktsiedlung rasch. Die Händler der Stadt zahlten ihre Abgaben an den Landesherrn, dem Bischof, und dieser gewährte ihnen dafür Schutz. Davon profitierten beide Seiten, und die Stadt entwickelte sich schwungvoll. Die Domburg wurde erneut umgebaut: der 150 Jahre alte Bischofspalast abgerissen, um Platz für den jetzigen Dom zu schaffen.¹²

Um den Marktplatz herum bildeten sich bald mit engen und kurzen Straßenzügen die Gassen der Marktleihschaft (ndt. „letskup“ = Gliedschaft). Diese Bezeichnung „Gliedschaft“ kennzeichnet die ursprüngliche enge Verbindung des neuen Ortsteils zum Kernbereich, der Domburg. Die Marktsiedlung dehnte sich immer weiter aus, bis er zusammen mit der Domburg von einer gemeinsamen Befestigungsanlage umgeben wurde. Wenn man glaubt, daß Flußbegradigungen, -umleitungen oder -“verdeckelungen“ neuzeitliche Phänomene sind, dann irrt man sich. Bereits im 11. und 12. Jh. veränderte man die Flußläufe im Siedlungsgebiet immer wieder, weil sie sich störend auf die räumliche Entwicklung auswirkten. Hase und Poggenbach wurden so umgeleitet, daß sie wie ein Schutzwall nahezu das gesamte Siedlungsgebiet umflossen und innen nicht mehr störten. Mit diesen beiden Flüssen und einem aus Holz, später aus Mauerwerk errichteten Wall erhielt Osnabrück vor dem Bau der ersten Stadtmauer bereits einen stabilen Befestigungsring.¹³

¹² NOZ, 4.11.1995

¹³ Hoffmeyer, S. 46 f.

Abb. 2: Osnabrück um
1100; Bischofsburg
mit Markt¹⁴



Mit dem Anwachsen
der Bevölkerung im

12. Jh. und dem Zuzug vieler entfloherer Höriger aus dem Umland wurde der Siedelplatz innerhalb der befestigten Binnenburg zu eng. Die Handwerker siedelten sich vorzugsweise im Westen der Stadt an, und die heutigen Straßennamen wie Lohstraße, Bierstraße, Kleine und Große Gildewart erinnern daran. Ferner zogen Bauern aus dem Umland dichter an die Stadt heran. Alle diese Ansiedlungen entwickelten sich vorstadtartig im Norden, Westen und Süden vor den jeweiligen Toren der **Binnenburg** (im Süden am Nikolaiort, im Norden an der Überquerung des Poggenbaches, im Westen dort, wo heute die Heger Straße auf den Marktplatz tritt), und zwar hauptsächlich an den Fernhandelswegen. So entstand die Nierenform der Stadt, die heute noch auf jeder Karte gut zu erkennen ist. Nach und nach wuchsen diese neuen Siedlungen zur **Butenburg** zusammen¹⁵

1171 erhielt Osnabrück das **Stadtprivileg** und damit das Recht, die Stadt mittels einer Befestigungsanlage zu schützen. Damals lebten wohl zwei-, allenfalls dreitausend Menschen in der Stadt, aber man plante den Befestigungsring großzügig. Der Platz innerhalb der Mauern reichte später für mehr als 10.000 Menschen. Das gängige Bild von der engen mittelalterlichen Stadt ist also nicht haltbar. Osnabrück im Hochmittelalter und zu Beginn des Spätmittelalters zeichnete sich durch eine großzügige Stadtanlage aus, in der weite Teile noch unbebaut waren. Die Straßenzüge und Parzellierungen, die damals festgelegt wurden, haben größtenteils heute noch Bestand. Die Domburg hörte mit dem Bau

¹⁴ Abbildungsnachweis: Arbeitsgemeinschaft Spöhrhase/ Wulff, Osnabrück: Karten zur Entwicklung der Stadt. Das Werden des Stadtgrundrisses im Landschaftsraum, Osnabrück 1988, Tafel 1

¹⁵ Hoffmeyer, S. 51 ff.

der Stadtmauer allerdings auf zu existieren,¹⁶ und Binnen- und Butenburg und die weiteren Stadtteile Haselaischaft und Johannislaischaft wurden zu einer Einheit. Der Poggenbach wurde umgeleitet, kanalisiert und zum Teil sogar übermauert, um Platz für neue Straßenzüge zu schaffen. Dem Poggenbach floß das Wasser des Schwanen- und Wellbaches (alle drei kamen aus der Wüste) zu. Es wurde aufgestaut und rings um die Stadt herum der Hase zugeführt. Dafür baute man im Süden der Stadt den Neuen Graben, der erst 1852 zugeschüttet wurde und die jetzige Straße entstehen ließ.

Das Gebiet innerhalb der **Stadtmauern** bildet bis heute die Altstadt Osnabrück. Die damals in der Stadt lebenden Bauern wurden zu Ackerbürgern; ihr Vieh wurde noch lange Zeit innerhalb der Stadt untergebracht. Die Art der Bebauung änderte sich: aus dem niedersächsischen Bauernhaus erwuchs das Ständehaus und paßte sich den städtischen Bedürfnissen an.¹⁷

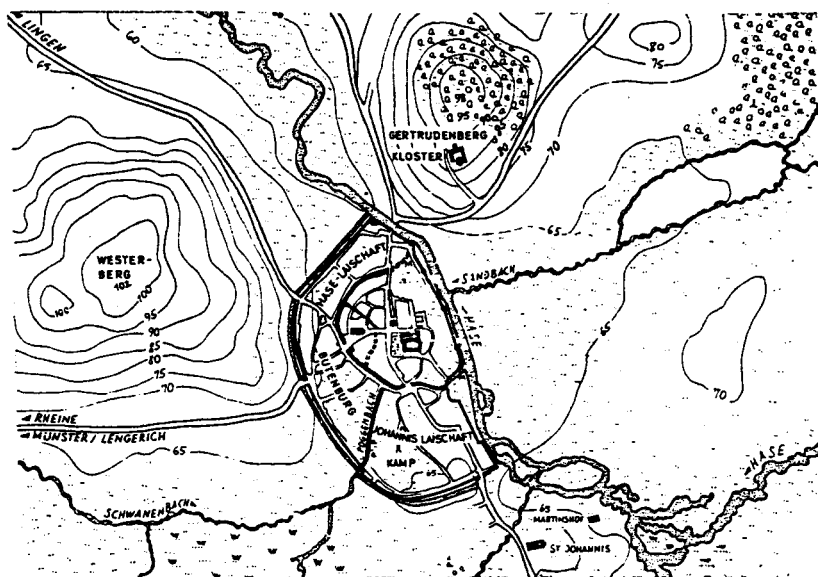


Abb. 3: Osnabrück um 1200: Die Altstadt¹⁸

Die ältesten der heute erhaltenen Stadttürme, der Bocksturm und der Pernickelturm, entstanden während des Baus der Befestigungsanlage Ende des 12./ Anfang des 13. Jh.¹⁹ Zahlreiche Grabungen im Stadtgebiet bringen immer wieder erstaunliche Informationen - und verwirrende Fragen - ans Tageslicht: So fand man z.B. unter der 1248 gebauten Ka-

¹⁶ NOZ, 4.11.1995

¹⁷ Hoffmeyer, S. 52

¹⁸ Abbildungsnachweis: Spöhrhase/ Wulff, Tafel 1

¹⁹ NOZ, 18.1.1995

tharinenkirche Fundamente eines mittelalterlichen Rundbaus und unweit davon zwei mächtige Säulenstümpfe. Das könnten Reste eines Heiligen Grabes oder eines kapellenartigen Anbaus einer ebenfalls runden Grabeskirche sein. Die Heiligen Gräber, errichtet nach dem Vorbild der Grabeskirche in Jerusalem, gibt es in Europa viel, für die Stadt und Region Osnabrück waren sie bisher aber unbekannt. Diese Heiligen Gräber gehörten zur religiösen Kultur der Ritterorden, deren Patronin Katharina war.

Andere Grabungen, und zwar an der Dominikanerkirche, werfen noch mehr Rätsel auf: Dort wurden Mauerreste, älter als die Fundamente der Kirche, mit einer Stärke von bis zu 2.80 Metern gefunden. Das könnten Reste der ersten Stadtbefestigung gewesen sein, außerdem geht die ältere Stadtschreibung davon aus, daß es früher einmal ein „Natruper Tor“ gegeben habe und eine Bauerschaft Natrup direkt vor dem Stadttor. Diese Siedlung konnte bisher archäologisch jedoch noch nicht bewiesen werden.²⁰

²⁰ NOZ, 3.4.1990

2.3. Die Neustadt

(Stichworte: Martinshof, Neue Mühle, Johannistor, Johanniskirche, Rathaus, gemeinsame Stadtmauer)

Städtische Lernorte: Neue Mühle, Schule am Pottgraben, Johannisfreiheit, Johanniskirche, Neustädter Rathaus in der Johannisstraße, Wallring

Wie schon der Name aussagt, ist die Neustadt später entstanden als die Altstadt. Ihr Ursprung ist in einzelnen Höfen oder kleinen Ortschaften zu suchen, die in die vorchristliche Zeit zurückreichen. Der Bischof von Osnabrück besaß im Gebiet der späteren Neustadt einen Hof - den **Martinshof**, auf dessen Grund und Boden jetzt die Neue Mühle, die Schule am Pottgraben und die Johannisfreiheit nebst Kirche liegen. Früheste urkundliche Erwähnung fand dieser Ort um 1240, und schon 1251 gab es eine Befestigung, ferner wurden das **Johannistor** und die **Neue Mühle** gebaut.²¹ Im Westen davon lagen einige Höfe, die für den Bau des Schlosses abgerissen wurden. Diese Höfe gehörten zur Bauernschaft Nahne (von „Non“ = Dorf gegen Mittag bzw. im Süden). Bereits im 11. Jh. wurde für diese Höfe und Nachbargemeinden eine Kirche errichtet, die **Johanniskirche**, die bald zum Mittelpunkt für neue Siedlungen wurde, obwohl sie - von der Bodenbeschaffenheit her gesehen - sehr ungünstig im morastigen Untergrund der Wüste stand. Aus diesen drei Punkten - dem Martinshof, den Einzelhöfen und der Johanniskirche - die sehr bald mit Straßen verbunden wurden, entwickelte sich die Neustadt.²² In einem Stift neben der Johanniskirche wurde eine Schule eingerichtet, von der es heißt: „Seit unvor-denklicher Zeiten sei auch bei der Collegiatskirche zu St. Johann eine ziemliche (d.h. ansehnliche) Schule gewesen, die auch zu Zeiten für besser als die im Dome gehalten worden; ... Es sei daselbst Deutsch und Latein, Künste und Sprachen ... gelehrt worden.“²³

Bereits im 13. Jh. konnte die Neustadt ihre Selbständigkeit erreichen. Auf dem jetzigen Neumarkt wurde ein Augustinerkloster errichtet, was die unmittelbare Nachbarschaft zur Altstadt schuf. Im 14. Jh. gingen Alt- und Neustadt endgültig ihre Verbindung ein: Sie

²¹ NOZ, 12.4.1991

²² Hoffmeyer, S. 67 f.

²³ Hoffmeyer, S. 69

vereinigten ihre Wehrkräfte und umgaben sich mit einer **gemeinsamen Mauer** mit festen Türmen und breiten Gräben. Die weiträumige Umschließung der Neustadt mit diesem gemeinsamen Mauernkranz ließ noch lange Zeit eine ländlich offene Bauweise und bäuerlichen Eigenheiten der Bewohner zu.²⁴ Mitte des 14. Jh. erstreckte sich Osnabrück (Alt- und Neustadt) räumlich auf etwa 102 Hektar und hatte eine Einwohnerschar von ca. 5.000 Menschen. An der Spitze des Rates standen die drei gewählten Bürgermeister, zwei der Alt- und einer der Neustadt. Trotz des Zusammenschlusses mit der Altstadt bewahrte sich die Neustadt einige Rechte auf, z.B. die des eigenen **Rathauses**. Es wurde 1348 gebaut und ist heute noch zu bewundern: Im vorderen Bereich ist das jetzige Kaufhaus Lürer, der hintere Bereich ist seit dem Zweiten Weltkrieg nur noch eine Ruine.²⁵

Auf den Plänen des damaligen Stadtbildes kann man die großzügige Flächenverteilung erkennen. Besonders die Neustadt war nicht dicht bebaut, allerdings war der moorige Untergrund der Wüste auch nicht gerade zum Bebauen geeignet.

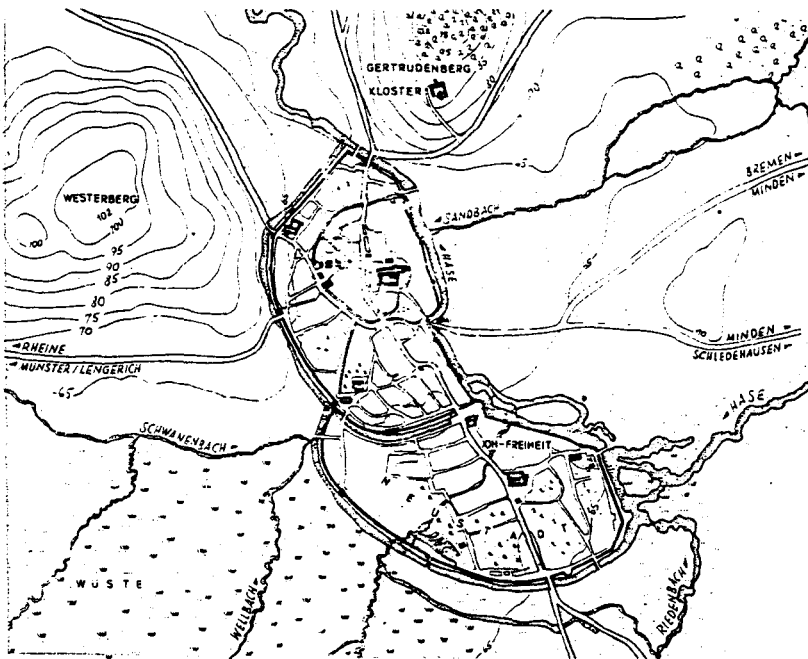


Abb. 4: Osnabrück um 1500. Alt- und Neustadt sind mit einer gemeinsamen Befestigungsanlage aus Stadtmauer und Wasserläufen versehen. Es ist deutlich erkennbar, daß weite Teile des Kernstadtgebietes, vor allem in der Neustadt, noch nicht bebaut worden waren.²⁶

²⁴ Hoffmeyer, S. 69

²⁵ NOZ, 12.4.1991

²⁶ Abbildungsnachweis: Spöhrhase/ Wulff, Tafel 1

2.4. Die räumliche Ausdehnung der Stadt

(Stichworte: Aufhebung des Festungsgebotes, Abriß der Stadtmauer, Stadtautobahn)

Städtische Lernorte: Wallring, Ausfallstraßen, Herrenteichswall

Dieses Stadtbild blieb nach außen hin für mehrere Jahrhunderte fast unverändert. Im Mittelalter wurde zwar auch außerhalb der Stadtmauer gesiedelt (auf dem Westerberg und dem Klushügel), aber mit diesen „Vororten“ konnte die Stadt nicht richtig verteidigt werden. Im Zuge des Schmalkaldischen Krieges brannten die Bürger diese Vororte selbst ab, um „freie Bahn“ zu haben. Erst als 1843 das **Festungsgebot** (und damit das Verbot, außerhalb der Stadtmauer zu siedeln) aufgehoben wurde, konnte sich die mittlerweile eng gewordene Stadt ausdehnen. Die zahlreichen Stadttore hatte man zwar bereits Anfang des Jahrhunderts geschleift, weil sie der Verkehrsentwicklung im Wege waren, der mächtige Schutzwall jedoch, errichtet zwischen einer inneren und einer äußeren Stadtmauer, verhinderte eine gleichmäßige Ausdehnung der Stadt. Gesiedelt wurde an den Ausfallstraßen und so das Stadtgebiet spinnennetzartig vergrößert. Um dem entgegenzuwirken, wurde in den 1870er Jahren begonnen, die **Stadtwälle** - ohnehin als lästiges Hindernis angesehen - zu schleifen. Lediglich Teile des Herrenteichwalls blieben bestehen, weil sie der Stadtentwicklung nicht im Wege standen. Reste der äußeren Stadtmauer sind noch am ehemaligen Städtischen Krankenhaus zu bewundern, ansonsten verwandelte sich der Wall in diesem Jahrhundert in eine mehrspurige **Stadt“autobahn“**, deren Straßenführung das Kernstadtgebiet umschließt und die alte Form deutlich erkennen läßt.

Bis zu diesem Zeitpunkt muß man Osnabrück als Ackerbürgerstadt betrachten. Die sechs Osnabrücker Interessengemeinschaften, die Laischaften, hatten ihre Besitzungen in der Osnabrücker Feldmark, die sie als Holz- oder Weideland gemeinschaftlich benutzten. Diese weiten Flächen waren auch nötig, denn noch zu Beginn des 19. Jh. kamen in der Stadt auf 13 Osnabrücker eine Kuh, und noch 1870 wurden morgens aus jedem Stadttor eine Kuhherde hinaus zum Weiden getrieben.²⁷

²⁷ Stadt Osnabrück, Verkehrsamt (Hg.), Osnabrück — 1200 Jahre Fortschritt und Bewahrung. Profile bürgerlicher Identität, Nürnberg 1980, S. 152 f. Im folgenden zitiert als „1200 Jahre Osnabrück“

3. Leben und Wohnen in der Stadt Osnabrück

3.1. Die Häuser

(Stichworte: Flecht- und Holzhäuser, Steinwerk, Fachwerkhäuser, Bürgerhäuser, Bauernhäuser, Brände, Ein-Raum-Haus, Stadtbild, Fensterböcke, Mietskasernen, Behelfsunterkünfte))

Städtische Lern(stand)orte: Kulturhistorisches Museum/ Archäologische Abteilung, Marktplatz mit Randbebauung, Ledenhof, Hof in der Dielinger Str. 13, Dielinger Str. 27, Steinwerk Bierstr. 7, Rückseite Heger-Tor, Bierstr. 14, Große Gildewart 9, 12, Lohstr. 66, Haus Ecke Krahnstr./ Marienstr., Krahnstr. 7, Marienstr. 17, Hirschapotheke Nikolaiort, Große Straße 43, 54; Siedlungshäuser des Stahlwerkes, Schmiedestraße und Am Schützenhof, Wohncontainer Suthauser Straße

Um 800 n. Chr. war das spätere Marktplatzgelände noch eine Schwemmsandkuppe inmitten der feuchten Haseniederung. Ausgrabungen in der Marktsiedlungen haben ergeben, daß die ersten Häuser der jungen Siedlungen aus **Flecht- oder Palisadenwandgruben** mit einem Grundmaß von ca. 12 bis ca. 25 m² bestanden haben, über die ursprünglich ebenerdige Gebäude mit Strohdach errichtet worden waren.

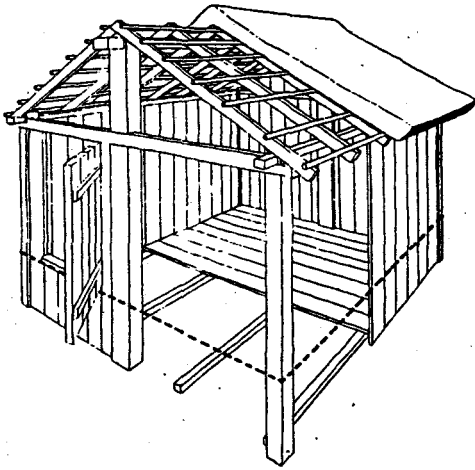


Abb. 5: Modell eines Grubenhauses vermutlich zu gewerblichen Zwecken aus dem 9. Jh. (späterer Marktplatz)²⁸

Die Aneinanderreihung dieser Gruben und der - gemessen an der spätmittelalterlichen Häuserzeile - zu vermutenden Reihe um die früh- bzw. spätmittelalterlichen Marienkirche herum sprechen dafür, daß sie, ergänzt durch Palisaden oder eine Mauer und mit der Kirche im Zentrum, eine Kirchen- oder Kirchhofsburg gebildet haben. Der Innenhof wurde in der Regel als Friedhof genutzt, war während des 9. und 10. Jahrhunderts aber auch mit Grubenhäusern bebaut.

Seit der Befestigung der Altstadt im 12. Jh. war die Anlage der Kirchenburg jedoch nicht mehr nötig.

Die spätmittelalterliche Häuserzeile, die nachweislich von Handwerkern und Krämer bewohnt wurde, ging aus dieser Kirchhofsburg hervor. Diese Häuser besaßen gemauerte Fundamente und Keller, die 1985 bei umfangreichen Grabungen auf dem Marktplatz freigelegt wurden. Die Treppen und die Eingänge zu den Kellerräumen weisen eindeutig auf eine Ausrichtung zur Marktstraße hin.

Gegen Ende des 15. Jh. wurden die spätmittelalterlichen Markthäuser abgerissen und das zwischen ihnen und der Marienkirche gelegene Gräberfeld aufgelassen. Diese Vorgänge

²⁸ Abbildungsnachweis: Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück, Archäologische Abteilung/ Stadtarchäologie Osnabrück, Archäologische Ausgrabungen auf dem Marktplatz der Stadt Osnabrück, 1987, Abb. 4

müssen im Zusammenhang mit dem Bau des neuen Rathauses ab 1487 gesehen werden.²⁹

Neben diesen **Holz- und Flechthütten** gab es aber bereits im 12. Jahrhundert **Steinhäuser** in Osnabrück („domus tota lapidea“ = **Steinwerk**), die vor allem bessersituierten Ackerbürgern als feuersichere Zufluchtsstätte zur Verfügung standen.³⁰ Diese frühen Steinwerke sind außergewöhnlich für den norddeutschen Raum: in anderen Städten wurden sie erst später gebaut. Die angesehenen Besitzer bauten die mindestens zweigeschossigen, turmartigen Steinwerke als Zufluchtsort, Speicher und zweiten Wohnsitz, wenn die Zeiten auf dem Land zu unsicher wurden oder der bischöfliche Dienst und sonstige Geschäfte die Anwesenheit an der Bischofsburg und den Fernstraßenkreuzungen notwendig machten. In Osnabrück sind auch nach dem 2. Weltkrieg noch einige Steinwerke des 13. Jh. erhalten: z.B. im Hof der Dielinger Straße Nr. 13 oder Dielinger Straße Nr. 27 (das allerdings erst aus dem 16. Jh.). Die spätmittelalterliche Entwicklung der geschlossenen Straßenzüge im Altstadtbereich ließen die Steinwerke fast immer als Hinterhofgebäude verschwinden. Ob diese Steinwerke des 13. Jh. auch als Dauerwohnung genutzt wurden, ist nicht bekannt. Sie hatten aber mit Gewölbe und Fenstern immer einen wohnlichen Charakter. Kamine oder Schornsteine gab es allerdings ursprünglich nicht, sie wurden erst im 14. und 15. Jh. eingesetzt, daher ist es fraglich, ob die Steinwerke früher ganzjährig bewohnt waren.

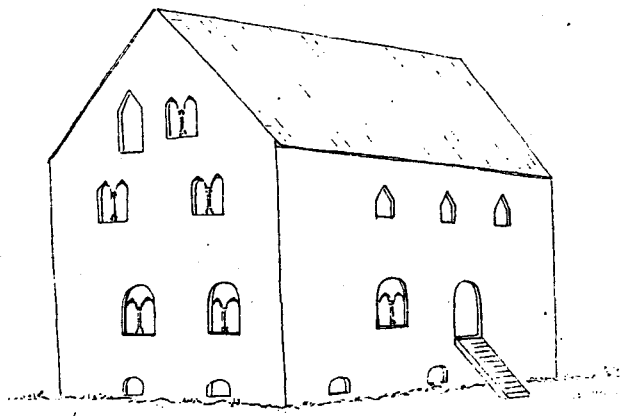


Abb. 6: Steinwerk Bierstr. 7³¹

Das Steinwerk Bierstraße 7, im letzten Krieg ausgebrannt, gehörte zum Kloster Gertrudenberg. Es ist immer noch ein wuchtig wirkender Bruchsteinbau. Zwischen dem gewölbten

Keller und dem gewölbten Obergeschoß unter dem Dach befanden sich ursprünglich zwei fast gleichhohe Geschosse mit mächtigen Balkendecken. Der ursprüngliche Zugang

²⁹ Siehe: Schlüter, Wolfgang. Archäologische Ausgrabungen auf dem Marktplatz der Stadt Osnabrück. Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück. Archäologische Abteilung, Osnabrück 1987 (im Museum erhältlich)

³⁰ Hoffmeyer, S. 51

³¹ Abbildungsnachweis: Poppe, Roswitha, Alt-Osnabrück. Seine Bürgerbauten und Straßenzüge, Osnabrück 1966, S. 7

lag in 2,30 m Höhe an der Traufseite des Hauses in Richtung zum heutigen Haus der Jugend. Eine innere Verbindung zwischen dem überwölbten Keller und den oberen Geschossen hat es nie gegeben. Wenn in gefährdeten Zeiten die Bewohner die leichte Treppe zu dem hochgelegenen Eingang entfernten, war das Steinwerk praktisch nicht zu erobern. Erst im 16. Jh., als das Steinwerk mit dem Nachbargebäude zusammengewachsen war, verwandelte man das untere Zwischengeschöß durch Höherlegen der Balkendecke und durch große, rechteckige Fenster in einen Renaissance-Saal mit Mittelsäule und großem Kamin.³²

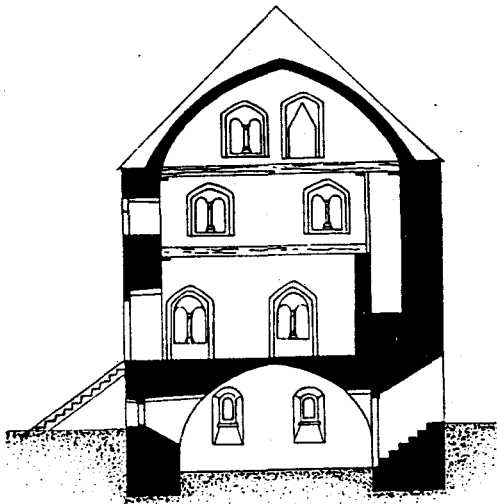


Abb. 7, Steinwerk Bierstraße³³

Ein ähnliches, wenn auch kleineres, freistehendes Steinwerk blieb auf dem Hof der Dielinger Straße 13 erhalten. Auch hier lag der Eingang 1.40 Meter über dem Boden. Er führte durch einen Mauergang in eine ursprünglich nur niedriges Zwischengeschöß mit einfachen Fenstern,

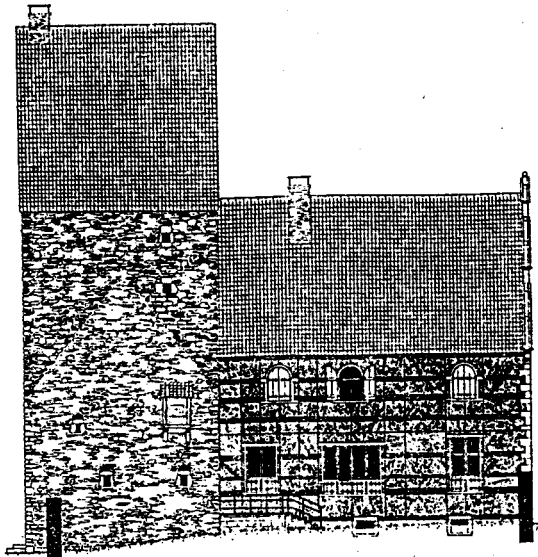
dem Speicherraum. Von dort aus gelangte man über eine Treppe in das überwölbte Obergeschöß. Dieses Steinwerk wurde im 16. Jh. umgebaut. Heute trennt eine Balkendecke Keller und erstes Geschöß, aber wahrscheinlich war der Keller früher überwölbt.³⁴

Auch der Ledenhof war ursprünglich ein solches Steinwerk. Später wuchsen Steinwerk und Patrizierhaus zu dem mächtigen Gebäude zusammen, welches heute noch gegenüber des Schlosses zu bewundern ist.

³² Poppe, Roswitha, Alt-Osnabrück, S. 5 ff

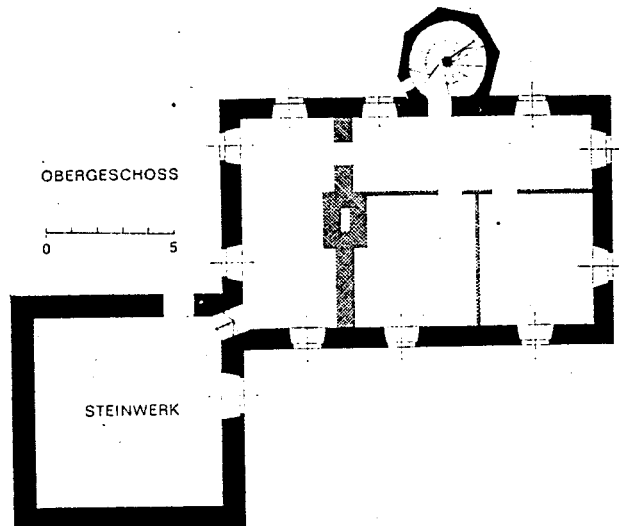
³³ Abbildungsnachweis: Poppe, Alt-Osnabrück, S. 7

³⁴ Poppe, Alt-Osnabrück, S. 6 f.

Abb. 8: Der Ledenhof³⁵

Häuser und Steinwerke wuchsen in den späteren Jahrhunderten oft zusammen, weil immer wieder angebaut wurde. Das Steinwerk wurde dann meistens die „Kammer über dem Keller“, die direkt an jedes an der Straße liegende Wohnhaus anschloß. Vor dem letzten Krieg gab es in Osnabrück noch ca. 200 Steinwerke.

Manchmal waren aber auch nur die Keller dieser Hinterhäuser aus Stein gebaut, und die Kammern darüber im Fachwerk errichtet.³⁶

Abb. 9: Der Ledenhof³⁷

³⁵ Abbildungsnachweis: Poppe, Roswitha. Osnabrück, Deutscher Kunstverlag, o.O., o.J., S. 27

³⁶ Poppe, Alt-Osnabrück, S. 7 f.

³⁷ Abbildungsnachweis: Poppe, Alt-Osnabrück, S. 15

Die Flecht- und Holzhütten wurden im Laufe des Mittelalters von **Fachwerkhäusern** ersetzt, von denen viele jedoch gemauerte Seitenwände hatten, damit im Falle eines Brandes das Feuer nicht so schnell von einem Haus aus das andere übergreifen konnten. Vorder- und Rückfassade wurde jedoch weiterhin im Fachwerkstil gebaut. Wegen der Feuergefahr wurden ab 1338 Neubauten mit Strohdach in der Stadt verboten. Die Dächer wurden nun mit Ziegeln gedeckt, von denen man einige noch im Kulturhistorischen Museum betrachten kann. Es gab allerdings auch Holzziegel, und damit war die Brandgefahr überhaupt nicht eingedämmt.

Die Angst vor Feuer war nicht unbegründet: Anfangs bestanden die Häuser aus leichtbrennbarem Material, Lichtquellen waren das offene Herdfeuer, das niemals ausgehen durfte, oder Kienspäne, die ebenfalls mit offener Flamme brannten. Feuersichere Schornsteine oder gar Blitzableiter gab es nicht. Osnabrück wurde wiederholt von schweren **Bränden** heimgesucht: Um 1000 n. Chr. brannten der Dom und die Wohnungen der Geistlichen ab, im Winter 1253/ 54 erneut, 1331 traf es das Augustinerkloster.³⁸ Am 21. April 1530 brach im Hause Joh. Redelich in der Hakenstraße ein Brand aus, der nicht gebändigt werden konnte. Das Feuer breitete sich in Richtung Kamp und der Alten Münze aus und legte innerhalb von sechs Stunden die gesamte südliche Altstadt in Schutt und Asche. Und als man wenige Jahre später aus Verteidigungsgründen die äußere Stadtmauer und dazwischen den Wall errichtete, benutzte man das Bruchmaterial, um den Wall aufzuschütten. Als der Wall Ende der 1870er Jahre abgetragen wurde, kamen viele verkohlte Balken, Keramikscherben und verbrannter Hausrat zu Tage. Nach Angaben von C. Stüve sollen bis ins 19. Jh. hinein an der Hamkenstraße und dem Grünen Brink Grundstücke seit diesem Brand wüst gelegen haben.³⁹ Am 13. März 1613 brach erneut Feuer in der Altstadt aus, das sich wegen des heftigen Südwestwindes rasch ausbreitete: der westliche Teil der Schweinestraße (jetzt Marienstraße), die Nordseite der Heger Straße, die Große und die Kleine Gildewart, die Bierstraße und der ganze Stadtteil zwischen dieser und der Hase wurden fast ganz vernichtet. Etwa 170 Bürgerhäuser, die Scheunen und Ställe nicht mitgerechnet, wurden eingeäschert. Eine der Tafeln an der Rückseite des Altars der St.-Marien-Kirche spricht von 942 Häusern samt der Kirche und deren Turm, die verbrannt sind.⁴⁰ Damals gab es noch keine Feuerversicherungen,

³⁸ Hoffmeyer, S. 157

³⁹ Hoffmeyer, S. 129, S. 109

⁴⁰ Hoffmeyer, S. 157

und ein solcher Brand konnte eine Bürgersfamilie an den Bettelstab bringen. Mit Hilfe von Spenden und Krediten konnten viele Häuser neu errichtet werden, wie man noch später an den Inschriften dieser Häuser ersehen konnte. Nur wenige der neuen Häuser zeigten ähnlichen Schmuck wie die alten, abgebrannten. Die meisten sahen nüchtern, manche richtig ärmlich aus. Und den meisten erteilte erneut das Feuerschicksal: sie brannten im 2. Weltkrieg ab.⁴¹

In einer ersten Feuerverordnung aus dem Jahre 1665 werden die Bürger ermahnt:

„daß ein jeder sein Licht und Feuer fleissig verwahre / mit offenem Licht ohne Laternen oder Leuchten nicht in die Ställe / Cammern / auff die Balcken oder andere Ohrter gehen / woselbst Flachs / Heu / Stro / oder dergleichen lagern.“⁴²

Die ersten Fachwerkhäuser hatten noch ziemliche Ähnlichkeit mit den heimischen **Bauernhäusern**. Zwischen den Ständern, die die Balken trugen, breitete sich die große Deele aus. In niedrigen Abseiten, den Kübbungen, stand wahrscheinlich das wenige Vieh. Im hinteren Teil des Hauses befanden sich in der Nähe des offenen Feuers die Schlafgelegenheiten für das Gesinde. Im allgemeinen schlief man in Wandbetten. In der angebauten „caminata“, der Kemenate, befand sich der Rückzugsraum der Familie, das elterliche Schlafzimmer.

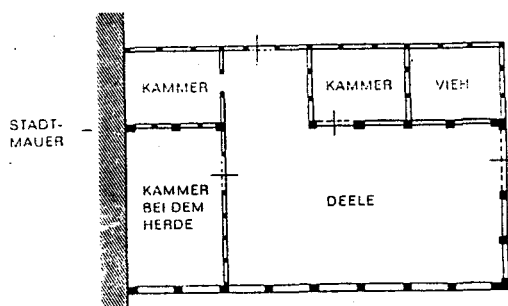


Abb. 10: Bäuerliches Haus an der Stadtmauer⁴³

Die Bürger benutzten vielfach, wie man noch heute am Heger Tor sehen kann, die Stadtmauer als Rückwand ihrer Häuser.

Dann mußten sie es sich allerdings gefallen lassen, daß die Wach- und Verteidigungsmannschaften durch ihre Häuser gingen.⁴⁴

⁴¹ Hoffmeyer, S. 158

⁴² In: 1200 Jahre Osnabrück, S. 117

⁴³ Abbildungsnachweis: Poppe, Alt-Osnabrück, S. 11

⁴⁴ Hoffmeyer, S. 107

In der Stadt wohnten aber nicht nur Kaufleute und Handwerker, sondern auch viele Bauern, die ihre Ländereien vor den Toren hatten. Das Vieh war jedoch, wenn es nicht draußen von Hirten bewacht weidete, innerhalb der Stadt untergebracht, und zwar in den großen Deelen ihrer Häusern. Später wurde das Vieh in gesonderten Ställen untergebracht, und das zur Straße giebelständige Haus wurde mit einer Wohldiele ausgestattet, in der sich der tägliche Ablauf des Familienlebens vollzog.⁴⁵ Eine große Einfahrtstür führte auf diese Diele, die später oft auch als Werkstatt, Warenlager und im Herbst zeitweise als Dreschtenne diente. Im Hintergrund der Diele lag der offene Herd, der gewöhnliche Aufenthaltsort der Familie. Die an den beiden Seiten der Diele liegenden offenen Viehställe wurden, nachdem abgetrennte Ställe gebaut worden waren, als schmale Zimmer eingerichtet. Aber nur die jeweils an der Straßenseite liegenden Zimmer erhielten Licht und Luft, die dahinterliegenden waren dunkel und konnten nicht belüftet werden - eine Ursache für die hohe Krankheits- und Sterberate in der Stadt.

Im 14. Jh. entwickelte sich, übereinstimmend mit den anderen hanseatischen Städten, das nur schmale **Einraum-Haus** mit der geräumigen Deele, die von Außenwand zu Außenwand reichte. Die Ausstattung der Wohnräume war anfangs sehr einfach: ein schwerer Tisch, davor eine Truhe mit Deckel, die gleichzeitig als Sitz diente und einige Stühle. Die Wände waren getüncht, der Fußboden meistens aus Lehm gestampft.⁴⁶ Aus einer Nachlaßurkunde von 1493 geht der Besitz und die Raumaufteilung eines typischen Osnabrücker Bürgerhauses deutlich hervor: Es gab den Herd auf der Diele, die Sul und einen Tisch mit 11 Stühlen. Im vorderen Bereich der Diele war eine kleine Kammer eingebaut. Sie lag neben der großen Einfahrt zur Straße und scheint mit ihrer Ausstattung - Wandschrank, Bank, Tisch und Stuhl - ein für die niederdeutschen Handelshäuser typischer kleiner, büroartiger Raum gewesen zu sein. Eine Treppe führte auf den Dachboden, unter dieser Treppe standen die Betten. In der Steinwerk-Kammer war das Elternschlafzimmer eingerichtet. Die Einraumdiele war Wohn- und Arbeitsplatz zugleich, separate Küchen gab es nicht.

⁴⁵ Hoffmeyer, S. 53

⁴⁶ Hoffmeyer, S. 222 f.

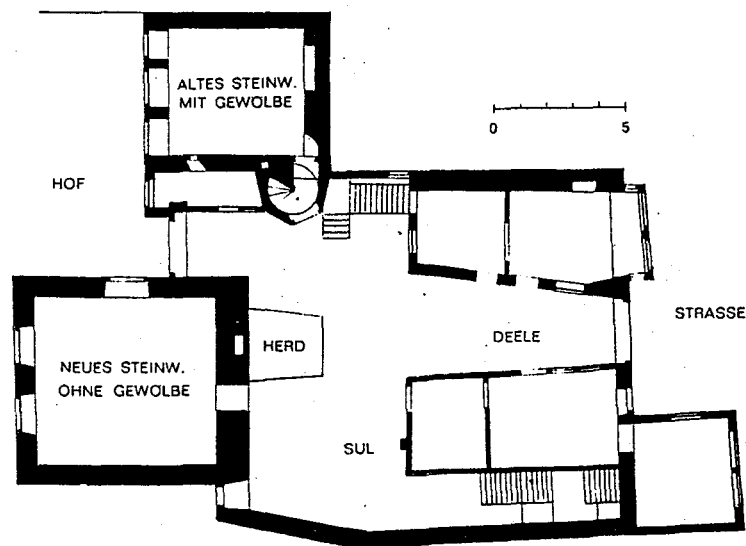


Abb. 11: Patrizierhaus Große Straße 34 mit Sul und zwei Steinwerken⁴⁷

Der Kamin lag im allgemeinen in der steinernen Brandmauer, an die im hinteren Giebel des Hauses die „Kammer über dem Keller“, das Steinwerk, anschloß. Wichtigstes Bestandteil der größeren Häuser war die sogenannte Sul, ein mächtiger Holzständer, der die Decken stützte. Seit dem 15. Jh. wurde die Sul kunstvoll verziert.⁴⁸

Die Einteilung der Bauernhäuser war ähnlich, nur daß die Sul fehlte und rechts und links der Diele das Vieh untergebracht war.⁴⁹

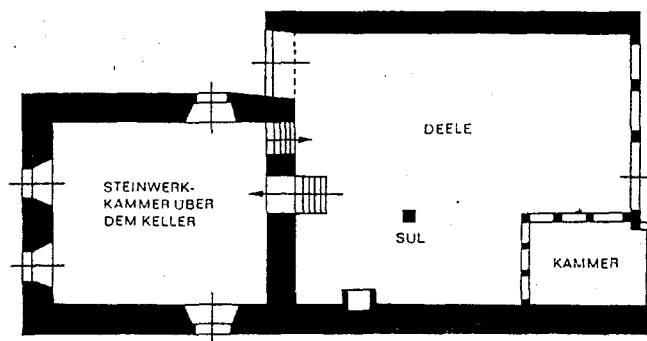


Abb. 12: Einraumhaus mit Sul, Dielinger Str. 9⁵⁰

Wegen der engen Bebauung im Altstadtbereich konnten Hausausbauten nur bedeuten, daß man in die Höhe baute. Die

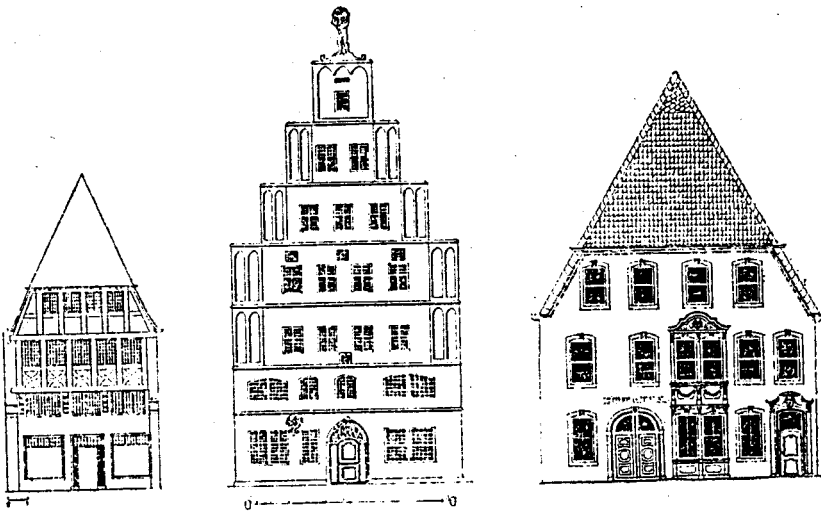
⁴⁷ Abbildungsnachweis: Poppe, Alt-Osnabrück, S. 14

⁴⁸ Poppe, Alt-Osnabrück, S. 9 f.

⁴⁹ Poppe, Alt-Osnabrück, S. 11

⁵⁰ Abbildungsnachweis: Poppe, Alt-Osnabrück, S. 10

Brandmauern umfaßten dann das hohe Deelengeschoß und darüber ein niedriges Speichergeschoß. In das steile Dache waren zwei weitere Geschosse eingefügt. Als besonders typisch für das Straßenbild des alten Osnabrücks im 16. Jh. mögen die beiden erhaltenen Häuser Marienstraße 17 und Krahnstraße 7 gelten. Das Haus in der Marienstraße ist typisch für alle einfachen Häuser, die am klassisch einfachen Aufbau des 15. Jh. festhielten. An dem Haus Krahnstraße jedoch wird die Schmuck- und Zierfreude ersichtlich. Bis zum später beschriebenen Brand 1613 herrschte ein kurzer Trend vor, die Fassaden der Bürgerhäuser so aufwendig wie möglich auszustatten.



Krahnstraße 4. – Alte Löwenapotheke, abgebrochen um 1800. – Markt 13

Abb. 13: Unterschiedliche Hausfassaden aus unterschiedlichen Zeiten⁵¹

Es liegen nur wenige Quellen vor, wie es in der Frühen Neuzeit in den Osnabrücker Bürgerhäusern ausgesehen hat. Einige Informationen erhält man durch die Berichte der Abgesandten für die Westfälischen Friedensverhandlungen, die in Osnabrück einquartiert worden waren. Aber die genauen Wohnungen der Gesandten sind meistens nicht bekannt. Fest steht allerdings, daß zu dieser Zeit (also um 1647) viele Bürgerhäuser leer standen, da die Bewohner gestorben oder fortgezogen waren. Die zur Verfügung gestellten Wohnungen boten den Gesandten nur wenige und unbequeme Räume: Den größten Teil der Häuser nahm der Hausflur ein, daneben lagen einige schmale Zimmer und im Hintergrund über dem Keller ein düsteres Steinwerk. Die meisten Gesandten versuchten

⁵¹ Abbildungsnachweis: Poppe, Osnabrück, S. 22

daher, in Adelshäuser unterzukommen. Ein spanischer Gesandter ließ den Flur des ihm zugewiesenen Hauses (das Stricker-Meiersche Haus Ecke Krahn- und Marienstraße, heute das Haus Läer) durch Bretter, die mit Tapeten verkleidet wurden, in eine Reihe von Zimmern umwandeln.⁵²

Osnabrück bot damals **keinen erfreulichen Anblick**: nicht nur, daß die Stadt völlig verdrückt war⁵³, sie bot auch einen ziemlich verwahrlosten Eindruck: von den 1.786 Haushaltungen, die man noch 1623 gezählt hatte, waren nur noch 830 vorhanden. Die restlichen Häuser standen leer oder waren verfallen.⁵⁴

Nach dem Westfälischen Frieden änderte sich das Stadtbild nur wenig. Das Straßenpflaster bestand aus kleinen, runden Steinen, die aber nicht vor allen Häusern gleichhoch waren. Bürgersteige gab es nicht. Die Häuser hatten oft eine gemeinsam Seitenmauer, auf der die meistens hölzerne Dachrinne lag, die das Wasser von zwei Dachflächen aufnahm und, da sie etwa einen Meter über die Vorderseite des Hauses hervorragte, im Bogen in Richtung Gasse spie. Senator Wagner (1768 - 1846) äußerte sich dazu:

„Es war wirklich ein imposanter Anblick, bei Gewitter oder starkem Regen die Wassermasse hinunterströmen zu sehen. Welches Getöse entstand dadurch, und wie unangenehm war es für den Fußgänger, wenn er von solchem Guß getroffen wurde, dem er, besonders bei starkem Wind, selten ausweichen konnte ... Wehe dem Erntewagen, der vom Gewitter übereilt wurde und unter solchen Wasserausguß geriet; an Ausweichen war nicht zu denken.“⁵⁵

Wohl bemerkt: das war noch zu Beginn des vergangenen Jahrhunderts so!

Seit dem Verbot von Strohdächern hatten ärmere Bürger ihre Häuser mit Holzziegeln gedeckt; das war natürlich ebenso feuergefährlich wie ein Strohdach, aber erst 1819 wurden diese Holzdächer verboten.⁵⁶

Große Unannehmlichkeiten für Passanten waren die **Fensterböcke**: Der Markthandel (nicht die jährlichen Jahrmärkte) war während des Dreißigjährigen Krieges eingegangen. Der Handel wurde also in die Häuser verlegt, die dazu aber nicht ausgerichtet waren.

⁵² Hoffmeyer, S. 206

⁵³ das wird im Kapitel „Müll“ beschrieben

⁵⁴ Hoffmeyer, S. 218

⁵⁵ in: Hoffmeyer, S. 271

⁵⁶ Hoffmeyer, S. 271

Vor allem konnte man die Waren nicht wie auf dem Markt auslegen, weil es keine Schaufenster gab. Die Händler nutzen ihre Fensterläden (die man nicht von außen nach innen, sondern von unten nach oben vor die Fenster schloß) als Tische, um ihre Ware feilzubieten, und zwar alles, was nur angeboten werden konnte: Gebrauchs- und Luxusgegenstände aus Holz, Metall, Leder, Lebensmittel Stoffwaren etc. Vielfach waren diese Tische aus Schutz vor der Sonne mit auf kleinen Säulen liegenden Markisen überdacht: in der Mitte der Straße die nicht begehbare Gosse, rechts und links die Ladentische: kaum noch Platz für Fuhrwerke oder Fußgänger. Um das ganze noch zu verschlimmern, wurde oft der Platz unter den Tischen dafür genutzt, Kehrlicht und Mist der Haustiere abzulagern - dort sah man sie nicht so schnell (roch sie aber). Von dort wurden sie aber auch schlecht mit Regenwasser fortgeschwemmt, weil sie geschützt im Trockenen lagen!

Erst Ende des 18. Jh. wurden diese Fensterböcke verboten, was zum Teil heftigen Unmut unter den Kaufleuten auslöste, andererseits aber auch junge Burschen in der Stadt ermutigte, sich auf nächtlichen Streifzügen randalierend der unliebsamen Fensterböcke „anzunehmen“.

Seit dem Westfälischen Frieden hatte die Baulust in der Stadt stagniert, außerdem waren durch die bereits beschriebenen Großfeuer viele Bürger verarmt und froh, überhaupt ein kleines Dach über dem Kopf zu haben. Die Häuser der Bürger, selbst der Wohlhabenden, waren nicht sehr groß und hatten nur wenige Zimmer. Den größten Raum nahm jeweils die Dresch- und Arbeitsdiele ein. Daher wurde jedes Haus im Schnitt auch nur von einer Familie bewohnt, und zwei Gewerbetreibende fanden sich niemals unter einem Dache.

1767 gab es in der ganzen Stadt 1130 Wohnungen, darin wohnten 1772 nur 5.923 Menschen; in jedem Gebäude also durchschnittlich etwas mehr als fünf.

Das in den 1670er Jahren erbaute Schloß schuf ein zweites, reichlich elitäres Wohnzentrum in der Stadt, denn nun bauten die Adligen ihre Stadthäuser vor allem in Schloßnähe. Einige dieser Adelshöfe hatten bis zum 2. Weltkrieg Bestand.⁵⁷

Erst, als sich der Wohlstand der Bürger nach dem Siebenjährigen Krieg wieder zu heben begann, erwachte die Baulust erneut. Nun entstanden auch die große Häuser, von denen einige den 2. Weltkrieg überstanden haben, z.B. die Bischöfliche Kanzlei oder die Hirschapotheke am Nikolaiort⁵⁸ Typisch sowohl für adlige wie bürgerliche Bauten Ende des 18. und Anfang des 19. Jh. in Osnabrück ist der schlichte, klar durchgestaltete Klas-

⁵⁷ 1200 Jahre Osnabrück, S. 216

⁵⁸ Hoffmeyer, S. 273

sizismus nach dem Vorbild der neuen Bischöflichen Kanzlei in der Hasestraße. Bei den meisten dieser Häuser handelte es sich aber nicht um Neubauten, sondern um die Umgestaltung vorhandener Bauten, mitunter auch durch Zusammenziehen mehrerer Grundstücke, was wegen der partiellen „Entvölkerung“ der Stadt leicht machbar war. Die Fassaden dieser klassizistischen Gebäude dienten der Repräsentation und nahmen die antike Säulenordnungen auf, um den aristokratischen Anspruch anzudeuten. Kennzeichnend für dieser großen Häuser ist, daß sie nur von einer Familie nebst Bediensteten bewohnt wurden, und - entsprechend ihrer gesellschaftlichen Bedeutung - viel Raum - oft ein halbes Stockwerk - nur für dieses gesellschaftliche Leben eingerichtet war. Die Innenausstattung wie Türrahmen und -füllungen, Wandpaneele, Kamine etc. war jeweils den individuellen Bedürfnissen der aus der Oberschicht stammenden Bauherren abgestimmt und spiegelt die Haltung dieser Schicht wider, sich abzuschließen und nur in ihren eigenen Wänden geschmackvoll mit hohem exklusivem Anspruch unter ihresgleichen zu leben.⁵⁹

Eine nächste Bauphase trat ein, als mit der Aufhebung des Festungsgebotes endlich außerhalb der Stadtmauern gesiedelt werden durfte. Diese Zeit der Entwicklung wurde allerdings durch die politischen Wirren von der Auflösung des Fürstentums 1802 bis zur Einverleibung Hannovers in das Königreich Preußen 1866 ein wenig eingedämmt.

Bis zu dieser Zeit ist eine Einordnung der Osnabrücker Bevölkerung nach ihren Wohnverhältnissen möglich:

- die Armenhäuser der milden Stiftungen
- halbbäuerliche Häuser in der weiträumigen Neustadt
- Handwerks- und Kaufmannshäuser der Einraumtradition mit Hinterhaus
- Hoflagen des Patriziats und des ländlichen Adels mit Steinwerk, Torhaus und Palas, Wohndeele und Festräumen.⁶⁰

Dabei wohnten die wohlhabenderen Osnabrücker eher im Zentrum der Altstadt, während sich die ärmeren Bevölkerungsschichten mehr in den Randbereichen, vor allem der Neustadt, angesiedelt hatten.

⁵⁹ 1200 Jahre Osnabrück, S. 217

⁶⁰ 1200 Jahre Osnabrück, S. 177

Im Zuge der Industriellen Revolution in der zweiten Hälfte des 19. Jh. wurde die Bautätigkeit fortgesetzt. Nun entstanden aber nicht nur Einfamilienhäuser für Bürger, die es sich leisten konnten, sondern es wurden - vor allem im Schinkel - **Mietskasernen** gebaut, um die immer größer werdende Flut von Arbeitern unterzubringen.

Die Wohnungsfrage bzw. die Wohnungsnot der Industriearbeiter, der stärksten Bevölkerungsgruppe, war ein zentrales Problem im 19. Jh. In der Regel wurde kein dem Zuzug der Arbeitskräfte entsprechender Wohnungsbau betrieben, so daß sich immer mehr Menschen dieser sozialen Schicht immer weniger Wohnraum teilen mußten. Osnabrück blieb trotz der sich bildenden Großindustrie vor einer mit dem übrigen Europa vergleichbaren Wohnungsverelendung der arbeitenden Klasse verschont. Mit dem Anwachsen der Bevölkerung um 10.000 Einwohner von 1867 bis 1875 auf insgesamt 29.860 Einwohner stieg parallel der Wohnungsbau an. Schon 1870 baute das Stahlwerk eine Arbeiterkolonie, deren 13 eingeschossigen Häuser mit ausgebautem Dachgeschoß insgesamt 43 Wohnungen Platz boten. Sie lagen, um eine mögliche Selbstversorgung mit Lebensmitteln zu gewährleisten (um die damals üblichen stark schwankenden Löhne auszugleichen) inmitten des landwirtschaftlich genutzten Gebietes an der der Stadt abgewandten Seite des Stahlwerksgeländes. Jeder Wohnung wurde ein Stall und ein Gartengrundstück von 120-130 qm zugeordnet.⁶¹

Aber trotzdem war auch in Osnabrück zu Beginn der Industrialisierung die Wohnsituation für Arbeiter mehr als ungenügend: Für die Stadt hatte der industrielle Aufschwung überraschend schnell eingesetzt, und sie war, was die Wohnungsfrage betrifft, nicht darauf vorbereitet gewesen. Außerdem standen zu diesem Zeitpunkt die Stadtwälle noch und ein gleichmäßiges Ausdehnen der Stadt war nicht möglich. Da die Arbeiter in unzumutbaren Behausungen wohnten, wurde die Stadt dazu aufgefordert, städtisches Gelände zum Bau von Arbeiterwohnungen billig abzugeben.⁶² In einem Zeitungsartikel aus dem Jahr 1867 wird der Zustand von Arbeiterwohnungen geschildert:

„Es ist unglaublich, wie groß die Noth der Arbeiter ist, wenn sie Wohnungen suchen, welche enorme Miethpreise sie zahlen müssen, und wie viele Bedürfnisse unbefriedigt bleiben. Erklären läßt sich dies aus dem mangelhaften Verhältnis der Neubauten zu dem raschen Anwachsen der Bevölkerung Osnabrücks in den letzten Jahren; während früher durchschnittlich 9 Personen auf ein Haus gerechnet wurden, ergibt der Durchschnitt gegenwärtig 19 Per-

⁶¹ 1200 Jahre Osnabrück, S. 286

⁶² OA, 11.9.1866

sonen. Die Noth hat den Höhepunkt erreicht; es scheint daher eine Pflicht der städtischen Verwaltung zu sein, daß der Anbau von Arbeiterwohnungen ganz entschieden begünstigt werde, um wieder gut zu machen, was das frühere beklagenswerte System verdorben hat, welches den Anbau in der Feldmarkt beschränkte. (...) Es muß etwas geschehen, wenn man bedenkt, daß aus schlechten, dumpfen, feuchten Wohnungen Krankheiten hervorgehen, wenn man bedenkt, daß in denselben die Arbeiterkinder mit ihren bleichen Gesichtern als lebendige Zeugen der groß gewordenen Wohnungsnot zur Hülfe fordern.⁶³

Die Wohnungsnot zu lindern wurde eingesehen, aber bitteschön: nicht dort Arbeiterhäuser bauen, wo sich die Osnabrücker Bürger angesiedelt hatten und sich nun gestört fühlen könnten. Noch 1899 wehrten sich die Bürgervereine dagegen, daß an den Hauptstraßen (und Hauptausfallstraßen) Arbeiterhäuser gebaut wurden. Diese Straßen wie z.B. die Iburger Straße, waren nach Schleifung der Wälle mit prächtigen Bürgerhäusern versehen worden. Arbeiterhäuser würden nun die Gegend verschandeln und das „würdige Aussehen der Stadt“ zerstören.⁶⁴

Die vielen mehrgeschossigen Mietsblöcke, die es heute überall in Osnabrück gibt (und die mitunter recht langweilig und trostlos aussehen), sind das Ergebnis der großen Wohnungsnot nach dem Ersten und erst recht nach dem Zweiten Weltkrieg.

In den 1920er Jahren wurde erstmals begonnen, durch baupolizeiliche Maßnahmen in Reaktion auf Bodenspekulationen der Gründerjahre die Grundlagen für menschenwürdige Wohn- und Arbeitsverhältnisse sicherzustellen. Der Bauzonenplan von 1924 weist daher unterschiedliche Bauzonen mit unterschiedlichen Bebauungsvorgaben auf. So wurde in der Innenstadt (bis auf einige Ausnahmen) z.B. die viergeschossige Bebauung mit der Anlage von Läden im Erdgeschoß und die Bebauung des gesamten Grundstückes bewilligt, also eine sehr dichte Bebauung, bei der der Boden komplett versiegelt wurde. Insgesamt durfte die Bauhöhe jedoch nur 75 % der Grundstücksfläche ausmachen. In den Wohnvierteln der Außenstadt wurden für einige Straßen eine geschlossene dreigeschossige, für den Rest eine zweigeschossige Bebauung vorgesehen, die Grundstücke durften nur zu 50-60% bebaut werden. Offene Bebauung mit zwei Geschossen galten in

⁶³ OA, 26.6.1867

⁶⁴ OVZ, 10.1.1899

den von wohlhabenden Bürgern bevorzugten Wohnvierteln: am Westerberg, am Bürgerpark, auf dem Klushügel und dem Schölerberg. Im Bereich der ländlichen Bebauung und der Freiflächen durften die Grundstücke nur zu 30 % bebaut werden. Für die übrigen Wohngebiete galten die Bestimmungen der dreigeschossigen Bebauung, ferner durfte sich dort auch Gewerbe ansiedeln. Als reines Industrie- und Gewerbegebiet („Fabrikviertel“) wurde der Fledder ausgewiesen.⁶⁵

Abschließend noch eine paar Worte zu einer ganz anderen Art von Bebauung: den Behelfsheimen. Heute stehen noch in Atter sechs dieser kleinen Unterkünfte, die Ende der 1940er Jahre an der Leyer Straße aufgestellt worden waren. Komfort und Platz gab es nicht: ein Fundament, ein paar Ständer und dazwischen fertige Platten aus Beton, dazu eine Tür, einige Fenster und obendrauf ein Dach aus Teerpappe — fertig war das Haus. Die Baracken aus der Nachkriegszeit messen etwa 7 mal 3,50 Meter und bestehen aus zwei Zimmern. Unerhörter Luxus: die Toilette befindet sich im Hausinneren und nicht als Stilles Örtchen draußen. Dafür gab es Wasser nur an einer Gemeinschaftspumpe.⁶⁶

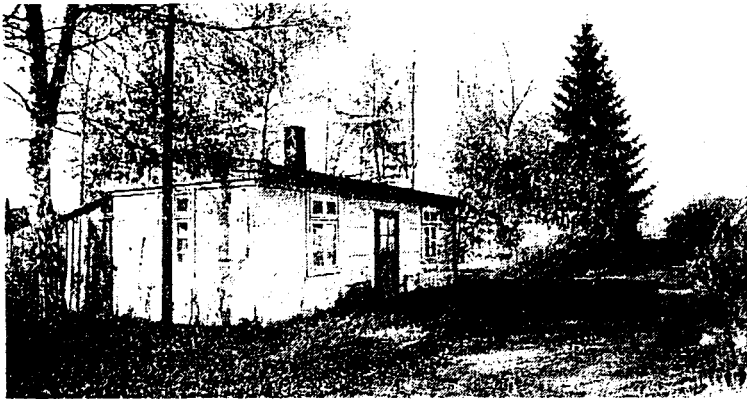


Abb. 14: Behelfsbaracke aus der Nachkriegszeit in Atter⁶⁷

Die große Zahl der Aus-, Übersiedler und Asylbewerber der vergangenen Jahre brachte es mit sich, daß eine zweite Generation dieser Barackenbauten im Stadtgebiet entstand: die Wohncontainer, die z.B. an der Sutthausen Straße stehen. Auch das ist Leben und Wohnen in der Stadt.

⁶⁵ 1200 Jahre Osnabrück, S. 285

⁶⁶ NOZ, 3.11.1990

⁶⁷ Abbildungsnachweis: NOZ, 3.11.1990

3.2. Heizung und Beleuchtung

(Stichworte: Herd, Kienspäne, Kerzen, Öllampen, Gaslampen, Stadtwerke, Elektrifizierung)

Städtische Lern(stand)orte: Kulturhistorisches Museum, Stadtwerke

Einen Raum oder gar ein ganzes Haus zu beheizen oder mit künstlichem Licht zu versehen, war im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit viel zu teuer. Die ersten Hütten und die nachfolgenden Häuser wurden mit dem Feuer des auf der Diele liegenden offenen **Herd**es beheizt. Nicht umsonst war dies die zentrale Versammlungsstelle im Haus. Dieses Feuer schuf auch das nötige Licht. Zusätzliche Lichtquellen konnten **Kienspäne** sein. Obwohl sie eine stete Brandgefahr darstellten, waren sie lange in Gebrauch. Ein ca. sechzig Zentimeter langer und drei bis acht Zentimeter dicker Kienspan konnte etwa 20 Minuten lang schwaches Licht geben, allerdings nur in Verbindung mit viel Rauch.⁶⁸

Im Laufe der Jahrhunderte wurde - je nach Wohlstand der Bürger - dieses offene Licht durch **Kerzen** oder **Öllampen** ersetzt. Erst 1858 begann der Einsatz von **Gaslampen** in Osnabrücker Haushalten, anfangs allerdings sehr verhalten. Senator Wilkiens äußerte sich dazu:

„Als größter Fortschritt wurde die sogenannte Moderatuerlampe gepriesen, welche es ermöglichte, an einer aufrecht stehenden Stange die lichtspendende Kuppellampe auf- und abzuschieben und sie damit in größerer Nähe der zu bestrahlenden Fläche zu bringen. Die Küchen- und andere Lampen zeigten noch die gleiche Form wie die der Römer. Ein offener Docht ragte aus einer schnabelähnlichen Spitze hervor und verbreitete sein trübes Licht.“⁶⁹

Gaslicht in den Häusern war natürlich ein enormer Fortschritt, aber immer noch sehr gefährlich. Aber erst nach der Erfindung der Kohlefadenglühlampe (der ersten Glühbirne) durch Edison konnte man Häuser mit elektrischem Licht versorgen. Ende des 19. Jh. wurde der Bau eines Elektrizitätswerkes in Osnabrück immer dringender. Anfangs überlegte man, die Wasserkraft der Pernickelmühle für die Stromerzeugung zu nutzen. Aber

⁶⁸ Klasse 7 A der Käthe-Kollwitz-Schule, Mini-Lexikon „Osnabrück im Mittelalter“, Osnabrück 1995

⁶⁹ in: Hoffmeyer, S. 423

der Druck reichte dafür nicht aus.⁷⁰ Dann dachte man daran, das Hasewasser aufzustauen und Turbinen in die Hase zu setzen. Aber der Wasserstand der Hase war zu unbeständig, und man befürchtete Hochwasser und Überschwemmungen.⁷¹ Und als schließlich 1893 der Georgs-Marien-Bergwerks- und Hüttenverein den Bau einer elektrischen Straßenbahn vorschlug, wurde klar, daß die Stadt ein E-Werk braucht.⁷² Im Jahre 1900 wurde mit dem Bau den der Sandbachstraße begonnen. Am 1.9.1901 gab es seinen ersten Strom ab: eine Kilowattstunde kostete 50 Pfennig, war also immens teuer.⁷³ Die Häuser wurden nach und nach elektrifiziert, die Straßenbeleuchtung aber wurde bis in die 1960er Jahre mit Gas vorgenommen.

Nicht nur das häusliche Leben war von dem Vorhandensein oder Nichtvorhandensein von künstlichen Lichtquellen beeinflußt, auch das öffentliche Leben war davon abhängig. Bis ca. 1800 gab es keine **Straßenbeleuchtung!** Mit ein wenig Phantasie kann man sich das abendliche/ nächtliche Leben in Osnabrück vorstellen: entweder man ging vorsichtig mit einer Laterne in der Hand durch die Straßen, oder aber man stolperte im Finsternen vor sich hin: unebenes Pflaster, Dreck, Unrat und Fäkalien auf der Straße, keine Bürgersteige etc. Hinter jeder dunklen Hauswand konnte ein finsterner Bursche auflauern, Lichtschein aus den Häusern gab es kaum: die Fenster waren entweder mit Läden versehen, ansonsten war der trübe Schein von Kerzenlicht oder Tranlampen auf den Straßen kaum behilflich. Verständlich, daß sich das öffentliche Leben fast ausschließlich bei Tageslicht oder abends nur in unmittelbarer Nähe abspielte. Nur die Anwohner des Marktes und der Haseleischhaft hatten bereits 1795 für eine Straßenbeleuchtung gesorgt. Erst 1805 ging man daran, die Straßen der Stadt nach und nach mit Lampen zu versehen.⁷⁴ Als Brennmittel nutzte man anfangs Tran oder Hanföl, womit man allerdings kaum mehr erreichte, als die Finsternis so richtig deutlich zu machen. Außerdem ging die Stadt sehr sparsam mit ihrer Straßenbeleuchtung um. Der „Laternen-Calender“ vom Dezember 1815 verzeichnet die Brennzeiten: Vor 17 h wurde keine Laterne entzündet, spätestens morgens um drei wurden sie gelöscht. Schien der Mond, zündete man sie noch später an bzw. löschte sie zeitiger. Nur in den Tagen vom 25. - 31.12. brannten die Lampen tatsächlich

⁷⁰ OT, 18.3.1890

⁷¹ OT, 4.4.1891

⁷² OT, 17.4.1893

⁷³ NOZ, 22.11.1980

⁷⁴ Hoffmeyer, S. 286

von 17h bis 3 h durch, in den Nächten vom 14. - 17.12. gab es kein Straßenlicht. Am 18.12. brannten die Lampen von 17h bis 19.30h.⁷⁵

Die ersten Straßenlampen waren aber noch keine Standlaternen, sondern an den Hauswänden befestigt.

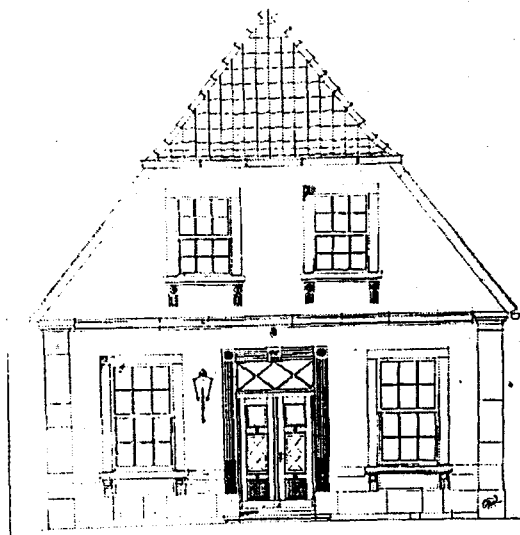


Abb. 15: Das typische Bürgerhaus Anfang in der ersten Hälfte des 19. Jh. Neben der Haustür hängt eine Tranlampe zur Straßenbeleuchtung⁷⁶

Seit 1835 wurde Petroleum zur Straßenbeleuchtung benutzt.⁷⁷ Es muß wohl nicht erwähnt werden, daß jede Lampe manuell aufgefüllt, angezündet oder gelöscht wurde. In den 1830er Jahren hatte die Straßenbeleuchtung insofern eine Verbesserung erfahren,

als daß metallische Reflektoren in die Lampenschirme eingebaut wurden. Andere europäische Städte waren weit fortschrittlicher: in London brannten beispielsweise ab 1814 Gaslaternen. Dafür mußte in Osnabrück zunächst ein Gaswerk errichtet werden. Im Februar 1857 war es dann soweit: Osnabrücks Straßen wurden mit Gas erhellt.⁷⁸ Damals gab es in der Altstadt etwa 300 Laternen, die in Abständen von ca. 30 Metern befestigt waren. Die hellen Gaslaternen wurden gegenüber den Tranfunzeln natürlich als erheblichen Fortschritt angepriesen, aber es gab auch die ewigen Kritiker und Nörgler, die umfangreiche Wandlungen der Lebensverhältnisse befürchteten, z.B. durch das „Nachtleben“ im Handel, da die Läden dem Publikum nun länger offenstehen konnten und Gesellen und Lehrlinge deshalb längere Arbeitszeiten hatten.

⁷⁵ Hoffmeyer, S. 360

⁷⁶ Abbildungsnachweis: NOZ, 25.8.1990

⁷⁷ Hoffmeyer, S. 296

⁷⁸ OA, 19.2.1857

3.3. Abwässer

Für jede Stadt war die Frage, wie man mit Abwässern und vor allen Dingen mit Fäkalien umgehen sollte, sehr drängend. Flüssige Abgänge, wie es in der Literatur immer heißt, konnten anfangs zur Felder- und Gartendüngung benutzt werden — wenn man Felder oder Gärten in erreichbarer Nähe besaß. In Osnabrück traf das vor allem auf die Bauern zu, die innerhalb des Stadtgebietes wohnten. Anders sah es jedoch in der immer dichter bewohnten Marktsiedlung aus: man kann nicht davon ausgehen, daß Handwerker und Kaufleute auch grundsätzlich ein Stückchen Land besaßen. Wohin also damit?

Der schon so oft genannte Poggenbach, dessen Flußlauf seit Entstehen der Siedlung Osnabrück immer und immer wieder verändert wurde, half, das Problem lösen: Ursprünglich aus der Wüste kommend und im Osten der Stadt am „Herrenteich“ in die Hase mündend, wurde bereits bei der Anlage der Binnenburg ein künstlicher Arm des Poggenbachs abgezweigt, der im Zuge der heutigen Krahnstraße, Bierstraße, Lohstraße die West- und Nordflanke der Binnenburg und im Bereich Krahnstraße, Nicolaiort und Herrenteichsort die Südseite der Siedlung schützend umgab. Kanalisationsarbeiten 1977 in der Krahnstraße legten ein massives, von schweren Bruchsteinen gemauertes Bauwerk eines alten Mischwasserkanals frei, das nach oben hin durch ein starkes Rundgewölbe abgeschlossen war. Dabei handelte es sich um das kanalisierte Flußbett des Poggenbaches. Am torfigen Boden und darunter liegenden Schwemmsanden unterhalb des alten Mischwasserkanals konnte man erkennen, daß hier ursprünglich ein breites Bach- bzw. Grabenbett gewesen sein muß.

Nachdem sich zunächst Binnen- und Butenburg zusammengeschlossen hatten und später die Stadtmauer errichtet worden war, hatte der Poggenbach im Stadtgebiet seine Schutzfunktion verloren, er störte nur noch. Er wurde bereits im 12. oder 13. Jh. unterirdisch kanalisiert und mit der Krahnstraße überbaut.¹ Gossen in der Straßenmitte ließen die oberirdischen Abwässer in den Kanal laufen und wurden, wenn genügend Wasser vorhanden war, in die Hase geschwemmt. Und zu den oberirdischen Abwässern zählte nicht nur das Regen- oder Schmelzwasser. Es war üblich, daß auch die Nachtgeschirre in die Gosse gekippt wurden, wohin auch sonst damit, solange es keine Latrinen gab?

¹NOZ, 23.6.1987

Grabungen auf dem Lortzingplatz brachten - als eine Möglichkeit der Fäkalienentsorgung - eine gemauerte Kloake aus dem 17. Jh. zu Tage. Interessanterweise wurden darin „für Osnabrück höchst ungewöhnliche Funde“ geborgen: Buckelschalen, Trinkgläser und ein Vorratsgefäß.² Was eindeutig zeigt, daß sich das Abfallverhalten der Bürger früher nicht sonderlich von dem heutigen unterscheidet. Gängige Praxis damals war wohl, all das, was nicht mehr verwertet werden konnte, einfach ins „Klo“ zu werfen - aus den Augen, aus dem Sinn.³ Vorteil der Kloaken war, daß die übelriechenden Substanzen nicht mehr offen in der Gosse landeten und dort vor sich hinstanken, ehe gewaltige Regengüsse sie weiterschwemmen konnten. Nachteil war, daß diese Sickergruben irgendwann einmal voll waren und geleert werden mußten. Weder für die Ausfühler noch für die Anwohner eine angenehme Sache.

Die Frage der Abwässerentsorgung blieb ein Problem, und spätestens seit der Cholera-Epidemie 1859 begann man, sich ernsthafte Gedanken über den Zusammenhang von Stadthygiene und Gesundheit zu machen. Aber wohin mit den Fäkalien? Der Neue Graben war in 1852 zugeschüttet worden - er konnte keine flüssigen Abgänge mehr aufnehmen. Der Wüstenbach, der durch die Hakenstraße und von der Krahnstraße ab in zwei Armen zur Hase floß, war größtenteils überbaut, wodurch die Reinigung erschwert wurde; die meisten Straßen hatten überhaupt keine genügende Abwässerung. Baurat Hackländer schrieb dazu:

„Alle Abwässer der Stadt, welche nicht in den meist engen Höfen versickerten und verdunsteten, gelangten entweder durch die engen, größtenteils ungepflasterten Zwischengossen zwischen den Häusern in die Rinnsteine der Straßen oder auch in sog Stadtgräben, die auf größere Strecken die innere Stadt durchschneidend, hier offen, dort überdeckt dem Laufe der Straße folgend, unter den Häusern, Höfen und Ställen sich hinzogen, bis sie endlich den Hasefluß erreichten. Diese Gräben erhielten zwar eine geringe Spülung durch Bachwasser, das ihnen aus der Umgebung der Stadt zugeleitet wurde; feste und halbflüssige Abgänge überwogen aber derart, daß der größte Teil des Inhalts aus einer breiigen, oft mehrere Fuß dicken stagnieren Masse von

² NOZ, 28.4.1995

³ Aufgrund der engen Ableitungen kann man Toiletten heute kaum noch zur Abfallbeseitigung benutzen. Aber alles, was klein genug ist, wandert auch heute noch oft genug in die Kanalisation; Mitarbeiter des Tiefbauamtes können ein Lied davon singen! Außerdem besteht auch heute noch die Unsitte, Lebensmittelreste in der Toilette zu entsorgen.

vorwiegend organischen Stoffen bestand. Über denselben bewegte sich das aus Hunderten von Haushaltungen abgesonderte Schmutzwasser langsam abwärts, bis anhaltender Regen eine stärkere Strömung herbeiführte, die dann einen Teil der gärenden Schmutzmassen zum Flusse beförderte.

Das durch die Zwischengossen auf die Straße geleitete Schmutzwasser wurde in den holperigen Rinnsteinen, deren schlammhaltiger Inhalt noch durch den Straßenschmutz vermehrt wurde, oft mehrere hundert Meter weit in den Straßen entlang geleitet, bis eine jener größeren Gossen erreicht war, die zwischen den Häusern und Gärten hindurch bis zur Hase geführt war. Diese Art der Abwässerung bot die günstigen Verhältnisse dar, um die in den Flüssigkeitsmassen enthaltenen organischen Körper in faule Gärung zu bringen. Die ungehinderte Einwirkung der Sonne bzw. Wärme, Mangel an Luftbewegung, namentlich in den engen Straßen der dicht bebauten Quartiere, die in jeder Weise geförderte Vermengung der flüssigen Abgänge mit den festen brachten Zustände hervor, in denen man jetzt nicht einen Tag leben möchte. Aber einer der schlimmsten Zustände ist damit noch nicht berührt. Die Stadtgräben, welche das angesammelte Schmutzwasser von den Höfen und den Straßengossen der Hase zugeführt hatten, dienten innerhalb der Häuser und Höfe auch zur Aufnahme der gesamten Auswurfstoffe der Bewohner. Zahlreiche Aborte waren über den Gräben errichtet, und die schmutzige Jauche der Gossen, vermischt mit den aufgelösten Exkrementen, nahm dann noch unter manchen Wohn- und Schlafzimmern her, meist nur durch Dielen von denselben getrennt, ihren Weg nach dem Flusse.⁴

Das war der Zustand der Osnabrücker Stadt bis zum Bau der Städtekanalisation im letzten Jahrhundert! Latrinen über den Stadtgräben und Zuflüssen der Hase waren natürlich schon eine Verbesserung gegenüber der althergebrachten Praxis, seine Nachtgeschirre einfach in die Gosse (oder aus dem Fenster!) zu kippen. Im Gegensatz zu Sickergruben, die irgend wann einmal geleert werden mußten, besaßen die Latrinen mit darunter fließendem Gewässer sogar eine Wasserspülung. Aber, wie Hackländer beschreibt, die Strömung war nicht stark genug, um alles fortzuschwemmen, die Stadtgräben lagen größtenteils offen und es stank - gerade im Sommer - zum Himmel. Aber es gab noch schlimmere Zustände: nach besonders heftigen Regenschauern liefen die Stadtgräben

⁴ in: Hoffmeyer, S. 378

über. Mitunter stand in anliegenden Wohnungen knöcheltief diese übelriechende, dickflüssige Brühe.

War es schon schwer, die Abwässer einzelner Häuser zu entsorgen, so wurde es nahezu dort unmöglich, wo sich viele Menschen aufhielten, z. B. in Kasernen: Beim Bürgergehorsam war ein Verbindungsweg zur nahen Infanteriekaserne (jetzt Dominikanerkloster) angelegt, von dem aus die Soldaten zur Verrichtung ihrer Bedürfnisse die Latrinen erreichen konnten, die in der Nähe des Turmes über dem darunter fließenden Stadtgraben schwebten. Der dort stark fließende Stadtgraben mündete bei der Vitischanze in die Hasse. An den dort liegenden Bleichwiesen und bei der Badeanstalt vor dem Natruper Tor konnten Augen und Nasen entsprechende Entdeckungen machen.⁵

Um 1850 setzte sich erstmals die Erkenntnis durch, daß es einen Zusammenhang zwischen fehlenden hygienischen Maßnahmen und Krankheiten gibt. Bis dahin eglaut man, schlechte Luft („ungesunde Ausdünstungen“) sei für die Entstehung von Krankheiten verantwortlich. Trotz der vom Innenministerium erlassenen Vorschrift, sich der mangelnden Kanäle und Wasserleitungen in der Stadt Osnabrück anzunehmen, wehrte der Magistrat mit Stüve an der Spitze diese Maßnahmen ab. Auch das Gebot, auf Gräben befindliche Aborte zu entfernen und die Gräben säubern zu lassen, umging er. Und als 1859 in Osnabrück die Cholera ausbrach, konnte sie sich schnell verbreiten. Aber erst 1866, als es im nahen Holland erneut zu einer Cholera-Epidemie gekommen war, begann endlich eine ernsthafte Diskussion über vorbeugende Maßnahmen. Stüve konnte sich nicht mehr für die Privatbelange der wohlhabenden Osnabrücker Bürger einsetzen: Desinfektionen, Brunnenschließungen, die Beseitigung gesundheitsgefährdender Aborte (wenn sie nämlich direkt neben Trinkwasserbrunnen lagen), und die Isolierung der Kranken auch gegen ihren Willen wurden polizeilich durchgesetzt, um die zweite Cholera-Epidemie einzudämmen.⁶ Für die weiteren Jahrzehnte war das Thema Kanalisation der Stadt ständiger Diskussionspunkt auf den Magistratssitzungen. Nach und nach wurden zuerst der Altstadtbereich, später auch die daran anschließenden, wegen der Schleifung des Stadtwalls sich rasch entwickelnden Stadtrandsiedlungen mit Sielen versehen. So vermelden z.B. die Neuen Volksblätter bereits am 13.3.1872:

⁵ Hoffmeyer, s. 423

⁶ Vergin, Ute, Kommentiertes Literaturverzeichnis: „Zur Abwasserversorgung der Stadt Osnabrück während des Mittelalters und der Frühen Neuzeit (Wolfgang Schlüter); in: Becker, Gerhard (hrsg. im Auftrag des Vereins für Ökologie und Umweltbildung e.V.), Wasser - bis zum letzten Tropfen, Osnabrück 1995, S. M 11 f

„Die gesundheitlichen Verhältnisse unserer Stadt haben durch die Anlage der Siele erheblich gewonnen, abgerechnet den Nutzen, welchen sie bei Feuerbrünsten schaffen. Neben dem alten jetzt zugeschütteten Canale, einem Heerde von Miasmen und Unreinlichkeit, bestanden bisher noch auf der Neustadt und auf der Altstadt einige offene Nebencanäle, besonders in der Gegend des Marktes und dem Revier zwischen der Hase- und Lohstraße, welche ebenfalls gesundheitswidrig waren. Bis auf einen kleinen Rest sind diese jetzt auch entfernt, theils übermauert, theils mit Ableitungsröhren versehen.“⁷

Im Jahre 1876 war das städtische Kanalnetz bereits 11,232 km lang,⁸ und die Bürger forderten vehement, die Stadtgräben endlich zuzuschütten, weil sie „pestilenzartig“ stanken.⁹

So bekam man nach und nach die Straßen des Stadtgebietes sauber. Wohin aber mit den in den Sielen gesammelten Abwässern? Natürlich in die Hase! Die Anwohner, speziell die Wiesen- und Weidenbesitzer an der Hase unterhalb des Stadtgebietes beschwerten sich zu Recht über die konzentrierte Flußverschmutzung. 1883 wurde daher beschlossen, zumindestens für die salzigen Grubenwasser des Piesberges ein Klärwerk einzurichten mit der Hoffnung, daß andere Osnabrücker Industriebetriebe diesem Beispiel folgen würden.¹⁰ Mit der Einrichtung einer städtischen Kläranlage dauerte es etwas länger. Ab 1901 plante man, alle in der Stadt erfaßten Abwässer und Fäkalien mittels eines Sammelkanals hinter der Eggemannschen Papiermühle in die Hase zu leiten, nachdem sie zuvor eine Kläranlage passiert hätten. Bis zum Jahre 1889 mündete der Sammelkanal in unmittelbarer Nähe der alten Hasetorbrücke in den Fluß, wegen der vielen Beschwerden wurde die Einmündung dann unterhalb der neuen Kaiserwallbrücken (jetzt Hasetorwall) angelegt, was aber auch nur Klagen und Beschwerden nach sich zog. Ein im Auftrag des Magistrates angefertigtes Gutachten stellte fest:

„Das Zweckmäßigste und Beste ist es, die Abwässer der Stadt Osnabrück auf Rieselfelder zu bringen; da solches indes mangels eines zweckmäßigen Terrains unterhalb der Stadt nicht möglich erscheint, ist es angebracht, den Sammelkanal unterhalb der Wachsbleiche, etwa bei der Ratswiese ausmün-

⁷ NVBI, 13.3.1872

⁸ OVZ, 17.8.1876

⁹ OVZ, 3.4.1878

¹⁰ OVZ, 18.6.1883

den zu lassen, womit indessen die Beschwerden der Firma Westerkamp u. Eggemann wegen Verunreinigung des Hasewassers noch nicht behoben wären.“¹¹

Schließlich wurde der Bau der Kläranlage unterhalb der Papiermühle beschlossen. Die Abwässer wurden in einem breiten Sammelkanal den mechanischen Klärbecken zugeführt. In der Stadt wurden mehrere Notauslässe geplant, falls der Sammelkanal einmal infolge starker Regengüsse überfüllt sein sollte.

1903 war der links der Hase verlaufende große Abwasserkanal fertiggestellt worden, mit dem Bau der Kläranlage ließ man sich jedoch Zeit: er wurde erst 1912 in Angriff genommen.¹²

Mit dem Bau der Kanäle und der Ableitung der Abwässer unterhalb der Stadt in die Hase (ob gereinigt oder nicht), sollte sich eigentlich das hygienische Bild der Stadt ändern. Auf die Straßensauberkeit traf das auch zu: die übelriechenden organischen Substanzen waren verschwunden. Die Hase jedoch stank weiter. Der Grund war einfach:

Im Zuge der Industrialisierung und der Ansiedlung mehrerer Werke in Osnabrück hatte vor allem die damals noch selbständige Landgemeinde Schinkel einen überaus großen Bevölkerungszuwachs erfahren. Die Bevölkerung war von 815 Einwohnern im Jahre 1864 auf 8.184 Bewohner im Jahre 1910 angestiegen. Wegen der starken Bautätigkeit wuchsen das Stadtgebiet Osnabrück und die Landgemeinde Schinkel immer dichter zusammen, zumal der Schinkel durch das städtische Wasser- und Gasnetz versorgt wurde. Die Frage der Eingemeindung, 1907 zum ersten mal öffentlich diskutiert (und am 1.4.1914 realisiert) drängte sich auf. Hauptgrund für die Eingemeindung war allerdings die Haseverschmutzung durch die Schinkelaner Abwässer. Wie oben erwähnt, war die Gemeinde Schinkel nicht langsam und harmonisch gewachsen, sondern hatte sich nahezu explosionsartig vergrößert. Und die gesamten Abwässer des Schinkels wurden ungeklärt in die Hase geleitet, und zwar oberhalb des Stadtgebietes, so daß die Hase in der Stadt immer noch verdreckt war und stank. Kein Wunder, daß die Osnabrücker damit nicht einverstanden waren! Bereits 1903 mußte die Flußbadeanstalt am Schützenhof aus gesundheitlichen Gründen geschlossen werden, weil vor allem die Abwässer der neuen Siedlung Mittelburg die Hase übermäßig verschmutzten. Und als 1907 auch die Badeanstalt an der Klus geschlossen wurde, weil sie dem Ausbau der Hamburger Straße im We-

¹¹ OT, 9.1.1901

¹² OVZ, 23.1.1892

ge war, schob man ebenfalls dem Schinkel die Schuld in die Schuhe. Die Gemeinde Schinkel war aber finanziell nicht in der Lage, ihre Abwässer zu klären, also war es am vernünftigsten, sie an das städtische Abwassernetz anzuschließen, als Ausgleich für die immensen Kosten, die der Stadt dadurch entstanden, vergrößerte sich das Stadtgebiet von 3.113 Hektar und 69.185 Einwohner auf 4.400 Hektar mit 78.898 Einwohnern.¹³

Die Kanalisation des Schinkels ging aber nur langsam vor sich, und besonders die Siedlung Mittelburg, die stark bewohnt war, hatte noch jahrelang darunter zu leiden, daß bei stärkeren Regenfällen die offenen Gräben samt Fäkalien überliefen und Straßen und Häuser verschmutzten.

Wenn man aber meint, die offene Ableitung von Haus- und Straßenabwässern gehörten zu den unangenehmen Erscheinungen aus der Zeit unserer Vorfahren, so irrt man sich: Im Widukindland flossen noch bis 1970 (!) ein Teil der Abwässer ungeklärt durch offene Gräben! Klagen darüber häuften sich über viele Jahre. So berichtet die Neue Tagespost am 4.7.1958:

„Mit Hinweisen auf die schweren Gefahren der offenen Gräben für die Kinder und das Nichtabfahren des ausgehobenen Schmutzes, die Verschmutzung der tiefer gelegenen Straßen, die unhaltbaren Zustände in den Seitenstraßen und Verbindungswegen (...) begründen die Siedler die Dringlichkeit ihrer Nöte.“¹⁴

Von einem „kleinen Schinkelgang“ der Ratsherren berichtet 1970 die NOZ:

„Am Sachsenweg konnten sich die Ratsherren von den unhaltbaren Zuständen der Abwässerbeseitigung überzeugen. Hier werden die Abwässer, wie im Mittelalter, noch auf die Straße gepumpt und verpesteten das umliegende Gebiet. Ähnliche Kloaken sind die in diesem Gebiet noch offenen Gräben, die von Ratten und ähnlichem Ungeziefer nur so wimmeln.“¹⁵

Wie gesagt, 1970 ...

¹³ Vergin, Ute, Der Schinkel - Teilbereiche seiner Entwicklung in den letzten 100 Jahren; in: Becker, Gerhard (hrsg. im Auftrag des Vereins für Ökologie und Umweltbildung e.V.), Der Schinkel: Frei-/Brachflächen und Stadtteilerweiterung, Osnabrück 1995. S. 15 ff

¹⁴ Neue Tagespost, 4.7.1956

¹⁵ NOZ, 5.12.1970

3.4. Abfälle

Die Frage „Wohin nur mit den Abfällen?“ ist kein neuzeitliches Problem. Seitdem es Menschen gibt, produzieren sie auch Abfälle.¹ In kleinen oder sehr ländlichen Siedlungen war das auch kein Problem: alle organischen Abfälle wurden verfüttert oder dienten zusammen mit den menschlichen und tierischen Fäkalien der Bodenaufbesserung. Gebrauchsgegenstände waren lange haltbar und wurden, solange es möglich war, wieder und wieder repariert. Und wenn wirklich etwas unwiderruflich nicht mehr zu gebrauchen war, dann wurde es eben fortgeworfen, wobei die anfallende Menge eher gering war. Diese relativ problemlose Abfallbeseitigung änderte sich mit dem aufkommenden Städtewesen: die Konzentration von Menschen in einer Siedlung konzentrierte auch die Abfälle auf einer relativ kleinen Fläche. Und das Aufblühen des Handwerks als Gewerbe ließ die Müllberge in einer Stadt wachsen. Wohin also damit?

Grabungen auf der Großen Domsfreiheit 1975 und 1978 haben gezeigt, daß in unmittelbarer Nähe des Doms eine solche mittelalterliche Müllgrube gelegen hat. In der Nähe, auf dem Markt, standen die Wertstätten der ansässigen Kammacher und Paternosterhersteller, allgemein Knochenschnitzer genannt, die ihre Abfälle in der Grube vor dem Dom entsorgten. Dort wurden 10.743 Knochen gefunden, von denen 6 % bearbeitet waren, allesamt Mittelhand- und Mittelfußknochen vom Rind. Diese Gruben am Dom war aber nicht eigens als Mülldeponie angelegt worden; es handelte sich um Schürfstellen zur Bausandgewinnung aus dem Zeitraum um 1300 n. Chr., die ohnedies wieder planiert werden mußten. Und da die Abfälle der Knochenschnitzer wegen ihres üblen Geruchs und der Verwesung schnell beseitigt werden mußte - hinein in die Gruben!² Die Parallele zur momentanen Mülldeponie auf dem Piesberg ist unübersehbar: ein großes Loch buddeln, weil man den Sand/ die Steine braucht, und dann mit Müll wieder auffüllen. Fertig.

Wie es mit der Stadthygiene in Osnabrück in der Frühen Neuzeit bestellt war, kann man den Berichten den Gesandten zu den Verhandlungen des Westfälischen Friedens entnehmen: sie beschwerten sich immer wieder über die Zustände in der Stadt. Die meisten

¹ Siehe: Terhalle, Günter, Vergin, Ute, Sch..., Müll, Altlasten und was damit zu tun hat. Dokumente und Materialien zur Osnabrücker Stadtökologie, hrsg. von Dr. Gerhard Becker im Auftrag des Vereins für Ökologie und Umweltbildung Osnabrück e. V., Osnabrück 1995

² Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück (Hg.), Die Verarbeitung von Knochen, Geweih und Horn im mittelalterlichen Osnabrück, Heft 22, Osnabrück 1989, S. 9

Bürger betrieben Ackerbau und hielten auch noch im 17. Jh. ihr Vieh in der Stadt; morgens und abends wurde das Vieh durch die Straßen getrieben und hinterließ dort, was Vieh nun einmal hinterläßt. Schweine liefen den ganzen Tag frei umher und „übernahmen“ die Funktion der Müllbeseitigung, zumindest, was Lebensmittelreste betraf. Aus diesem Grund wurden sie überhaupt in die Straßen gelassen, so mußten weniger Futtermittel besorgt werden. Allerdings fraßen sie dort nicht nur organische Abfälle auf, sondern hinterließen auch eine ganze Menge. Die Straßen wurden nicht gereinigt; nur das Regenwasser, das frei von den Dächern tropfte (denn Regenrinnen oder Fallrohre gab es nicht an den Häusern) und auf die Straße strömte, schwemmte den Dreck in die Gosse, die in der Mitte der Straße verlief. Da auch viele feste Bestandteile in der Gosse landeten und das Gemisch ohnehin schlecht ablief, stauten sich oftmals riesige, unangenehm riechende Pfützen in den Straßen. Vor manchen Häusern lagen zudem Düngerhaufen mit organischen Auswürfen, daneben das Material der Handwerker. Die Straßen im Altstadtgebiet waren zwar zum Teil gepflastert, aber nur mit nebeneinander gelegten Platten oder spitzen Steinen, in deren Fugen sich der Dreck so richtig festsetzen konnte. Schließlich befahl der Rat bei Strafe, ein mal wöchentlich die Straße vor den Häusern zu reinigen. Aber es änderte sich nur wenig an diesem Zustand.³

Bis in das 19. Jh. hinein starrten die Osnabrücker Straßen vor Dreck. Tischler, Böttcher und Zimmerleute lagerten nicht nur ihre Holzvorräte vor den Häusern, sondern zersägten sie auch dort und ließen die Sägeböcke mit den Balken nachts auf der Straße ohne warnendes Licht stehen. Die aus den Häusern geschaffenen Fäkalien blieben nachts zum Austrocknen auf der Straße, und wer hinein fiel, wurde ausgelacht.⁴

Bis 1856 waren die Hauseigentümer verantwortlich für die Sauberkeit auf den Straßenabschnitten vor ihren Häusern. Unzählige Verordnungen, wie oft, zu welcher Tageszeit und mit welchen Mitteln unter Angabe des Strafmaßes bei Nichteinhaltung die Straßen zu reinigen seien, zeugen davon, daß sich kaum ein Bürger an diese Vorschriften hielt. 1856 wurde endlich die **Straßenreinigung** einem Privatunternehmen übergeben - am Zustand der Straßen änderte sich überhaupt nichts.⁵

³ Hoffmeyer, S. 208

⁴ Hoffmeyer, S. 273

⁵ OA, 21.2.1856

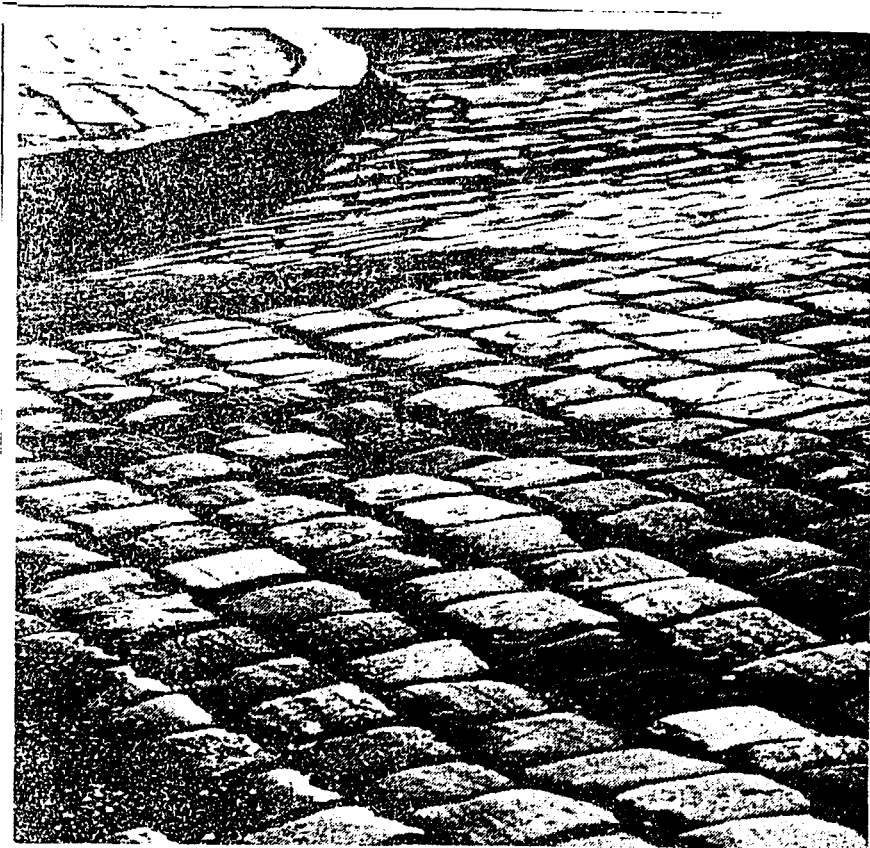


Abb. 16: Eine solch gepflasterte Straße - uneben und mit großen Pflasterlücken - kann gar nicht sauber gehalten werden. Will man sie fegen, schiebt man Schmutz, Unrat und halbtrocknete Fäkalien lediglich in die Fugen.⁶

Auch die **Müllabfuhr** lag in privater Hand. Die Ergebnisse waren aber so unbefriedigend, daß sich die Stadt zwangsläufig dazu entscheiden mußte, die Sauberkeit der Stadt, also Straßenreinigung und Müllabfuhr, als städtische Angelegenheit zu betrachten: 1906 wurde der städtische Fuhrpark gegründet und mit diesen Aufgaben bedacht.⁷

⁶ Abbildungsnachweis: NOZ, 10.2.19898

⁷ wer Näheres über die Osnabrücker Müllgeschichte nachlesen will, muß die NUSO-Broschüre von Günter Terhalle und Ute Vergin: „Sch... Müll, Altlasten und was damit zu tun hat“, herausgegeben von Gerhard Becker um Auftrag des Vereins für Ökologie und Umweltbildung, Osnabrück 1995, aufschlagen

4. Menschen in der Stadt

4.1. Die Osnabrücker Bevölkerung

Wer wohnte nun in Osnabrück?

Die ersten Bewohner der Missionszelle waren Geistliche, die aber bald, da sie versorgt werden mußten, Handwerker und Kaufleute nach sich zogen. Mit ihnen kamen sicherlich auch deren Familien. Eine weitere Bevölkerungsgruppe war die der freien Bauern.

Die Osnabrücker Bevölkerung war anfangs kaum ausdifferenziert, es gab die Geistlichen und die „Weltlichen“. Erst im Zuge des Ausbaus und der Befestigung der Stadt wurde sie Anziehungspunkt für viele aus dem Umland, die sich der Lehnsherrschaft entzogen hatten und in die Stadt geflohen waren. So kam zu der Unterscheidung zwischen „Geistlichkeit“ und „Weltlichkeit“ auch die der Besitzenden und der Besitzlosen (die in der Regel kein Bürgerrecht besaßen).

Kennzeichnend für Osnabrück ist die Tatsache, daß es hier erst im späten 16. Jahrhundert zu einer deutlichen sozialen Differenzierung innerhalb der Bürgerschaft gekommen zu sein scheint. Seit dem 14. Jh. nahm die Tendenz zu, daß sich Angehörige wohlhabender Kaufmannsfamilien und bischöflicher - adliger - Ministerialfamilien eine bevorzugte Stellung sicherten, da sie sowohl wirtschaftlich wie auch politisch die Macht innehatten. Diese Schicht schloß sich zunehmend von der Bürgerschaft aus. In einer Eheordnung von 1618 werden für Osnabrück vier Stände genannt:

- Der Erste Stand, gebildet aus den Ratsmitgliedern, den evangelischen Predigern, den Doktoren der Medizin und der Rechtswissenschaft etc.
- Der Zweite Stand, bestehend aus: Richtern, Kämmerer, Lehrer der höheren Schulen, wohlhabende Angehörige der Gilde und der Wehr
- Der Dritte Stand, bestehend aus den 'gemeinen Bürgern', die ungefähr 500 Taler oder ein eigenes Haus besaßen. Außerdem mußten sie einem der Ämter oder den Schützen angehören.

- Zum Vierte Stand gehörten die Besitzlosen: die Tagelöhner, Knechte und Mägde.

Der Adel, die katholische Geistlichkeit und der bischöfliche Hof gehörten nicht zu dieser ständischen städtischen Ordnung. Auch andere Personen, sozial Deklassierte wie Bettler, Schausteller etc., gehörten nicht der ständischen Ordnung an.¹

Aus den früheren Jahrhunderten liegen natürlich keine Besitzstatistiken vor. Eine einzige Quelle von 1487 erlaubt ein recht genaues Bild über die Vermögensverhältnisse in der Stadt. Der Anteil der tatsächlichen Armen, also derjenigen, die gar nichts besaßen, betrug ca. 10 %. Ungefähr 55 % der Bevölkerung zahlte jährlich durchschnittlich 12 Gulden Steuern, 26 % zahlten 50 Gulden, 14 % zahlten 200 Gulden und 3 % hatten eine jährliche Steuerlast von ca. 600 Gulden. Das heißt, daß es eine breite Unterschicht gegeben hat und mehr als die Hälfte der Bevölkerung zur unteren Bürgerschicht gehörten. Die Oberschicht war deutlich von den übrigen Bevölkerungsschichten abgetrennt.²

Diese gravierenden Unterschiede beim Besitz werden im alltäglichen Leben auffällig feststellbar gewesen sein.

Bettler waren ein übliches Bild in der Stadt. So, wie die Bettler abhängig von den Almosen der Osnabrücker Bürger waren, so übten sie gleichzeitig für die Bürger die damals wichtige Funktion des „reinen Gewissens erlangen“ aus: Die Existenz der Bettler ermöglichte es dem Gläubigen, sich durch Almosen Verdienste um sein Seelenheil zu erwerben. Es gab viele Gründe, „an den Bettelstab“ zu gelangen: wichtigste soziale Absicherung war der Beistand der Großfamilie oder der der Zünfte. Entfielen diese oder brachen aus anderen Gründen (Kriege, Seuchen, Katastrophen) finanzielle Notstände aus, dann oblag die Sozialfürsorge bei der Kirche, die zwar versuchte, die Not zu lindern, aber keine Rehabilitationsmaßnahmen betrieb. Als zu Beginn der Frühen Neuzeit das Bettlerwesen überhand nahm, sah sich die Stadt gezwungen, mit einer staatlichen Fürsorgepolitik das kirchliche Almosenwesen zu ersetzen.³ Dazu gehörte z. B. die Einrichtung von Armenhäusern, die z.T. auch als Waisenhäuser fungierten. Eines dieser Armenquartiere, die Voß-Armenhäuser, lagen an der Hasemauer 15-12. Unter einem Dach zusammengefaßt befanden sich dort fünf selbständige eingeschossige Hauseinheiten für arme Familien (heute würde man wohl 'Schlichthäuser' dazu sagen), bestehend aus Diele

¹ 1200 Jahre Osnabrück, S. 96

² 1200 Jahre Osnabrück, S. 98, 127

³ 1200 Jahre Osnabrück, S. 142

mit offener Feuerstelle, Stube und zwei Kammern; ergänzt wurden die Wohnungen durch kleine Schuppen und Ställe auf den Hinterhöfen und Gärtchen. Trotz der nach heutigen Maßstäben auf ein Minimum reduzierten Raumgrößen (Diele ca. 12 m², Kammern und Stube jeweils 6 m²) halten diese Armenhäuser einen Vergleich mit dem Arbeiterwohnungsbau des 19. Jh. in vielen Fällen stand und können als Vorläufer der späteren Arbeitskolonien angesehen werden.⁴

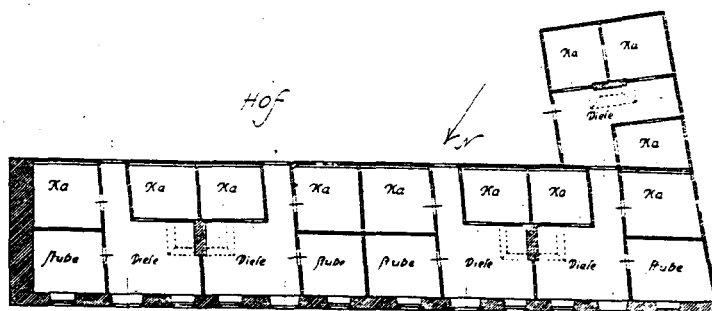


Abb.17: Grundriß der Voß-Armenhäuser⁵



Abb. 18: Armenhäuser an der Kommenderiestraße, 1945 abgebrannt⁶

Mit der Industrialisierung und dem Entstehen eines Proletariats setzte gleichzeitig die Pauperisierung weiter Bevölkerungsschichten ein. Die schlechten materiellen Verhältnisse der Heuerlinge auf dem Land und der Arbeiter erzwang die Mitarbeit auch von Kindern ab 9 Jahren entweder in der Heimindustrie oder in Fabriken.

Als Rechtfertigung für die Kinderarbeit gab die Industrie- und Handelskammer noch 1886 in ihrem Jahresbericht an

⁴ 1200 Jahre Osnabrück, S. 180 f.

⁵ Abbildungsnachweis: 1200 Jahre Osnabrück, S. 180

⁶ Abbildungsnachweis: 1200 Jahre Osnabrück, S. 180

„daß es für die Interessen der Arbeitgeber von geringerer Bedeutung ist, ob die Kinder mit dem 12., 13. oder 14. Jahr in Fabriken arbeiten dürfen. Der Beginn der Kinderarbeit in möglichst frühem Alter entspricht in der Hauptsache den Bedürfnissen der Arbeiter selbst, die ihre Kinder zum Verdienst mit heranziehen wollen. Körperliche Arbeit des Kindes in gehörigem Maß und richtiger Auswahl hemmen die gesundheitliche und sittliche Entwicklung des Kindes nicht, sondern fördert vielmehr sein Vorwärtskommen im künftigen Beruf. Viele vor allem kinderreiche Arbeiterfamilien sind auf den Miterwerb der Kinder angewiesen.“⁷

Mit dem raschen Anwachsen der Stadt wuchsen auch die Vorurteile gegenüber sozial schwächeren Schichten. Der Schinkel gehörte damals noch nicht zu Osnabrück, das typische Negativ-Viertel war die Wüste. Die OVZ notiert dazu:

„Die „Wüste“ hat für manchen Osnabrücker etwas so Abschreckendes, daß er schon bei der Nennung des Wortes eine „Gänsehaut“ bekommt und sich dabei sofort unwillkürlich einen Stadttheil mit Morästen und unwegsamen, Abends nicht erleuchteten Straßen vorstellt, ein Conglomerat von in der Gründerzeit aufgeschluchterten Häusern, drinnen mit damals ausgeplünderten Einwohnern, einen Sammelplatz von Vagabonden und Arbeitsscheuen, bei welchen Sauferei und Rauferei, Mord und Todtschlag an der Tagesordnung sind, so daß kein anständiger Mensch, wenigstens nicht bei abend, diese Gegend ohne Gefahr betreten könne. Ist irgendwo eine Schlägerei, eine Messeraffaire und dergl. aufgetaucht und wird nicht sofort der Ort der That hinzugesagt, so heißt es jedenfalls „auf der Wüste“, auch wenn weder Ort noch die Personen dahingehören. Es sind uns eine ganze Reihe Exzesse bekannt, die wohl in der Nähe der „Wüste“ vorgekommen, aber durchaus nicht auf deren Rechnung zu schreiben waren, und doch geschrieben wurden. Es läßt sich allerdings nicht leugnen, daß auf der „Wüste“ bislang viel catilinarische Existenzen sich sammelten, dort manche Rauferei stattfand, auch manche Ausplündereien von Nicht-Wüsterianern vollzogen ward, die besser dort fortgeblieben wären; ob aber Rauferei, Sauferei, etc. dort sich mehr einstellen, als verhältnismäßig in manchen anderen Theilen der Stadt, dürfte noch

⁷ 1200 Jahre Osnabrück, S. 314

dahinstehen. Nun ist doch auch Thatsache, da die größere Mehrzahl der Bewohner jenes Stadttheiles rechtliche und anständige Leute ist, dem kleinen Beamtenstande der Eisenbahnen angehört, oder brave Geschäftsleute, Handwerker und Arbeiter präsentirt, endlich in nicht wenigen Individuen auch dem bessersituierten Bürgerstande sich zuzählen darf.“⁸

⁸ OVZ, 27.4.1883

4.1.1. Die Entwicklung der Bevölkerungszahlen

Genauere Daten sind „Stadt Osnabrück, Jahreszahlen 1994“ zu entnehmen. Hier einige wichtige Aussagen der Statistik ab 1851:

Die Bevölkerungszahlen haben sich in den letzten 150 Jahren nicht harmonisch entwickelt. Im Zuge der Industrialisierung verdoppelte sich die Einwohnerzahl von 1860 (knapp 16.000 Einwohner) innerhalb zwanzig Jahre auf knapp 33.500 Einwohner. Die Schleifung der Wälle, um eine relativ gleiche Ausdehnung der Stadt (und nicht nur an den Einfahrtsstraßen) zu erreichen, muß auch in diesem Zusammenhang gesehen werden.

Der wirtschaftliche Aufschwung machte sich bis zum 1. Weltkrieg auch in der stetig steigenden Einwohnerzahl bemerkbar. Mit der Eingemeindung des Schinkels 1914 (9.676 Einwohner) hatte Osnabrück 80.000 Einwohner erreicht. Die Einbußen des 1. Weltkrieges sind an der Bevölkerungsstatistik nicht erkennbar.

Zu Beginn des 2. Weltkriegs war Osnabrück mit mehr als 100.000 Einwohnern zur Großstadt geworden; die Jahre 1945-47 zeigen einen Rückgang der Bevölkerung auf, ansonsten steigt die Einwohnerzahl (mit leichten Schwankungen, z. T. durch Statistikkorrekturen bedingt) kontinuierlich. 1972 erhielt die Stadt auf einen Streich mehr als 22.500 neue Bürger durch die Eingemeindung von Atter, Pye, Lüstringen, Gretesch, Darum, Voxtrup, Nahne und Hellern. (Haste und Sutthausen waren bereits eher eingemeindet worden.) Von 1972 (164.125 Einwohner) bis 1984 (149.536 Einwohner) sanken die Bevölkerungszahlen ständig und kontinuierlich, 1992 wurden erstmals wieder mehr als 160.000 Einwohner gezählt.

4.1.2. Die Bevölkerung heute

Am Stichtag 31.12.1994 waren 161.156 Menschen in Osnabrück gemeldet, davon waren 47,3 % männlich und 52,7 % weiblich. Bei der ausländischen Bevölkerung ist das Verhältnis umgekehrt: von den 15.674 gemeldeten Ausländern (= 9,7 %) waren 56 % männlich und 44 % weiblich.

Die am stärksten vertretene Altersgruppe ist mit 19,1 % die Gruppe der 20-30jährigen, was nicht zuletzt am Standort von Universität und Fachhochschule liegt.

40,3 % der Osnabrücker Bevölkerung ist verheiratet, 44,4 % ist ledig. Wenn man allerdings die 28.986 Kinder und Jugendlichen subtrahiert, erhält man anderen Zahlen: 54,08 % Verheiratete, 29,6 % Ledige. 10,32 % der Bevölkerung ist verwitwet, 5,99 % geschieden.

40,3 % der Osnabrücker sind evangelisch, 39,9 % sind katholisch. Bei 19,9 % wird in der Statistik „Sonstige bzw. ohne Konfession“ angegeben, was eine eindeutige Diskriminierung der Ausländer ist. 27,2 % aller in Osnabrück lebenden Ausländer kommen aus der Türkei (= 2,69 % der Osnabrücker Bürger)(im übrigen werden die Kurden in der Statistik auch unterschlagen); ihre Religionszugehörigkeit fällt in der Statistik unter „Sonstiges“.

Wenn man sich das Balkendiagramm über Geburten- und Sterbefälle für die Zeit von 1968 bis 1994 betrachtet, fällt auf, daß ab 1970 die Zahl der Sterbefälle die der Geburten in Osnabrück übersteigt, besonders kraß in den Jahren von 1974 bis 1990.⁹

⁹ Siehe: Stadt Osnabrück, Jahreszahlen 1994, S. 58

4.2. Krankheiten und Gesundheitsfürsorge

„Stadtluft macht frei“ war im Mittelalter die heiße Verlockung, das Landleben (und die Hörigkeit) zu verlassen und in die Stadt zu ziehen/ zu flüchten.

„Stadtluft“ machte aber auch krank: ungehörige hygienische Verhältnisse, noch kein Wissen über den Zusammenhang von Schmutz und Krankheit, zunehmend dichteres Wohnen mit vielfältigen Ansteckungsmöglichkeiten und eine in Vergleich zu heute wahrlich finstere medizinische Versorgung waren die Gründe dafür, daß die Todesrate in der Stadt sehr viel höher war als auf dem Land.

Neben den Einzelerkrankungen waren im Mittelalter epidemisch auftretende Seuchen eine häufige Todesursache, gerade in den Städten, wo die Krankheiten schnell übertragen werden konnten.

Osnabrück wurde z.B. um 1350 von einer Pestwelle ergriffen. Im Vorfeld erscheinende Naturphänomene wie Kometen, Finsternisse, Stürme oder Hochwasser (in den Straßen der Stadt soll das Wasser fußhoch gestanden haben) wurden allgemein als Vorboten des Schwarzen Todes angesehen. Alten Überlieferungen zufolge sollen nach der Pest 1350 in der Stadt nur sieben Ehepaare ungetrennt geblieben worden sein.¹

Auch im 16. Jh. wütete die Pest in Osnabrück: sie war durch verseuchte Kleidung Verstorbener in die Stadt getragen worden. Einige Menschen starben innerhalb weniger Stunden, andere quälten sich bis zu drei Tagen mit „Durchfall, Raserei und Schlafsucht“, ehe sie starben. Wer die Krankheit überlebte (auch das gab es), brauchte viele Wochen, um wieder völlig bei Kräften zu sein. Die Seuche konnte sich rasch ausbreiten, weil heftige Frühjahrsregenschauer Latrinen, Düngerhaufen und Stadtgräben überlaufen ließen und das Trinkwasser völlig verschmutzt wurde. Bei dieser Pestwelle sollen nach Angaben des Pastors der Katharinenkirche ca. 7.000 Menschen gestorben sein. Die vom Rat angeordnete Statistik geht von 4.436 Verstorbenen aus.

Die Pest hatte die Stadt gerade verlassen, als die Blattern einzogen.²

¹ Hoffmeyer, S. 76

² Hoffmeyer, S. 151 ff

1597-99, die vorangegangene Pest war noch im Gedächtnis, schlug der Schwarze Tod erneut zu: diesmal sollen über 4.000 Menschen daran gestorben sein. Auch der Dreißigjährige Krieg wurde von der Pest begleitet, die sich am schlimmsten im Heger-Tor-Viertel ausbreitete. Das erbaute Pesthaus (man hatte erkannt, daß man die Erkrankten isolieren mußte) reichte nicht aus, und die Kranken mußten in ihren Häusern bleiben, die gekennzeichnet wurden.³

In alter Zeit hatte die Stadt drei Hofhäuser, die Kranke und Arme aufnahmen. Der Tecklenburger Hof (Große Gildewart 6/ 7), 1620 als Armen- und Waisenhaus eingerichtet, wurde 1810 zum Krankenhaus umgebaut. Aber die lange Tradition des Hauses als Armenhaus sorgte dafür, daß es anfangs als Krankenhaus kaum akzeptiert wurde, zumal die beiden Stadtphysikuse, die Armen- und Gesellenärzte waren, zugleich auch die Aufgaben der Krankenhausärzte übernahmen. Ab 1859 wurde im Krankenhaus selbst gekocht, der zuständige Hausvater war gleichzeitig für die Pflege der Kranken verantwortlich. Qualifiziertes Pflegepersonal gab es nicht.

³ Hoffmeyer, S. 165

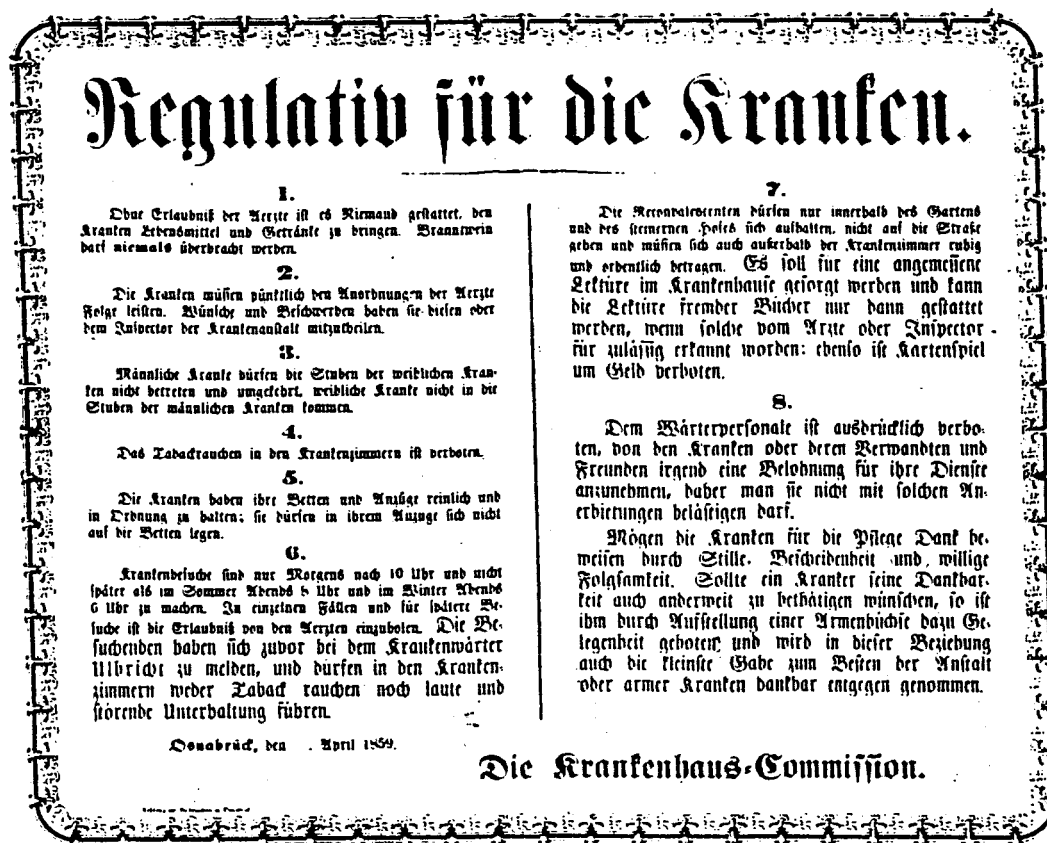


Abb. 19: Hausordnung für das Krankenhaus Tecklenburger Hof aus dem Jahr 1859; einige Anordnungen sind recht „modern“, z.B. die langen Besuchszeiten, das Verbot, auf den Zimmern zu rauchen oder Aufenthalt im Garten. Ein wenig befremdlich ist die Zensur der mitgebrachten Lektüre⁴

Die Cholera-Epidemie war schließlich der Grund, daß man über den Bau einer neuen Städtischen Klinik nachdachte: 1865 konnten sie eingeweiht werden.⁵ Bei der Wahl des Standortes war zugleich auch auf eine „gesunde“ Lage geachtet worden. Der Südhang des Westerberges versprach frische Luft sowie gutes Wasser aus der eigens gegrabenen Quelle — wesentliche Voraussetzung für die Heilung nach dem damaligen Stand der Infektionslehre. Im Keller des Krankenhauses rumpelte bereits 1865 eine Dampfmaschine, die nicht nur heißes Wasser lieferte, sondern auch ein „russisches Dampfbad“ und die Küchenherde versorgte. Auch waren neuartige „Wasserclosets“ eingebaut, die zur damaligen Zeit selbst für die gehobenen Stände noch einen Luxus darstellten. Andere Sachen muten jedoch sehr antiquiert an: es gab keinen Operationssaal, und die nötigen Eingriffe wurden im Krankenzimmer selbst vorgenommen. Dafür gab es aber einen Betsaal.⁶

⁴ Abbildungsnachweis: NOZ, 12.1.1991

⁵ Hoffmeyer, S. 373 ff

⁶ NOZ, 12.1.1991

Ferner wurde ein „Gesundheitsrath“ konstituiert, der die gesundheitlichen und städtehygienischen Angelegenheiten überwachen sollte. 1889 beschloß dieser Rat, jedes Osnabrücker Haus einer Inspektion zu unterziehen. Beachtet, notiert und beurteilt sollte werden:

„ (unleserlich), Besitzer, Abortgruben, a. Abdeckung, b. Lage, Kehrrechtgrube, Düngerstätte, Ställe a. im Hause, b. auf dem Hofe, Gossen a. auf dem Hofe, b. zwischen den Häusern, Anschluß an den Hauptcanal, Wasseranschluß a. in der Zwischengasse, b. im Hofe, c. im Hause, sonstige Bemerkungen.“⁷

Beanstandete Mängel sollten durch den Magistrat, durch das Stadtbauamt oder den Besitzer, gegebenenfalls auch auf polizeiliche Verordnung hin, abgestellt werden. Kontrollen wurden in jährlichem Rhythmus wiederholt.

Mit der Bildung des Gesundheitsrates und der Kontrolle der sanitären Einrichtungen in der Stadt hatte die Stadt Osnabrück endgültig die Fürsorgeverantwortung für die Stadthygiene (und damit für die Gesundheit der Bürger) übernommen.

Ebenfalls nötig für die Gesundheitsfürsorge war die Einrichtung einer Apotheke (griechisch, eigentlich „Speicher“). Apotheken als behördlich überwachte und an amtliche Vorschriften gebundene Herstellungs- und Abgabestätte für Arzneimittel entstanden in Europa spätestens im 12. Jh. Die Apotheker verfügten über ein Magazin mit pflanzlichen und tierischen Drogen, Mineralien und Salzen. Sie stellten ihre Produkte zunächst auf der Grundlage praktischer Kenntnisse und Erfahrungen her.⁸

Die älteste, heute noch bestehende Apotheke in Osnabrück ist die Hirsch-Apotheke am Nikolaiort, die 1545 vom Rat der Stadt die Genehmigung zum Apothekergewerbe erhielt. Die Apotheker, die es seit dem Mittelalter in Osnabrück gegeben hatte, gehörten noch zur Krämer-Zunft und hatten ihre Läden wahrscheinlich am Markt. Die Waren der frühneuzeitlichen Apotheke waren - für das heutige Verständnis - ein wenig sonderbar: Gewürze, Weihrauch und Opium, Einfuhren aus dem damals gerade entdeckten Südamerika wie Perubalsam oder Cocablätter, aber auch pulverisiertes Einhorn, Hirschhorn, Bibergeil sowie Teile des menschlichen Körpers (pulverisierte Knochen oder Frauenhaar), ferner konnte man Edelsteine, Grünspan, Arsen, Blei, Schwefel, Gold und Salpeter

⁷ OVZ, 30.8.1889

⁸ Meyers Grosses Taschenlexikon, Mannheim/ Leipzig/ Wien/ Zürich 1992, Bd. 2, S. 61

dort in den Mixturen entdecken. Lukrative Nebengewinne der Apotheker stammten aus der Herstellung von heilkräftigen Magenbittern oder anderer hochalkoholischer Getränke. Es wird vermutet, daß viele Embleme und Namen wie z.B. Hirsch-, Löwen-, Einhorn- oder Adlerapotheke, die an Wirtshausnamen erinnern, sich aus diesem Nebenerwerb der Apotheker herleiten.

Nach der 1545 gegründeten Hirsch-Apotheke am Nikolaiort, der 1575 eröffneten Löwen-Apotheke am Markt und der 1666 in der Neustadt gegründeten Mohren-Apotheken wurden bis 1894 (Einhorn-Apotheke) keine weiteren pharmazeutischen Geschäfte in Osnabrück eröffnet.

Apotheker mußten das Vertrauen des Rates und der Bevölkerung besitzen, außerdem sollten sie ein ausreichendes Einkommen haben, daher wurden die Zulassungen in der Stadt vom Rat beschränkt. Außerdem wurde das Apothekengewerbe traditionell an die Nachkommen weitergegeben, so daß sich neue Apotheken nicht hätten etablieren können.⁹

Bis zur Einführung der gesetzlichen Krankenkasse mußten Arzneien aus der Apotheke selbstverständlich privat gezahlt werden; für die unteren sozialen Schichten in der Stadt kaum möglich.

⁹ NOZ, 1.11.1995

4.2.1. Lebenserwartung

Beträgt die Lebenserwartung eines Nordeuropäers heute annähernd 80 Jahre, durften die Menschen im 16./ 17. Jh. nur mit einer mittleren Lebenserwartung von ca. 30 Jahren rechnen.¹⁰ Allerdings täuscht diese Zahl ein wenig: auch vor mehreren hundert Jahren konnten die Menschen 70 oder 80 Jahre alt werden, wenn sie - und das ist der Grund für die niedrige mittlere Lebenserwartung - das Kindheitsalter überstanden. Die Säuglings- und Kindersterblichkeit war enorm hoch. Hatte man es allerdings geschafft und war erwachsen geworden, dann standen die Chancen besser, auch noch älter zu werden. Ein königlicher Leibarzt, Christoph Wilhelm Hufeland, analysierte 1797:

„Gesetzt, es werden 1000 Menschen geboren, so sterben davon 24 gleich bei der Geburt selbst; das Geschäft des Zahnens nimmt ihrer 50 mit; Konvulsionen und andre Kinderkrankheiten in der ersten zwei Jahren 277; die Blattern, die bekanntlich zum allerwenigsten den zehnten Menschen töten, reiben ihrer 80-90 auf; die Masern 10. Sind es Weibspersonen, so sterben davon acht im Kindbett. Schwindsucht, Auszehrung und Brustkrankheiten (...) töten 190. Andre hitzige fieber 150, Schlagflüsse zwölf, die Wassersucht 41. Also kann man von 1000 Menschen nur 78 annehmen, welche am Alter; d.h. eines natürlichen Todes sterben, denn auch da wird der größte Teil noch durch zufällige Ursachen weggerafft.“¹¹

Diese Rechnung besagt, daß 449 Kinder, also knapp 50 %, nicht die ersten zwei Lebensjahre überstanden!

Und ein Beispiel aus Osnabrück: Im Jahre 1805 wurden in der Marien-Gemeinde 78 Menschen beerdigt, darunter waren 20 Kinder, die nicht einmal das erste Lebensjahr erreicht hatten. Vier der 78 Menschen waren allerdings über 75 Jahre alt geworden. Trotzdem ergibt sich insgesamt eine mittlere Lebenserwartung von 33 Jahren.

¹⁰ Haverkamp u.a., Cholera in Osnabrück, Bramsche 1995, S. 21

¹¹ in: Haverkamp, S. 21

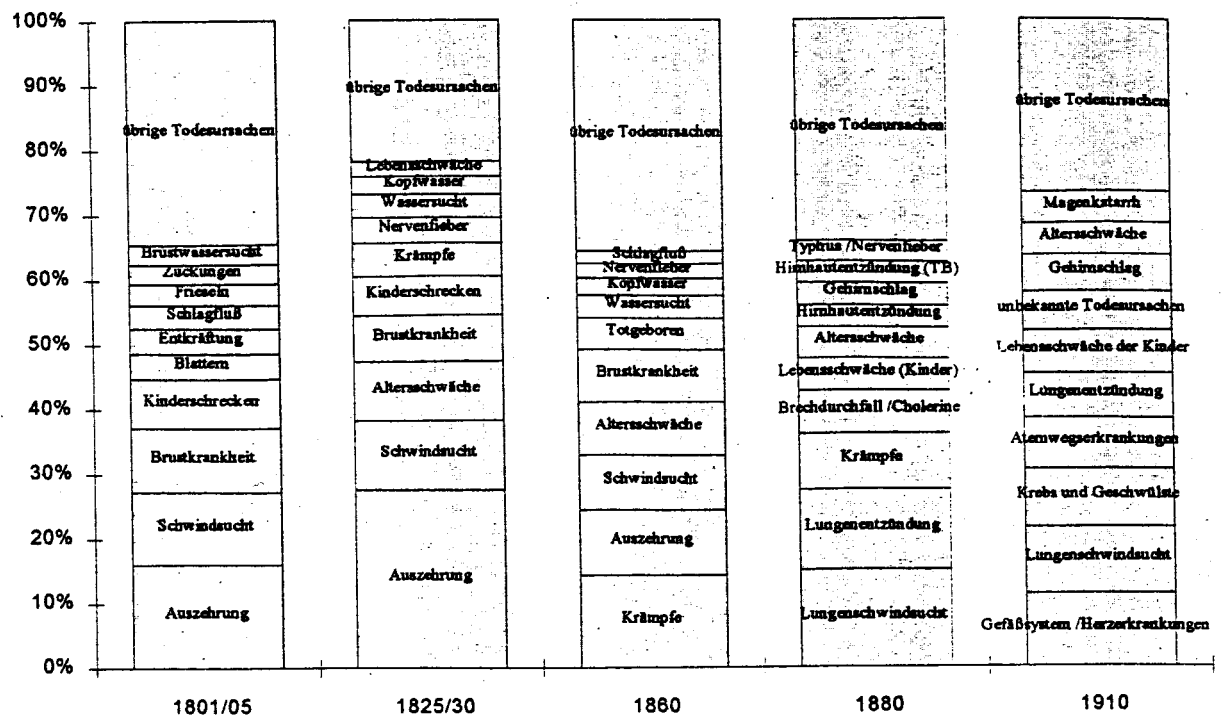


Abb. 20: Spektrum der Todesursachen in Osnabrück 1801 bis 1910¹²

Bei den Todesfällen gab es nicht nur große Unterschiede zwischen den einzelnen Altersstufen, sondern auch zwischen den sozialen Schichten. So teilen sich die Todesfälle für die Mitte des 19. JH. z.B. wie folgt auf: 13 % der Todesfälle in Kaufmanns- oder Gildemeisterfamilien betrafen Säuglinge, bei den Tagelöhnern waren es 27 %, also mehr als ein Viertel. Auch die Todeszahlen im hohen Alter sprechen für sich: 35 % der Verstorbenen aus Kaufmanns- oder Gildemeisterfamilien waren älter als 60 Jahre geworden. In dieser gehobenen Schicht betrug die mittlere Lebenserwartung 42,1 Jahre. Aus den Familien der Tagelöhner nahmen die als über sechzigjährig Gestorbenen nur 20 % aller Todesfälle ein. Die mittlere Lebenserwartung dieser schwachen sozialen Schicht lag bei 29,6 Jahren.

Die bessergestellten Kreise konnten dank wachsendem Wohlstand schon sehr früh ihr Umfeld zugunsten einer zunehmenden Lebenserwartung entscheidend verbessern. Die Verfügbarkeit bzw. Nichtverfügbarkeit gesundheitsrelevanter Ressourcen, ob im Bereich der Körperhygiene, Nahrungsbeschaffung, Wohnumgebung, sicher auch der Bildung,

¹² in: Haverkamp, S. 22

fand in der Verlängerung des Lebens, aber auch bei den Todesursachen ihre Entsprechung.¹³

Häufigste Todesursachen noch im letzten Jahrhundert waren Infektionskrankheiten, die sich entweder explosionsartig (epidemisch) verbreiteten, wie die Cholera-Epidemie 1859 und 1866, oder aber endemisch waren, sich schleichend ausbreiteten und ständig präsent waren, wie z.B. die Schwindsucht (Auszehrung) oder Magen-Darm-Infektionen. Dafür waren vor allem die Wohnbedingungen, Viehhaltung in den Wohnungen und das dazugehörige Ungeziefer, die schlechte Wasserver- und Entsorgung etc. verantwortlich. Eine große Rolle spielten aber auch erschöpfende, arbeitsreiche Tage, oft verbunden mit ungenügender Ernährung.¹⁴

Krankheiten durch Ungeziefer waren in den niederen sozialen Schichten sehr häufig, z.B. der Befall durch Krätzmilben, einer leicht übertragbaren Hautkrankheit. Die Milben nisten sich in die Oberhaut ein und verursachen Juckreize und Entzündungen. Wird die Krankheit nicht sofort behandelt, kommt es zu juckendem, ekzemähnlichen Ausschlag. In den 1870er und 1880er Jahren nahmen Milbenerkrankte zwischen 20 und 40 % aller stationär behandelten Patienten im städtischen Krankenhaus ein. Die hohe Zahl begründet sich zum einen durch die gute Heilungsaussicht (es sprach sich herum, daß man in der Klinik von der Krätze befreit werden konnte), aber letztendlich war die auch in Osnabrück zeitweise vorhandene Wohnverwahrlosung im Zuge der Industrialisierung Schuld an den vielen „Krätz-Patienten“.

Anderes Ungeziefer wie Zecken, Flöhe, Wanzen und Kakerlaken waren ebenfalls weit verbreitet. Erst einmal eingeschleppt, fanden sie durch beengtes oder unhygienisches Wohnen oder durch Schlafgängertum ideale Lebensbedingungen und waren kaum noch zu bekämpfen.¹⁵

Wer genaueres über die Gesundheits- und Krankheitssituation im heutigen Osnabrück wissen möchte, muß ein wenig in der Statistik „Stadt Osnabrück, Jahreszahlen 1994“ blättern. Dort wird alles akribisch aufgeführt.

¹³ Haverkamp, S. 26

¹⁴ Haverkamp, S. 25

¹⁵ Haverkamp, s. 26

4.3. Ernährung

4.3.1. Die Wasserversorgung in der Stadt

Wasserrecht und Wasserversorgung gehören zu den archäologischen und literarische am schlechtesten überlieferten und dokumentierten Abschnitten der mittelalterlich-frühneuzeitlicher Stadtgeschichte. Am ehesten erhält man noch von alten Gemälden oder Stichen Informationen darüber, wie eine Stadt mit dem nötigen Trinkwasser versorgt wurde.

Bei der baulichen Umgestaltung der Marktsiedlung Ende des 15. Jh., die im Zusammenhang mit dem Neubau des Rathauses stand (ab 1487), blieben zwei Wasserschöpfstellen erhalten, die später „Marktbrunnen“ bzw. „Ratsbrunnen“ genannt wurden. Beide Brunnen gehen in das 13. Jh. zurück und standen am Ost- bzw. am Westende des Marktes. In der 2. Hälfte des 19. Jh. wurden diese Brunnen verfüllt.

Abb. 21: Ausschnitt aus dem Plan der Stadt Osnabrück von Wenzel Hollar, 1633, mit der Lage des Markt- (I) und Ratsbrunnens (II)¹



Abb. 22: Ausschnitt aus Abb. 21: Der Marktbrunnen²

Über dem Marktbrunnen (ein Ziehbrunnen) war ein sogenannter Kaak errichtet worden, ein zweistöckiges, turmartiges Bauwerk von etwa 3,5 m Höhe mit einem seitlichen Zugang zum Brunnen. Auf seiner Plattform stand der Pranger („Schandpfahl“), eine steinerne Säule mit Halseisen und Ketten.

¹ Abbildungsnachweis: Kulturgeschichtliches Museum/ Archäologische Abteilung/ Stadtarchäologie Osnabrück, Abb. 7 a, Osnabrück 1987

² Abbildungsnachweis: ebd., 7 b



Der Ratsbrunnen war ein Schöpfbrunnen. Der Rad der Brunnenröhre lag ca. 3,5 m tief unter der Oberfläche. Über ihr stand ein aus Stein errichtetes unterirdisches Brunnenhäuschen, so daß man nur über eine Treppe - durch einen seitlichen Zugang - an das Wasser gelangen konnte.

Abb. 23: Ausschnitt aus Abb. 21: Der Ratsbrunnen

Trinkwasserbrunnen und -schöpfstellen gehörten bis zur Mitte des vergangenen Jahrhunderts zum üblichen Stadtbild. Neben den öffentlichen Brunnen, die der Allgemeinheit zur Verfügung standen, gab es Brunnen auf Privatgrundstücken, aber das konnten sich längst nicht alle leisten. Im 19. Jh. gab es ca. 1.400 Brunnen in der Stadt; Trinkwasser wurde aber auch zusätzlich aus der Hase und den anderen Stadtflüssen entnommen. Aber auch schon zwei Jahrhunderte vor dem Bau einer öffentlichen Wasserversorgung gab es Wasserleitungen in der Stadt: Reste einer hölzernen Wasserleitung in der Dielingerstraße, wahrscheinlich aus dem 17. Jh., belegen dies. Diese Wasserleitung besteht aus einem ein Meter langen Stück Baumstamm, der längs durchbohrt und an seiner geraden Kante mit einem Eisenring umspannt ist. Passend dazu ein konisch gearbeiteter Trichter, der offensichtlich als Verbindung zu einem weiteren Teilstück fungierte. Es ist allerdings unklar, ob es sich lediglich um das Teilstück einer häuslichen Zuleitung von einem (öffentlichen? privaten?) Brunnen handelt oder ob diese Wasserleitung auf eine Fernversorgung vom Westerberg schließen läßt.

Die Stadt wurde damals von ungefähr 5.000 bis 6.000 Menschen bewohnt. Die Trink- und Nutzwasserversorgung (für Viehhaltung, Gerbereien, Brauereien etc.) mußte immer gewährleistet sein. Aber es gab nur eine geringe Zahl öffentlicher Brunnen, deren Wasser durch Viehhaltung, Abwässer und Kehrrecht aller Art oft verunreinigt war. Private Ziehbrunnen konnten sich nur einige wenige Begüterte leisten. Eine Fernwasserversorgung vom Westerberg wäre also eine elegante (und gesunde) Angelegenheit gewesen. Wenn eine hölzerne Wasserleitung zunächst auch primitiv wirken mag, so sprechen Lebensdauer, Funktionstüchtigkeit und hygienische Unbedenklichkeit für das Eichenholz. Aus anderen Städten, z.B. Nürnberg, sind Fernwasserleitungen bereits seit dem 14. Jh. bekannt, für Osnabrück fehlen bis jetzt alle Hinweise.³

³ NOZ, 23.6.1996

Bis zu Beginn des 19. Jh. war die Abwasserbeseitigung in Osnabrück relativ problemlos: die im Stadtgebiet anfallenden Abwässer konnten von den Stadtgräben und der Hase noch bewältigt werden. Mit Beginn der Industrialisierung und dem damit verbundenem Bevölkerungswachstum jedoch kippte das Gleichgewicht.

Mit dem Ausbruch der Cholera-Epidemie 1859 und der Erkenntnis, daß Gesundheit und sauberes Wasser in engem Zusammenhang stehen, setzte auch in Osnabrück die Entwicklung eines städtischen Wasserversorgungsnetzes ein. Nach der zweiten Cholera-Welle 1866 ließ Bürgermeister Miquel alle städtischen Brunnen untersuchen: das Ergebnis war niederschmetternd: Die meisten Brunnen führten ein derart miserables Wasser, daß die Trinkwasserfrage vor dem Hintergrund weiterer drohender Seuchen zu einem öffentlichen Problem ersten Ranges wurde.

Bevor mit dem Bau einer städtischen Wasserleitung begonnen werden konnte, mußten zentrale Fragen geklärt werden: Wieviel Wasser brauchte die Stadt eigentlich täglich? Konnte man eine Mischversorgung - Brunnen und Wasserleitung - einrichten? Woher sollte das Wasser aus den Leitungen stammen? Aber es gab auch noch andere Probleme: Die Cholera-Epidemie hatte gezeigt, daß auch klares, rein aussehendes Wasser gesundheitsschädlich sein konnte. Die Erkenntnis, daß Umweltverschmutzungen nicht unbedingt sinnlich wahrzunehmen sind, wuchs nur langsam.

Erfahrungen aus anderen Städten hatten gezeigt, daß mit der Installation einer Wasserleitung der Wasserverbrauch sprunghaft gestiegen war; die Stadt Osnabrück konnte sich also nicht auf den aktuell ermittelten Stand beziehen. Rechnungen ergaben, daß man mit ca. 100 Litern pro Tag und Kopf rechnen mußte. Außerdem mußte gewährleistet werden, daß die Qualität des Wassers auch den industriellen Anforderungen genügt. Untersuchungen ergaben, daß das Hasewasser wegen seines geringen Kalkanteiles gut für die industrielle Nutzung einzusetzen war. Man schloß allerdings die Trinkwasserversorgung mit Hasewasser auch nicht aus. Noch 1884 stand für viele Osnabrücker fest, daß die Trinkwasserversorgung der Stadt am günstigsten mit Wasser aus der Hase zu erreichen wäre! Das Wasser galt so rein, daß man sogar auf seine Reinigung verzichten wollte.

Jahrelange Probebohrungen ergaben schließlich, daß man aus dem Schinkel und aus Voxtrup das beste Wasser würde gewinnen können. Den Widerstand einiger Schinkelaner, die die Wasserförderung auf ihrem Grund und Boden untersagen wollten, brach man mit Enteignungen. Zur Ehrenrettung dieser Schinkelaner muß aber gesagt werden, daß sie sich nicht gegen das Allgemeinwohl stellen wollten, sondern lediglich befürchteten, ihnen werde im wahrsten Sinne des Wortes das Wasser abgegraben. Sie wünschten sich,

wenn ihr Wasser in die Stadt fließen sollte, eine Wasserversorgung durch die Stadt zu den gleichen Bedingungen wie in der Stadt.

Ab 1889 wurde mit Hochdruck an dieser Wasserleitung gearbeitet. Mittels kohlebetriebenen Pumpen wurde das Wasser durch zwei Leitungen bis zum Westerberg befördert, auf dessen Kuppe ein großes Wasserreservoir gebaut worden war, das 2.000 Kubikmeter Wasser aufnehmen konnte. Gleichzeitig verliefen Versorgungsleitungen vom Schützenhof im Schinkel, wo das Wasserwerk errichtet worden war, in das Stadtgebiet. Sollten die Pumpen am Schützenhof einmal ausfallen, so konnte mit dem Wasser vom Westerberg die Versorgung kurzfristig aufrecht erhalten werden.

Innerhalb der Stadt verzweigte sich das Leitungssystem bis in die einzelnen Häuser, in denen Wasseruhren den Verbrauch maßen. Es waren von der ersten Planung bis zur Inbetriebnahme der Wasserleitung fast 25 Jahre vergangen⁴... Als Ende 1890 das Wasser erstmals durch die Leitungen strömte, schrieb das Osnabrücker Tageblatt:

„Der Wasserleitung sind gegen 2000 Häuser angeschlossen. Im Monat December wird das Wasser unentgeltlich abgegeben. Vom ersten Januar tritt der Preis von 20 Pf. für ein Cubikm. (mit Ermäßigungen) ein. Die Wassermesser sollen gegen Ende Januar eingebaut werden. Der Erbauer des Wasserwerkes, Baurath Salbach in Dresden, hat für 24 Stunden eine Wassermenge von 4000 Cubikm. verbürgt. Das Wasser hat 11,8 deutsche Härtegrade und steht in den Röhren unter 3,5 Atmosphären Druck. Der Hochbehälter auf dem Westerberge hält 2000 Cubikm. Die Gesamtkosten werden (...) 1.200000 M. erreichen.“⁵

40 km Trinkwasserleitungen waren verlegt worden,⁶ und zwei Jahre später beschlossen die städtischen Kollegien den obligatorischen Anschluß aller Häuser an die neue Wasserleitung⁷, wohl nicht zuletzt deshalb, weil in Hamburg wieder eine Cholera-Epidemie ausgebrochen war und man Osnabrück durch die Bereitstellung von sauberem Trinkwasser damit verschonen wollte.

⁴ Terhalle, Günter, Zur Geschichte der Wasserleitung in Osnabrück; in: Becker, Gerhard, (hrsg. im Auftrage des Vereins für Ökologie und Umweltbildung e. V., Wasser - bis zum letzten Tropfen, Osnabrück 1995

⁵ OT, 28.11.1890

⁶ OVZ, 2.9.1890

⁷ OVZ, 18.5.1892

4.3.2. Lebensmittel

Wenn man sich heute den Speiseplan einer Woche betrachtet und dann all die Lebens- und Genußmittel fortdenkt, die nicht aus der Region Osnabrück stammen, dann wird eine karge Liste übrig bleiben. Aber wie später zu sehen ist: so karg war das Essen im Mittelalter und in der Frühen Neuzeit in Osnabrück nicht.

Zunächst einmal zu den Essformen: Erst im ausgehenden 18. und im 19. Jh. ging die städtische und ländliche Oberschicht dazu über, die Mittagsmahlzeit vom eigenen Teller zu sich zu nehmen. Große Teile der ländlichen Bevölkerung und der städtischen Unterschicht hielten noch bis ins heutige Jahrhundert daran fest, die Mittagsmahlzeit - gewöhnlich ein Eintopfgericht - aus einer Schüssel gemeinsam zu essen.⁸

Der Ursprung der Eintopfgerichte ist klar: solange es offene Feuer in den Deelen und keine gemauerten Herde gab, hing jeweils nur ein Kessel über dem Feuer, in dem gekocht werden konnte.

Die Frage, was Osnabrücker gegessen haben, ist schon schwerer zu beantworten. Es ist aber ein niederdeutsches Kochbuch aus dem 15. Jh. überliefert, in dem eine Menge an Lebensmitteln genannt werden. Aus dem Kochbuch geht hervor, daß Innereien wie z.B. Gehirn, Hühnerlunge und Schweinemagen weitaus häufiger als heute Verwendung als Nahrungsmittel fanden.⁹

⁸ 1200 Jahre Osnabrück, S. 183

⁹ Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück/ Archäologische Abteilung, Küchen- und Vorratsgeschirr - Grabungsfunde aus dem mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Osnabrück, Osnabrück 1988

An Nahrungsmitteln, Speisen und Getränken war bekannt:¹⁰

appelvlade	Apfelfladen
appelmost	Apfelmost
ber	Bier
benevellenmos	Beinwellmus
brade	Braten
braden heringk.	
brathering	Brathering
brot	Brot
vlotkese	Rahmkäse, Weichkäse
ghesultede quede	eingelegte Quitten
hertenbrade	Hirschbraten
honnichkoken	Honigkuchen
kersedrang	Kirschtrunk
kerseberenmos	Kirschmus
kese	Käse
koke	Kuchen
lungenmos	Lungenmus
mede	Met
morkel	ein Gebäck
mos	Mus
most	Saft, Most
nirbrade, nyrbrade	Nierenbraten
plumenmos	Pflaumenmus
posteyde	Pastete
reebrade	Rehbraten
rinderbrade	Rinderbraten
rorkoke	Rührkuchen
schonebrot	Brot aus feinstem Weizen- oder Roggenmehl
spisekoke	grober Kuchen
struve	Pfannkuchen
sulte quede	eingemachte Quitten
swinebrade	Schweinebraten
win, wyn	Wein
winmos	Weinmus
witbrot, wytbrot	Weißbrot

¹⁰ Ebd., Abb. 3

Fleischspeisen bereitete man aus:¹¹

herte	Hirsch	al	Aal
kalf	Kalb	bers	Barsch
ree	Reh	grundelyngh	Gründling
rind	Rind	hecket, heket	Hecht
schap	Schaf	hering	Hering
swin, swyn	Schwein	kuleberse	Kaulbarsch
		lamprete	Meerneunaug
hon, hun	Huhn	negenogle	Neunaug
wilde antvoghel	Wildente	smerlii	Schmerle
		krevet	Krebs

Die Zutaten zum Kochen waren:¹²

bottere	Butter	ore	Ohr
bregghen	Hirn	pediek	Märk
bruche	Därme	petercilien wortelen	Petersilienwurzel
brust	Brustfleisch	rekule	Rehkeule
clawe	Klaue	rindesbruche	Rinderdärme
crose	Eingeweide	ryntvlesch	Rindfleisch
dem	Darm	rogghen	Rogen
döder	Dotter	rosin, rosyn, roseyn	Rosinen
ei, eig, ey, eyg	Ei	salvienblade, salvien-	
erwetenmel	Erbsenmehl	bledere	Salbeiblätter
etick, etyck	Essig	schapesbruche	Schafsdärme
vett	Fett	schone water	reines Wasser
vischwerk	Fischfleisch	semele	feinstes Weizenmehl
grutte	Grütze	sennep	Senf
heketesrogghen	Hechtrogen	smalt, smolt	Schmalz
honnich, honnych,		salt, solt	Salz
honnig, honny	Honig	sote pulver	Puderzucker
inghevede	Eingeweide	speck	Speck
krude, crude	Gewürz	stotris, stotrys	Reismehl
lactuarium	Latwerge, Mus	sucker, zucker	Zucker
lacwerge	Latwerge	swinevlesch, swyne-	
lever	Leber	vlysch	Schweinefleisch
lunghe	Lunge	swynemaghe	Scheinemagen
mage, maghe	Magen	tallech	Talg
mandelenkerne	Mandelnkerne	tzucker	Zucker
mandelenmelk	Mandelmilch	wadeke	Molke
manol	Mohnöl	wetenmel	Weizenmehl
mel	Mehl	wiltbrad, wildbrot	Wildbret
melk	Milch	wype	Hagebutte
merch	Mark	wytte gut	Eiweiß
myrreet(t)ick	Myrrhenssig	worst	Wurst
ol, olei	Öl		

¹¹ Ebd., Abb. 4¹² Ebd., Abb. 5

Ferner gab es eine Menge pflanzlicher Nahrung, die entweder in dem genannten Kochbuch aufgezählt wurden oder die generell in der Region oder in benachbarten Gebieten durch archäologische Funde als gesichert gelten.¹³

Nahrungspflanzen		
bone	Ackerbohne	<i>Vicia faba</i>
erwete, erwite	Erbse	<i>Pisum sativum</i>
hennep	Hanf	<i>Cannabis sativa</i>
man(ol)	Mohn	<i>Papaver somniferum</i>
nis, rys, ryš	Reis	<i>Oryza sativa</i>
rove	Wasserrübe (?)	<i>Brassica rapa</i> (?)
wetefn-mel)	Weizen	<i>Triticum aestivum</i> s. l.
Obst- und Nußarten		
appel-vlade, -most)	Apfel	<i>Malus sylvestris</i> ssp. <i>domestica</i>
brambere	Brombeere	<i>Rubus fruticosus</i>
grote not, walsche not	Walnuß	<i>Juglans regia</i>
holtappel	Holzappel	<i>Malus sylvestris</i> ssp. <i>domestica</i>
kersebere(-nmost)	Kirsche	<i>Prunus cerasus</i> / <i>Prunus avium</i>
kreke	Kriecher, Pflaume	<i>Prunus insititia</i>
mandel(-enkern, -enmelk)	Mandel	<i>Prunus amygdalus</i>
plume	Pflaume, Zwetsche (?)	<i>Prunus domestica</i> (?)
quede	Quitte	<i>Cydonia oblonga</i>
rose, wype	Rose	<i>Rosa</i> sp.
sle	Schlehe	<i>Prunus spinosa</i>
vighe, vyghe	Feige	<i>Ficus carica</i>
win, wyn, wybere	Weinrebe	<i>Vitis vinifera</i>
Gewürz- und Heilpflanzen		
annys	Anis	<i>Pimpinella anisum</i>
benevell(lenmos)	Beinwell	<i>Symphytum officinale</i>
cardamone	Kardamom	<i>Elettaria cardamom</i>
cleteke	Odermennig	<i>Agrimonia</i> sp.
fiote	Veilchen	<i>Viola</i> sp.
galgan	Galgant	<i>Alpinia galanga</i>
grüner sarn	Dill?	<i>Anethum graveolens</i>
ingever, yngebar	Ingwer	<i>Zingiber officinale</i>
kamel	Kümmel?	<i>Carum carvi</i> (?)
	Römischer Kümmel?	<i>Cucumium carvi</i> (?)
	Schwarzkümmel?	<i>Nigella sativa</i> (?)
knovelok	Knoblauch	<i>Allium sativum</i>
krusemynte	Mariendill	<i>Tanacetum balsamita</i>
musschate	Muskatnuß	<i>Myristica fragrans</i>
negelken, garophesnegele	Gewürznelke	<i>Syzygium aromaticum</i>
paradiseskorn	Afrikanischer Pfeifer	<i>Aframomum meleguata</i>
peper	Pfeffer	<i>Piper nigrum</i>
petercilie	Petersilie	<i>Petroselinum hortense</i>
rindeln, synamomum	Zimt	<i>Cinnamomum zeylanicum</i>
safferan	Safran	<i>Crocus sativus</i>
salvie, salvuyt	Salbei	<i>Salvia officinalis</i>
sennep	Senf	<i>Brassica nigra</i>
sipolle, tzyppolle	Zwiebel	<i>Allium cepa</i>
tzedewer	Zitwer	<i>Amomum zedoaria</i>

Getrunken wurde entweder Wasser oder Bier. Die Bedeutung des Bieres war anders als heute. Bier mit sehr geringem Alkoholgehalt wurde auch Kindern gegeben. In Osnabrück gehörte das Bierbrauen zu den freien Gewerben, und jeder wohlhabende Bürger der Stadt braute sich sein Bier selbst.¹⁴

Für den Handel mit Lebensmittel auch über die Region hinaus war es unabdingbar, Lebensmittel haltbar zu machen. Aber auch für die eigene Haushaltung war es wichtig - besonders für die Wintervorbereitung - seine Lebensmittel lagern zu können. Im Mittelalter waren folgende Konservierungsmethoden bekannt:

- Lagerung bei niedriger Temperatur
- Wasserentzug durch Trocknung
- Wasserentzug durch Erhitzen und Räuchern
- Erhöhung des osmotischen Wertes durch Salzen und Einlegen in Salzlake, wobei dem Nahrungsmittel Wasser entzogen wird
- Einlegen unter Luftabschluß, z.B. in Öl
- Zugabe von Früchten, die wie Hopfen, Senf, Zimt und Gewürznelken Stoffe enthalten, die die Entwicklung von Mikroorganismen hemmen und somit den Verderb der Nahrungsmittel hinauszögern

Gelagert oder transportiert wurden die Lebensmittel vor allem in Holztonnen oder kleinen Holzfäßchen

¹⁴ Klasse 7 A der Käthe-Kollwitz-Schule, Mini-Lexikon „Osnabrück im Mittelalter“, Osnabrück 1995

4.4. Freizeit

4.4.1. Spiele

Was machten die Osnabrücker, wenn sie nicht arbeiteten oder schliefen, also in ihrer Freizeit?

Sie spielten zum Beispiel, und das schon recht früh: Knochenfunde in einer ehemaligen Müllgrube vor dem Dom aus dem 13. und 14. Jh. haben auch Überreste der Würfelherstellung und einen erhaltenen Spielwürfel ergeben. Dieser Würfel war mit einer Kantenlänge von 7 x 8 mm recht klein (außerdem nicht quadratisch). Die Numerierung ist so angelegt, daß aufeinanderfolgende Zahlen sich gegenüberstehen (1 - 2, 3 - 4, 5 - 6. Bei heutigen Würfeln müssen die gegenüberliegenden Zahlen immer die Summe 7 ergeben). Gemälde und Stiche aus dieser Zeit (wenn auch nicht aus Osnabrück) belegen, daß neben Würfelspielen auch Brettspiele bekannt (und beliebt) waren.¹

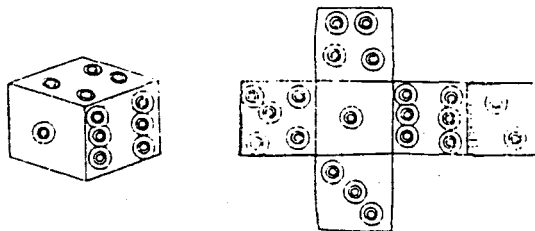


Abb. 24: Skizze des vor dem Dom gefundenen Würfels²

Es kann aber vermutet werden, daß solches Spielvergnügen nur in bestimmten Kreisen vorherrschte. Wer von früh bis spät hart arbeitete, fand tagsüber nicht die Zeit dazu, und abends verschwendete man sicherlich kein teures Licht, um zu spielen.

¹ Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück Archäologische Abteilung: Die Verarbeitung von Knochen, Geweih und Horn im Mittelalterlichen Osnabrück, Osnabrück 1989, Heft 22, S. 31 f.

² Abbildungsnachweis: Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück Archäologische Abteilung: Die Verarbeitung von Knochen, Geweih und Horn im Mittelalterlichen Osnabrück, Osnabrück 1989, Heft 22, Abb. 13

4.4.2. Jahrmärkte — DIE Sensation

Im Mittelalter gab es sieben regelmäßige Jahrmärkte in Osnabrück: Fest, Sensation und Abwechslung vom Alltagsgeschehen für alle. Drei der Jahrmärkte dauerten jeweils vier Tage, daneben gab es noch vier eintägige Kirchenmärkte. Die Jahrmärkte wurden auf dem Domhof abgehalten, später wurden auch der Nikolaiort und der Ledenhof mit einbezogen. Das besonders an den Märkten war, daß hier fremde Händler an drei Tagen auf offenem Markt trotz der Privilegien der städtischen Zünfte ihre Waren verkaufen konnten. Am vierten Tag, das hatten die Zünfte durchgesetzt, durften nur noch in den Häusern Großhandelsgeschäfte abgeschlossen werden.³ Neben den Händlern und Kaufleuten stellte sich zunehmend „fahrendes Volk“ ein, jene Gaukler, Magiere, Bänkelsänger und Geschichtenerzähler, die - trotz ihres schlechten Rufes - gern gesehen wurden. Jahrmärkte hatten auch immer etwas mit besonderen Genüssen zu tun: kamen nun doch Lebensmittel und Naschereien in die Stadt, die sonst nicht erhältlich waren.

Da die Zunftordnung besagte, daß fremde Händler in der Stadt den einheimischen Produzenten nicht in Konkurrenz treten durften, gab es auf den **Wochenmärkten** in der Regel auch nur einheimische Produkte. Die Sensation der Jahrmärkte war, daß man Waren aus der fernen Welt beziehen konnte. Ebenso wichtig war die Möglichkeit der Kommunikation: in einer Zeit ohne (technologische) Massenmedien konnte man nur durch mündliche Berichterstattung zu neuen Nachrichten gelangen. Das gesamte Geschehen außerhalb der Region mußte über Vermittler in die Region hereingetragen werden, und die fahrenden Händler waren prädestiniert für diese Aufgabe.

Zu Beginn des 20. Jh. hatte sich der Jahrmarkt schon zu einer Mischform entwickelt: es gab noch die reinen Marktstände mit Waschbottichen, Fässern, Körben und allgemeinem Hausrat. Es gab aber auch schon die „Belustigungen“, z.B. Karussells, die mit Pferden angetrieben wurden, Rutschbahnen, Bratwurstbuden und Artisten.⁴ Auf den heutigen Jahrmärkten ist - abgesehen vom Namen - nur noch wenig von der alten Markttradition erhalten. Da sind es schon eher die Weihnachtsmärkte, die noch einen Hauch des alten Jahrmarkts tragen.

³ 1200 Jahre Osnabrück, S. 129

⁴ NOZ, 10.3.1996

4.4.3. Vereine

Das erstarkende Bürgertum war die erste Bevölkerungsschicht (nach dem Adel), die über so etwas wie Freizeit verfügte. Waren Besitz und Bildung Voraussetzungen für die bürgerliche Freiheit, so galt die Teilhabe an der Kultur als Ausdruck der bürgerlichen Identität. Typisch für das frühe Bürgertum war die Gründung zahlreicher kultureller und exklusiver Vereine und „Clubs“, in denen man seine freie Zeit verbrachte. So gab es z.B. den „Großen Club“, 1793 gegründet, der 150 Jahre lang den Mittelpunkt des kulturellen und gesellschaftlichen Lebens der Stadt bildete und an dem alle bevorzugten Kreise der Gesellschaft, also Offiziere, Beamte, Kaufleute, Gutsbesitzer etc., teilnahmen.

Ab 1871 (Reichsgründung) bildeten sich eine Flut von Bürgervereinen mit karitativen, kirchlichen, nationalen und kulturellen Zielen (z.B. der „Osnabrücker Vaterländischer Frauenverein“)⁵

Mitte des letzten Jahrhunderts kam - idyllisch verklärt - plötzlich das Wandern in Mode. Bereits früher, 1835, hatte sich in Osnabrück der Verschönerungs- und Wanderverein (als „Verein zur Erhaltung und Beförderung von Schönheiten vaterländischer Fluren“) gegründet, heute der älteste Wanderverein Deutschlands. Damals hatte Osnabrück ca. 12.000 Einwohner, 273 von ihnen zählten zu den Gründungsmitgliedern dieses Vereines, ein deutlicher Hinweis darauf, wie wichtig es den Bürgern erschien, „Schönheit“ zu schaffen/ zu erhalten, um dem „Vaterland“ etwas Gutes zu tun

In Anlehnung an den alten Verein wurde 1885 mit 300 Mitgliedern der „Verein zur Verschönerung der Umgebung“, kurz: der Verschönerungsverein, gegründet. Seine Aufgaben sah der Verein vor allem in der Verschönerung des Stadtbildes durch Denkmäler, Springbrunnen, Schwänen auf der Hase, Baumanpflanzungen u.a.m. Ferner gab er Wanderkarten, Führer und Werbeprospekte heraus und richtete ein Verkehrsbüro ein. Somit ist er der Vorläufer des heutigen Amtes für Stadtmarketing und Tourismus.⁶

⁵ 1200 Jahre Osnabrück, S. 306 ff

⁶ NOZ, 16.9.1995

4.4.4. Grünanlagen

Wie bereits erwähnt, beruht das Bild von der engen mittelalterlichen Stadt auf Vorurteilen. Wie die meisten anderen Städte auch, zeigte Osnabrück im Mittelalter eine noch recht lockere Bebauung des von den Festungswällen umschlossenen Gebietes. Vor allem in der Neustadt waren noch viele Flächen grün. Zu dieser Zeit dachte niemand daran, innerhalb oder am Rande des Stadtgebietes für Naherholungsflächen zu sorgen: zum einen hatte der größte Teil der Bevölkerung sowieso keine „Freizeit“ (und die wohlhabende Adligkeit besaß sowohl Stadt- als auch Landhäuser), und zum anderen war das Stadtgebiet so klein, daß man nicht viel Zeit brauchte, um die befestigte Stadt zu verlassen und sich „draußen und Luft und Sonne ergehen konnte.“ Außerdem besaßen wohlhabende Bürger Gärten in der Stadt, die sie jederzeit aufsuchen konnten.

Erst in der Neuzeit mit dem raschen Bevölkerungsanstieg durch Zuzüge vom Land und der beginnenden Industrialisierung wurde es auch in Osnabrück ziemlich eng. Gärten zur Erholung und zur Eigenversorgung wurden außerhalb des Walls angelegt. Als aber schließlich in den 1870er Jahren der Wall abgetragen wurde, da er der städtebaulichen und verkehrsmäßigen Entwicklung im Wege stand (dachte man jedenfalls), entschloß sich der Magistrat, auf dem Wall eine Promenade für Erholungssuchende anzulegen. Einige Mitglieder des Magistrates waren aber dagegen:

„die Anlage einer Promenade sei Luxus; der Osnabrücker brauche bei der Stadt keine Spaziergänge, wenn er sich in freier Luft bewegen wolle, so gehe er nach seinem Garten oder seinem Lande und arbeite dort; damit erhalte er sich gesund und schaffe zugleich für den Unterhalt seiner Familie; auf den Wallpromenaden würden nur Grisetten und Müßiggänger spazieren gehen.“⁷

Mit der Begründung, man müsse Verantwortung für nachfolgende Generationen übernehmen und wegen der starken Stadtentwicklung für Grünflächen im Altstadtgebiet sorgen und man müsse besonders für Arbeiter (die keine Gärten besaßen) leicht erreichbare Grünanlagen schaffen, setzten sich die Befürworter der Wallpromenade jedoch durch. Um für weitere Grünanlagen zu sorgen, wurde 1881 die sogenannte Promenadenkommission gegründet. In etwa die gleiche Zeit fällt die Anlage des Bürgerparks auf dem Gertrudenberg, der in einen fast neun Hektar großen Park umgewandelt wurde und der

⁷ Becker, Gerhard (hg.), Stadtentwicklung im gesellschaftlichen Konfliktfeld. Naturgeschichte von Osnabrück, Pfaffenweiler 1991, S. 56

Ankauf eines Geländes auf dem Schölerberg, um das Waldgebiet zur Erholung anzubieten. Auch der Klushügel wurde gärtnerisch umgestaltet und mit einem Spielplatz versehen (wobei zu dieser Zeit unter „Spielplatz“ eher eine Sportstätte, vor allem für die schulische Leibesertüchtigung, zu verstehen ist).

Die Stadt bemühte sich also, der arbeitenden Bevölkerung Erholungsstätten anzubieten, wobei aber betont werden muß, daß die Wallpromenade - ohne das dies schriftlich fixiert worden war - der flanierenden Bürgerschicht vorbehalten war. Arbeiter durften sich weiter draußen in den Anlagen vergnügen. Wie auch schon der Name „Bürgerpark“ sagt, war diese städtische Anlage, die von der Innenstadt aus bequem zu erreichen war, hauptsächlich dem Bürgertum vorbehalten. Außerdem mußten die Promenaden am Wall Kieswege erhalten, damit sich die Damen nicht ihre Garderobe beschmutzten.⁸

Kinder wurden in den städtischen Anlagen überhaupt nicht gern gesehen: So sollten z.B. 1889 Kinder, die ohne Begleitung Erwachsener im Gebiet der Heger Laischaft „aufgegriffen“ wurden, sofort zur Anzeige gebracht werden (da man davon ausging, daß jedes unbeaufsichtigte Kind nur eines im Sinn hatte, nämlich die Anlagen zu zerstören).⁹ Es wurde sich aber auch immer wieder darüber beklagt, daß die Ruhebänke auf den Promenaden nicht von Ruhesuchenden, sondern von Kindermädchen besetzt waren, die die spielenden Kinder beaufsichtigten.¹⁰ Auch im Bürgerpark fühlte sich das Bürgertum von der Anwesenheit der Kindermädchen belästigt.

Durchgängig durch viele Jahrzehnte Osnabrücker Zeitungsartikel ist die Klage darüber, daß nachts Stadtbäume zerstört wurden, zwar im ganzen Stadtgebiet, aber hauptsächlich im Schinkel bzw. den östlichen Wohngebieten, die bevorzugt von Arbeiter bewohnt waren. Als Täter sah man hauptsächlich junge Burschen aus den besseren Wohnvierteln des Westerberges an. Gerade zwischen dem Westerberg und den östlichen Stadtvierteln bestanden aufgrund der sozialen Unterschiedlichkeit große Spannungen; dies wird wohl der Grund dafür sein, warum sich die „wohlhabenden Halbstarken“ ausgerechnet in den östlichen Stadtvierteln austobten. Umgekehrt sah man vor allem Kinder und Jugendliche aus den niederen Schichten als Zerstörungen der städtischen Anlagen an. Mit der Behauptung, daß wohlgelittene Bürger ihre Kinder nicht unbeaufsichtigt lassen (und wohlerzogene Kinder natürlich auch keine städtischen Anlagen zerstören) und daher Kinder ohne

⁸ OVZ, 4.6.1878

⁹ OVZ, 29.4.1889

¹⁰ OT, 18.7.1890

Aufsicht aus dem Arbeitermilieu stammen müssen, lieferte man gleichzeitig die Begründung, warum die Stadtanlagen dem Bürgertum vorbehalten sein sollten.

Carl Fischer, ein Arbeiter des Stahlwerks im letzten Jahrhundert, schildert denn auch in seiner Autobiographie, daß er, wenn er am Sonntag ins Grüne wollte, nicht die städtischen Anlagen aufsuchte, sondern entlang der Hase Richtung Gut Stockum marschierte oder zum Nettetal wanderte, um dort zu Fischen. Seine Freizeit in der Stadt zu verbringen, auf die Idee kam er gar nicht erst.¹¹

¹¹ Fischer, Carl, Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters, Leipzig 1903

4.4.5. Sport- und Spielplätze

Sport- und Spielplätze als künstlich geschaffene und geplante Naherholungsstätten entstanden erst in den vergangenen 150 Jahren. Im Zuge des Vormärz (wem ist nicht der Turnvater Jahn - zumindest dem Namen nach - bekannt?) entstanden Turn- und Sportvereine aus der gesellschaftlichen Situation heraus¹², anfangs allerdings nur für das Bürgertum und selbstverständlich nur für Männer. Im auslaufenden Jahrhundert bildeten sich parallel dazu Arbeitersportvereine. Sich sportlich zu betätigen und im Verein aktiv zu sein, galt gerade in der Arbeiterschaft als politische Maßnahme (um das Vereinsrecht wahrnehmen zu können, um sich zu solidarisieren, um sich ein gemeinsames Bewußtsein und Auftreten zu schaffen und um der Bürgerschaft ihre Exklusivität zu nehmen). Es ist nicht verwunderlich, daß die beiden „Spiel- und Sportstätten“ der Osnabrücker Arbeiter im östlichen Stadtviertel entstanden: auf dem Klushügel und dem Gelände zwischen Stahlwerk und Mindener Straße, also dort, wo auch die meisten Arbeiter heimisch waren.¹³

¹² Turnen war eine politische Tätigkeit, die im Vormärz vielerorts verboten wurde!

¹³ Vergin, Ute, Grün im Schinkel; in: Becker, Gerhard (hrsg. im Auftrag des Vereins für Ökologie und Umweltbildung e.V.), Der Schinkel: Frei-/ Brachflächen und Stadt(teil)erweiterung, Osnabrück 1995, S. 42 f

4.4.6. Ausflugslokale

Mit der Industrialisierung, dem Anschluß der Stadt an das überregionale Schienennetz und der sprunghaften Zunahme der Bevölkerung schossen Ende des 19. Jh. neue Hotels und Gaststätten aus dem Boden. Andere Ausflugslokale entstanden am Rande der Stadt im Grünen. Erstaunlicherweise war es die Landgemeinde Schinkel, die mehr Ausflugsziele als die gesamte Stadt Osnabrück hatte. Besonders beliebt waren die Gartenwirtschaften, die am Rande der Gemeinde lagen. Sonntags oder Mittwochnachmittags (Beamtennachmittag) waren ganze Familien unterwegs zu diesen Zielen im Grünen - zumindest die, die es sich leisten konnten. Carl Fischer schreibt, daß ihm die Einkehr in einem Lokal viel zu teuer war: er nahm auf seinen sonntäglichen Wanderungen Kaltverpflegung mit.

Allein im Gebiet der Gartlage gab es drei Kaffeehäuser, die auch von den Osnabrücker Bürgern stark frequentiert wurden. Dort gab es auch drinnen und draußen Tanzflächen. Die Kapellen bestanden in der Regel aus drei Männern mit Klavier, Geige und Schlagzeug. Absoluter Höhepunkte waren die Auftritte der Militärkapelle.¹⁴

Mit dem Einzug des Eisenbahnzeitalters gab es ein weiteres Wochenendvergnügen: bepackt mit Verpflegung wanderte man aus der Stadt hinaus durch die Landschaft bis zum nächsten Ort mit Bahnhof, um abends bequem zurückfahren zu können.

¹⁴Bürgerverein Osnabrück-Schinkel von 1912 e.V. (Hg.), Schinkeler Geschichte(n), Osnabrück 1990, S. 227 ff

4.4.7. Badeanstalten

Im letzten Jahrhundert wurden fest eingerichtete Badeanstalten als Orte der Freizeit, der Gesundheitsförderung und der Hygiene eröffnet. Dabei sind mit „Badeanstalt“ sowohl die Schwimmstätten an den Stadtflüssen als auch die Häuser mit Wannenbädern gemeint, in denen man sich für eine geringe Gebühr in (z. T.) warmen Wasser reinigen konnte. Zu einer Zeit, in der die Osnabrücker Häuser kaum mit Badezimmern ausgestattet waren, eine mehr als nur sinnvolle Einrichtung. Ein solches Badehaus stand z.B. an der Neuen Mühle. Es bestand aus drei Badezimmern, deren Becken von Hasewasser durchflossen wurde. Baden durften dort nur Frauen.¹⁵

Ein zweites Damenbad wurde 1866 eröffnet. Die Osnabrücker Anzeigen berichten:

„Die Baulichkeiten für das Frauenbad in der Hase sind dem Vernehmen nach nun so weit vollendet, daß bei guter Witterung dasselbe am 20. Juni eröffnet werden kann. Die Theilnahme des Publikums an diesem Unternehmen ist in letzter Zeit eine erfreuliche gewesen, so daß die Aktien bis auf einige untergebracht werden konnten. Wegen schon vorgerückter Saison sollen, wie man uns sagt die Badekarten für dieses Jahr zu ermäßigten Preisen abgegeben werden. Ueber die Einrichtung können wir mitteilen, daß zehn Einzelzellen, zwei große Schwimmbassins und zwei Douchen in Türmen angebracht sind. Da außerdem das Bad an einer Stelle angebracht ist, wo die Hase reines fließendes Wasser darbietet, die Lage eine völlig abgeschiedene ist und für erfahrene Badewärterinnen gesorgt wird, so können wir den Damen die neue Anstalt bestens empfehlen.“¹⁶

1883 wurde der Vorläufer des jetzigen Pottgrabenbades eröffnet. Das Bad bestand aus einer Schwimmhalle und einem Wannenbad und fand regen Zuspruch in der Bevölkerung. Aufschlußreich über das „Badeverhalten“ in „grauer Vorzeit“ ist ein Artikel in der Osnabrücker Volkszeitung vom 1.2.1884. Dort heißt es:

„Das Badewesen im Mittelalter.

Als unserer Badeanstalt eröffnet wurde, hörte man häufig Bemerkungen machen, als sei dies etwas ganz Neues, jedenfalls Unnötiges. Es mag daher

¹⁵ OA, 5.6.1851

¹⁶ OA, 18.6.1866

nicht überflüssig sein, Einiges darüber zu vernehmen, wie unsere **Vorfahren über Baden und Badeanstalten dachten**. In einem alten Buche aus dem Jahre 1573¹⁷, betitelt „Eyn christlich ermanung“ heißt es „aus besonder fürsorg für die reinigkeit und beheglikeit der gesellen und anderer bedienender und armen leut sindt in den stedten und Dorffen die badstuben hergericht, und ist es eine gesunde und lobliche gewohnheit, sich mindest alle vierzehn tagen zu baden“

Die Zahl der Badehäuser in den Städten, worin die Arbeiter umsonst oder für einige Pfennige ein Bad bekommen konnten war sehr groß. In Lübeck z.B. hatte bereits im Jahre 1300 **jede Straße** ihr Badehaus. Aber auch auf den Dörfern gab es gewöhnlich Badehäuser, weil es bei den Handwerkern Brauch war sich **jeden Samstag zu baden**. Darum machten die Gesellen an den Samstagen früher Feierabend, was man mit **Badeschicht** bezeichnete, und erhielten in manchen Zünften ein besonderes „**Badegeld**“. Den Lehrjungen, denen wir heute ein Trinkgeld geben, gab man damals „**ein kleines zum baden**“, worüber das angeführte Buch sagt: „sie sollen dies geld, das sie bekommen, viel verwenden denn jeder (... unleserlich), er sy groß oder klein, muß reinlich sin und sein körper reinlich halten, das thut auch der seele gut.“

Man war im Mittelalter so sehr von dem Nutzen des Bades überzeugt, daß unzählige fromme Stiftungen bestanden, deren Auskünfte den Armen ein freies Bad und oft noch eine Mahlzeit dazu gewährten am Todestag des Stifters. Man nannte dieses „**Seelenbäder**“, weil die durch Bad und Mahl erquickten Armen des Verstorbenen im Gebete gedachten. Die Schulkinder wurden gewöhnlich mittwochs zum Bade geführt, damit sie sich früh an Reinlichkeit gewöhnten. Außer den öffentlichen Bädern bestanden in den Städten, selbst in den Häusern gewöhnlicher Handwerker, sehr häufig „**Haus-Badestüblein**“, die zum Gebrauche der Familien dienten. „Bäder“, heißt es, „sind dem gesunden nötig, umb gesunt zu bleiben, sich zu reinigen nach der arbeit, und frohligs gemüthes zu sein: alt gott wolgefellig ist und dienlich den arbeitenden menschen.“

So müssen wir denn die Eröffnung unserer Badeanstalt freudig begrüßen, und hat Osnabrück alle Ursache dem Leiter der städtischen Angelegenheiten

¹⁷ Leider unleserlich

dafür dankbar zu sein, daß er zur Errichtung des Bades die Initiative ergriffen und trotz aller entgegenstehenden Schwierigkeiten so schön ausgeführt hat.“¹⁸

Wenn der Schreiber dieses Artikels das mittelalterliche Badeverhalten vielleicht ein wenig zu positiv beschreibt (wohl um die Gemüter derjenigen, die über den „Unfug einer Badeanstalt in Osnabrück“ schimpften, zu besänftigen), so läßt dieser lange Artikel doch zweierlei erkennen: nur die niederen Stände besuchten öffentliche Bäder, und längst nicht alle Honorablen der Stadt Osnabrück sahen Sinn und Nutzen einer Badehalle ein.

Aus den Berichten der zeitgenössischen Tagespresse geht hervor, daß alle Osnabrücker Flußbadeanstalten in der zweiten Hälfte des 19. Jh. stark frequentiert wurden. Die Badeanstalt am Herrenteichswall war im Sommer 1875 derart überfüllt, daß man zum Schwimmen Schlange stehen mußte.¹⁹ Außerdem wurden die vorhandenen Badeanstalten ständig erweitert. Auch das Wannenbad an der Neuen Mühle erhielt eine Flußbadestelle. Schwimmen und Baden muß im Sommer eine beliebte Freizeitbeschäftigung vor allem der jüngeren Generationen gewesen sein. Natürlich gab es keine gemischten Badeanstalten, sondern Männer und Frauen vergnügten sich schicklich in der jeweiligen Geschlechtergruppe. In der Regel durften Knaben bis zum 12. Lebensjahr die Frauenbadeanstalten besuchen bzw. sich während der Frauenschwimmzeit in den Bädern aufhalten. Waren sie älter, wechselten sie zum Männerbad.

Wegen des starken Bevölkerungsanstieges vor allem im Schinkel wurde hinter dem Stahlwerk eine weitere Flußbadeanstalt errichtet. Eine weitere Frauenbadeanstalt befand sich an der Klus. Diese Badeanstalt mußte aber im Zuge des Straßenausbaus Hamburgerstraße bald wieder geschlossen werden.

Aber diese Flußbadeanstalten brachten auch vielerlei Probleme mit sich. So versandete die Badeanstalt im Schinkel häufig, aber wesentlich schlimmer war die vom Schinkel, der Papierfabrik und dem Stahlwerk ausgehende Wasserverschmutzung. So berichtet die OVZ 1903, daß sich die Badeanstalt am Schützenhof in ein „übelriechendes Sumpfloch“ verwandelt habe und verlegt werden müsse. Vor allem die Abwässer der Mittelburg verunreinigten das Wasser stark. Ein Jahr später wurde das Bad geschlossen, weil die Zustände unhaltbar waren. Dafür wurde die alte Badestelle an der Klus wieder hergerichtet,

¹⁸ OVZ, 1.2.1884

¹⁹ OVZ, 11.8.1875

zwei Jahre später wegen der Haseverschmutzung aber wieder geschlossen. blieb nur noch die Haseflußstelle an der Neuen Mühle. Aber 1909 wurde auch diese Bad geschlossen. Eine neue Flußbadeanstalt an der Nette (wo heute das Nettebad ist) war erst im Bau. Aber für den bevölkerungsstarken Schinkel lag diese Badeanstalt zu weit entfernt. Auch das Badehaus an der Neuen Mühle konnte nicht mehr mit Hasewasser gespeist werden, und durfte daher (kostenlos) Wasser aus dem städtischen Trinkwassernetz entnehmen. 1911 begann man mit der Planung für eine Flußbadeanstalt an der Wellmannsbrücke, wobei der Haseverlauf nicht verändert werden sollte. Die Bemühungen zahlreicher Bürger, Baden im Stichkanal zu erlauben, waren vergeblich. Die provisorische Badestelle an der Wellmannsbrücke wurde schließlich 1927 durch die jetzt noch bestehende, mit Hasewasser gespeiste, Badeanstalt ersetzt.

Ein Osnabrücker Senior erinnert sich noch an die alte Flußbadestelle Wellmannsbrücke: Nur wenige seiner Freunde erhielten als Kinder die Erlaubnis, Schwimmen zu gehen. Die meisten besaßen keine Badehose, andere konnten das Eintrittsgeld von 5 Pf. nicht immer aufbringen. Zu Fuß machte man sich mit Badehose, Handtuch und Marmeladenstulle auf den weiten Weg zum Bad. Wer das Eintrittsgeld nicht hatte, schlüpfte vorher in seine Badehose, überreichte den Freunden seine Sachen und krabbelte in den Fluß hinab, schlüpfte am Ende des Bades durch die aufgehängten Strömungsklappen und war „drin“. Dem Kassierer kamen allerdings die bezahlenden Kinder mit dem vielen Gepäck äußerst suspekt vor. Die Wassertiefe des Flußbades konnte von Tag zu Tag bis zu einem halben Meter schwanken und so war das Springen vom Sprungbrett nicht immer ungefährlich.²⁰

Als während der Weimarer Republik die Bäder zunehmend „gemischt“ wurden, regten sich die Moralisten der Stadt mächtig darüber auf und befürchteten das Schlimmste. Die Tribüne im neuen, gemauerten Moskaubad war ihnen ein Dorn im Auge, saßen dort doch Menschen, die nicht zum Luft- und Wasserbaden das Schwimmbad aufsuchten, sondern um die Badenden (in der hochgeschlossenen Badekleidung) zu betrachten. Wehe — wehe, wohin sollte dieses unmoralische Verhalten (das Sehen und das Gesehenwerden) nur führen ...?

²⁰ NOZ, 25.7.1987

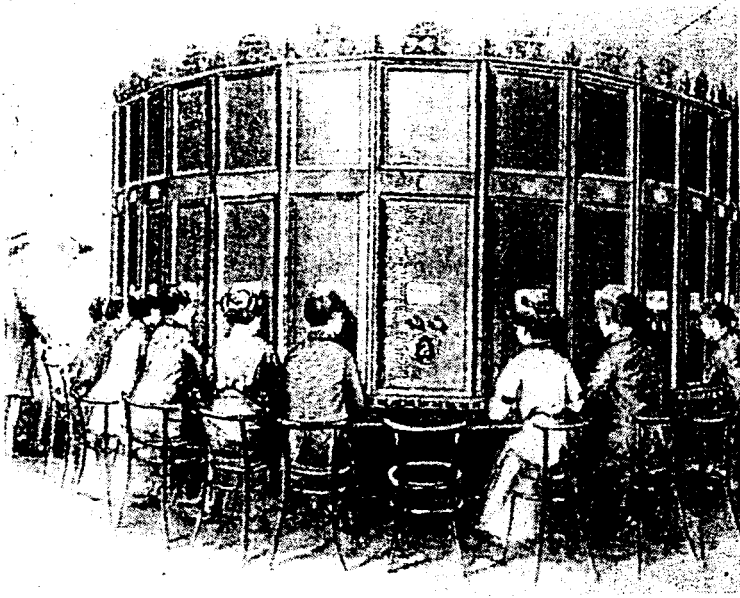
4.4.8. Und was man sonst noch so tun konnte

Sehr beliebt waren im letzten Jahrhunderte die Zirkusse, die regelmäßig Osnabrück aufsuchten. Sie stellten ihre Zelte anfangs auf dem Goetheplatz, später auf dem Ledenhof und an der Natruper Straße auf (dort, wo heute das Niedersachsenbad ist).²¹

Eine absolute Sensation war das erste Kino, damals noch Lichtspieltheater genannt. Man stelle sich einmal vor: bewegliche Bilder statt starrer Fotos!

Am 28.12.1885 hatten die Brüder Lumière in Paris einer staunenden Öffentlichkeit ihren Kinematographen vorgestellt. Die „lebende Photographie in Lebensgröße“, so der Werbeslogan für die erste Osnabrücker Filmvorführung 15 Monate später, am 13.3.1887, wurden im Hotel Drei Kronen vorgeführt. Schausteller reisten mit dem Kinematographen durch das Land und zeigten kurze, eher dokumentarische Filme: eine Tierfütterung im Zoo, die Ankunft eines Dampfers etc. Die Abkehr vom ursprünglichen Verkaufs- zum Verleihprinzip machte die Einrichtung von Lichtspieltheatern möglich. Das erste stationäre Kino Osnabrücks, das Central-Theater, war ein langer Schlauch mit ca. 50 Sitzplätzen, dessen Spielbetrieb ab Mai 1907 belegt ist. Im gleichen Haus an der Krahnstraße (zwischen Dielinger Straße und Hakenstraße) eröffnete wenig später ein zweites Kino. In Anzeigen trug man einen offensiven Wettstreit aus und mahnte das Publikum, ja den richtigen Eingang zu wählen. Bald entstanden weitere Lichtspieltheater: das „Carola-Theater“ im Saal des Hotels „Zum Hasetor“ (heute „Filmtheater Hasetor“) und die „Kaiser-Lichtspiele“ in der Großen Straße (heute „Universum“), die mit ihren 500 Plätzen das erste große Kino Osnabrücks waren.

²¹ 1200 Jahre Osnabrück, S. 283



FERNSEHEN VOR 100 JAHREN: Das Kaiserpanorama war ein großer, runder Holzbau, um den 25 Personen auf Stühlen Platz fanden. Durch Gucklöcher, ähnlich einem Opernglas, betrachtete man kolorierte Stereoskopie-Glasplatten. Nach einem Klingelzeichen wurden die Bilder weiterbewegt.
Reproduktion aus A. Peach/Kino zwischen Stadt und Land

Abb. 25: Fernsehen vor 100 Jahren: Das Kaiserpanorama war ein großer, runder Holzbau, um den 25 Personen auf Stühlen Platz fanden. Durch Gucklöcher, ähnlich einem Opernglas, betrachtete man kolorierte Stereoskopie-Glasplatten. Nach einem Klingelzeichen wurden die Bilder weiterbewegt.²²

In den USA entstanden wahre Kinopaläste, und der Name „Capitol“ bürgte sich für luxuriösen Kinogenuß ein. Auch Osnabrück wollte sein Capitol haben - und bekam es im April 1929 mit einem Prachtbau in der Großen Straße. In Rang und Parkett fanden 1.130 Zuschauer Platz, 350 mehr als im gegenüberliegenden Stadttheater.²³

Die Anzahl der Kinos und das Fassungsvermögen der einzelnen Häuser zeigt, daß das Kino - vor dem Beginn der TV-Ära - mit zu den beliebtesten Freizeitbeschäftigungen in der Stadt gehörte.

Das Pressewesen war ebenfalls eine neue Errungenschaft, wenn auch nicht sofort alle Bevölkerungsschichten davon Gebrauch machten. Waren Zeitungen bis ins 19. Jh. hinein eher Vermittler von Unterhaltung und Kuriositäten, so wandelten sie sich zum Träger bzw. Vermittler der „öffentlichen Meinung“. Und da die „öffentliche Meinung“ als einzig legitime Quelle der Gesetzgebung angesehen wurde, erhielten die Zeitungen eine eminente Bedeutung. Als mit der Industrialisierung der Druck von Zeitungen billiger und 1848

²² Abbildungsnachweis: 21.12.1995

²³ NOZ, 28.1.1995

in Hannover die Pressefreiheit eingeführt wurde, nahm die Presse einen großen Aufschwung. Neben den seit 1766 in Osnabrück erscheinenden „Osnabrückischen Anzeigen“, die nur amtliche Nachrichten und Anzeigen enthielten, entstanden jetzt das demokratische „Tageblatt“ und das konservative „Volksblatt“. Mit dem Beginn der Reaktion 1850 stellten sie ihre Betriebe wieder ein. Das erste typische bürgerlich-liberale Blatt war die „Osnabrücker Zeitung“ (1864-1866). Es folgten 1870 die katholischen „Neuen Volksblätter“, 1871 „Kieblings Osnabrückische Anzeigen“, die sich später „Osnabrücker Zeitung“ nannten, das überparteiliche und unabhängige „Osnabrücker Tageblatt“ ab 1884 und die 1912 von den Sozialdemokraten herausgegebene „Abendpost“. Heute gibt es diese Zeitungsvielfalt leider nicht mehr.

4.5. Schulen und Kinder

Die Schultradition in Osnabrück ist sehr alt, älter als die „Stadt“ Osnabrück, denn bereits in ihren Gründungszeiten wurde von Karl dem Gr. im Dom eine Schule bewilligt, die als Vorläufer des jetzigen Gymnasiums Carolinum gilt. „Nur“ halb so alt, aber immerhin mit 450 Jahren auch schon ein „Schulveteran“, ist das Ratsgymnasium.

Erstaunlicherweise gibt es aber m. E. keine umfassende Abhandlung über die Osnabrücker Schulen allgemein, daher sollen im folgenden einige Grundinformationen über das Osnabrücker Schulwesen dargestellt werden; sehr lückenhaft allerdings, denn die Quellenlage ist nicht besonders gut.

Das Bildungsprivileg im Mittelalter lag bei der Kirche, denn die Unterweisung in den aus der Antike übernommenen sieben freien Künsten diente als Grundlage zum besseren Verständnis der Heiligen Schrift.

Bereits 804 (oder 803, die von Benno gefälschten Urkunden lassen die genaue Datierung nicht mehr zu) erlaubte Karl d. Gr. die Einrichtung der Domschule.¹ Auch die zweite Schule, die Stiftsschule zu St. Johann, war eine kirchliche Einrichtung.

Im auslaufenden Mittelalter gab es bei jeder Kirche eine Pfarr- oder Kirchspielschule, außerdem viele Winkel-² oder Klipp (= Privat-)schulen.³ Die Pfarr- oder Kirchspielschulen, die neben der religiösen Unterweisung auch Lesen, Schreiben und Rechnen lehrten, können in Osnabrück mit der Bezeichnung „düdeschen“ oder „Schreivscholen“ als Vorläufer der Volksschulen angesehen werden, wenn es natürlich auch noch keine Schulpflicht gab. Die Unterrichtsmethode war im allgemeinen unpsychologisch, reine mechanische Dressur, formalistisch und langweilig. Als unentbehrliches Zuchtmittel befand sich daher hinter dem Lehrersessel, in einem Eimer voller Wasser und stets griffbereit, die Rute. Sie wurde später durch den Rohrstock, der gleichzeitig als Zeigestock diente, ersetzt.

¹ 1200 Jahre Osnabrück, S. 188

² weil sie oft in Zimmerecken oder -winkel eingerichtet waren

³ Hoffmeyer, S. 137

Im Zuge des Humanismus und der Reformation hatte sich in Osnabrück, wie auch in anderen Städten, eine Ratsschule entwickelt, die in städtischer Hand lag und der Kontrolle der Kirche entzogen war (obwohl sie protestantisch geprägt war). Diese Ratsschule war 1595 nach fünfzigjährigem Streit mit dem Domkapitel neu gestiftet worden und hatte einen bemerkenswerten Aufschwung genommen, wobei sie der Schule des Domkapitels (dem „Carolinum“) heftige Konkurrenz machte. Zwar wurde die Ratsschule im Zuge der Re-Katholisierung erneut geschlossen, konnte aber am Ende des Dreißigjährigen Krieges endgültig von der Stadt sichergestellt werden. Oberste Schulbehörde war der Rat, dieser stellte auch die Lehrer ein. Die Schule war im Gebäude der Kirchspielschule St. Marien untergebracht, und Justus Möser bezeichnete sie eingedenk seiner eigenen Schulzeit als „lateinischen Notstall“.

Die Schulpraxis sah anders als heute aus: Hauptfach war Religion, Lehrbücher waren die Bibel, die augsbургische Konfession und die beiden Katechismen Luthers. Nächstes wichtiges Fach war Latein mit dem Ziel der Eloquenz. Grammatik, Dialektik, Rhetorik, Ethik, Geschichte und Geographie dienten dem gleichen Ziel des sprachlichen Ausdrucks. Die Schüler der oberen Klassen durften nicht mehr Deutsch sprechen.

Allgemeiner Unterricht wurde von 7-9 Uhr und von 12-2 Uhr abgehalten, daneben gab es Privatlektionen für ganze Klassen oder Stufen. Zu den Lateinübungen gehörten öffentliche Schüler-Disputationen und die Aufführung lateinischer Dramen. Neben vielen anderen Maßregelungen hält die alte Schulordnung auch fest, daß Baden oder auf das Eis gehen den Schülern der Ratsschule verboten war. Aber Schüler der obersten Klasse durften - außer in Kirche und Schule - Degen tragen. Als Strafinstrumente spielten Rute, Stock und Karzer eine gewichtige Rolle, daneben gab es auch Geldstrafen für unentschuldigtes Fehlen und für verspätete Ablieferung schriftlicher Arbeiten.⁴

Je komplizierter die Produktionsabläufe im Zuge des Merkantilismus und des aufkommenden Kapitalismus wurden, um so mehr begann der Staat, sich um die Qualifizierung der erforderlichen Arbeitskräfte zu bemühen, denn Analphabeten waren ungeeignet zur Förderung der wirtschaftlichen Entwicklung. Ende des 18. Jh. war in fast allen der damals ca. 200 unabhängigen deutschen Territorien die theoretische Proklamation der Volksschulbildung erfolgt, die Realisierung verzögerte sich aber wegen der Kostenübernahme, denn es waren hauptsächlich die Kirchen, die für Personal- und Sachmittel auf-

⁴ 1200 Jahre Osnabrück, S. 188 f.

kommen mußten. Unter dem unausgesprochenen Ziel „Soviel Bildung wie nötig“ wurde die schulische Erziehung rigoros dem Ziel untergeordnet, Staatsgesinnung, Arbeitsfleiß und Gehorsam zu erzeugen. Schule sollte „brauchbare“ und „gehorsame“ Untertanen erzeugen; die Stundenpläne waren entsprechend gestaltet: Die Hälfte des Unterrichtes wurde durch Lesen und Auswendiglernen religiöser Texte bestimmt, die restliche Zeit galt dem Schreiben, Lesen und Rechnen. Diese Tradition setzte sich in den Volksschulen bis Anfang des 20. Jh. fort. Noch 1907 forderte der damalige Reichskanzler von Bülow, die Kinder so zu erziehen, „daß unter den deutschen Arbeitern wieder die vier Grundpfeiler aufgerichtet werden, die ihre glückliche Zukunft sichern: Fleiß, Gottesfurcht, Nüchternheit und Zufriedenheit.“⁵

Mit der Reichsgründung 1871 gelang es, das Volksschulwesen aus kirchlicher Hand in staatliche Verantwortung zu übertragen.

Mit der Einführung der Bürgerschule 1833 als neue Schulart, begann der neuzeitliche Aufbau des allgemeinbildenden Schulwesens in Osnabrück. Der Name dieser Schulform sollte unübersehbar die Bürgerschaft als gleichberechtigten Stand neben Adel und Geistlichkeit betonen. Zwar wurde in der Bürgerschule auf das bisherige ungeordnete Kirchspielschulwesen aufgebaut, aber die Vermittlung von Bildung über die elementarsten Fähigkeiten hinaus stand im Vordergrund. Es wurden daher Klassenstufen gebildet und der Lehrplan durch die Einführung mathematisch-naturwissenschaftliche Fächer erweitert. Träger war eine Schulkommission. In der sogenannten Vorschule gab es Jahrgangsklassen der Altersstufen 6-9, in der Hauptschule der Altersstufen 10-14. Fremdsprachen wurden zunächst nicht gelehrt. Zu diesen gehobenen Volksschulen wurde gesagt, daß der

„Zweck kein anderer sein kann als der, eine allgemeine menschliche und zugleich für die Bedürfnisse des eigentlichen Bürgerstandes berechnete Bildung zu geben.“⁶

Die erste Bürgerschule konnte 1833 in einem neuen Schulgebäude am Schützenwall, an den Ledenhof grenzend (heute Gebäudekomplex der Industrie- und Handelskammer), ihren Betrieb aufnehmen.

⁵ 1200 Jahre Osnabrück, S. 302

⁶ Aufklärungsschrift des Schulträgers 1833; in : 1200 Jahre Osnabrück, S. 303

Ziel der Vorklassen war u.a., begabte Kinder für einen späteren Gymnasiumbesuch vorzubereiten. Diese Vorklassen bestanden bis 1921. Aus der Hauptschule entwickelte sich ab 1872 - nach Aufnahme einer Fremdsprache in den Lehrplan und späterer Aufstockung zu einer sechsjährigen Schulstufe (für die 10-16jährigen SchülerInnen) die selbständige Mittelschule, die heutige Realschule. Die Kirchspielschulen bestanden vorerst weiter unter Verzicht auf Jahrgangsstufen. Allerdings wechselten viele SchülerInnen auf die Bürgerschulen, so daß die Klassen in den Kirchspielschulen zumindestens kleiner wurden. Trotzdem mußten sich dort weiterhin einzelne Lehrer mit vielen SchülerInnen jeden Alters in überfüllten Klassenräumen abmühen.

Bereits 1867 wurde in Osnabrück die erste Realschule 2. Ordnung eröffnet. Bürgermeister Miquel setzte sich für die Einführung einer simultanen Realschule ein, die als Ergänzung zu den beiden humanistischen Gymnasien konfessioneller Prägung (Carolinum und Ratsgymnasium) konfessionslos sein sollte. 1869 erreichte Miquel sein Ziel: eine Simultan-Realschule 1. Ordnung, die später durch preußisches Dekret zum Realgymnasium erhoben wurde. Die Schule wurde „Königliches Realgymnasium“, erlebte mehrfache Namens- und Strukturveränderungen und heißt jetzt seit 1957 „Ernst-Moritz-Arndt-Gymnasium“.⁷

Die Zahl der Schulen heute in Osnabrück ist sehr groß: angefangen von Sonderschulen bis hin zu Berufsschulen gibt es mehr als 75 Schulen in der Stadt.

⁷ 1200 Jahre Osnabrück, S. 301 ff

4.5.1. Kinderleben um 1900

Ein netter Rückblick auf die Zeit um 1900 sind die Kindheits- und Jugenderinnerungen von Karl Kühling, der als Kind in der Stadt wohnte und das Leben dort beschreibt.⁸ Aus einem Geschäftshaushalt kommend, schildert Kühling ein typisches bürgerliches Jungenleben.

Er beschreibt, daß Jungen bis zum Alter von zwei Jahren selbstverständlich Kleidchen trugen. Durften sie endlich zu Hosen wechseln, so waren diese kurz und man trug lange schwarze Strümpfe dazu, die an Strumpfhaltern befestigt waren. Die Schule waren knöchelhoch, denn Halbschuhe trug nur das Proletariat.

Sonntags wurde auf dem Wall promeniert oder mit dem Zug in das Umland gefahren und zurückgewandert. Highlights dieser Ausflüge waren Picknickfahrten mit einer Pferdekutsche, allerdings nur zu ganz besonderen Anlässen.

Sonntagmorgens war die Stadt wegen der vielen Kirchenbesucher von auswärts stets überfüllt. Außerdem waren eine Stunde vor Gottesdienstbeginn die Geschäfte geöffnet, so daß man bei seinem Kirchgang gleich seine Einkäufe erledigen konnte.

Bürgerskinder spielten in der Stadt auf den Straßen, was durchaus nicht gefährlich war. Es gab kaum Fahrverkehr, nur hin und wieder einen Pferdewagen, und ein Automobil, tauchte es tatsächlich einmal auf, war für Kinder DIE Sensation. Auch Fahrradfahrer gehörten noch zu den belächelten Außenseitern.

Die Spiele draußen waren jahreszeitlich bedingt: Eislaufen konnte man natürlich nur im Winter, Drachen ließ man im Herbst steigen. Frühjahr und Sommer waren ausgefüllt mit Reifenschlagen, Kreiseltanzen, Murmelspielen, Ballspiele, Hinkekasten (natürlich nur Mädchen!), Kriegen, Verstecken, Räuber und Gendarm etc. Spielzeug für draußen gab es kaum, und das meiste wurde selbst hergestellt. Allerdings kamen damals die Rollschuhe auf, die sich großer Beliebtheit erfreuten. Auf dem Holzpflaster am Kronprinzenwall (Natruper-Tor-Wall) und auf den Steinplatten einiger Straßen konnte man gut laufen. Auf Kopfsteinpflaster natürlich nicht. Allerdings nutzten sich die ersten Rollschuhe mit

⁸ Kühling, Karl, Osnabrück: Altstadt um die Jahrhundertwende. Erinnerungen und Erlebnisberichte, Osnabrück 1983 (4. Aufl.)

Holzrädern sehr schnell ab. Das Verbot der Mütter mißachtend, wurden im Herbst Flitzebogen aus einem Bambusrohr gebastelt, Pfeile aus Schilfhalmen aus dem Rubbenbruch hergestellt und sich damit herrschaftliche Schlachten geleistet. Gezielt wurde auf die „strammen Hosenboden“. Kühling beschreibt, daß es „noch mehr Treffer auf der gleichen Stelle, allerdings nicht von Rohr Pfeilen, sondern von Rohrstöcken oder Haselruten, gegeben hätte, wenn uns Lehrer oder Eltern bei diesem gewiß nicht ungefährlichem Spiel erwischt hätten“⁹

Beliebter Spielort war auch die Hase, auf der man im Bereich zwischen Herrenteichs- und Neumarktsbrücke ausgiebige Kahnfahrten unternehmen konnte. Zahlreiche Leihboote lagen dort an den Ufern. Paddelboote hingegen waren etwas völlig neues, und sie erregten einiges Aufsehen, als sie - selbst gebaut - auf der Hase auftauchten. Das Gerüst bestand aus Holzplatten, darüber wurde kräftiges Segeltuch gezogen, welches wegen der Wasserundurchlässigkeit mehrfach mit Ölfarbe bestrichen wurde. Industriell gefertigte Kanus oder Kajaks gab es nicht; die Jugendlichen orientierten sich nach Bauplänen im Stile eines Lederstrumpf-Kajaks in einer Jugendzeitschrift.

Es gab zu dieser Zeit zwei Eislaufplätze in der Stadt: an der Nürnberg wurde das Wasser des Sandbaches gestaut, daneben lag die „Neue Eisbahn“ des Osnabrücker Eislaufvereins.

Karl Kühlings Kindheitserinnerungen sind lesenswert und amüsant, wenn auch ziemlich „schönfärbend“. Allerdings schreibt er in seinem Nachwort:

„Das alte Osnabrück war nicht besser als das neue. Es hatte seine Probleme und seine Nöte. Die sozialen Kämpfe waren in vollem Gange, und sie hatten ihre Ursache. Es gab soziale Härten, die heute wie Phantasien eines Hieronymus Bosch anmuten, es gab hygienische Verhältnisse, die fast lächerlich wirken, es gab Not, Rückständigkeit, Vorurteil und Feindschaft, wie es sie vorher und nachher gab.“¹⁰

Aber um heutigen SchülerInnen zu verdeutlichen, wie das Leben um die Jahrhundertwende in Osnabrück gerade für Kinder war, lohnt es sich allemal, das kleine Buch zu lesen.

⁹ Kühling, S. 45

¹⁰ Kühling, S. 147

5. Natur- und Umweltbewußtsein

„Erst wenn das Kind in den Brunnen gefallen ist ...“

Kein Zitat paßt besser, um die Entwicklung eines Umweltbewußtseins in Osnabrück aufzuzeigen. Erst die Schäden, die durch Umweltzerstörungen und Umweltverschmutzungen verursacht wurden, ließen die Erkenntnis entstehen, daß man etwas tun müsse. Allerdings stand dabei nicht der Gedanke an Naturschutz im Vordergrund, sondern die tagtäglichen Beeinträchtigungen, die die Menschen durch Umweltfreveln erfahren mußten, nicht zuletzt auch finanzielle Einbußen. Allein die Thematik der Haseverschmutzung in der zweiten Hälfte des letzten Jahrhunderts füllt ein ganzes Buch¹. Unter „Natur“ verstand man Schönheit und Idylle; Flußverschmutzungen waren ärgerlich, weil Badeanstalten geschlossen werden mußten, die Hase im Sommer bei niedrigem Wasserstand erbärmlich stank, weil die Fischzucht aufgegeben werden mußte oder das verdreckte Wasser bei Überschwemmungen Wiesen verdarb. Einige wenige Ansätze von Naturschutz sind aber auch bereits im letzten Jahrhundert zu finden: So wurde beispielsweise bereits 1875 in Osnabrück ein Tierschutzverein gegründet, dessen vordringlichste Aufgabe der Schutz der Singvögel war.² 1876 wurden auf der innerstädtischen Hase Enten und fünf Schwäne ausgesetzt³, und im Frühjahr darauf auf bestimmten Haseabschnitten das Bootfahren verboten, um die brütenden Wasservögel nicht aufzuscheuchen.⁴ Diese Maßnahme mutet fast an heutige Vogelschutzzonen an, galt aber vordergründig, im Stadtbild eine „Idylle der Natur“ mit ihrer Schönheit (und den majestätischen Schwänen) aufzubauen. In den folgenden Jahren wurde in den Zeitungen immer wieder darauf hingewiesen, daß die Schwäne brüten, daß Küken geschlüpft sind etc. Als durch einen Unfall im Stahlwerk 1887 Petroleum in die Hase lief und tausende Fische verenden ließ, wurde in der Zeitung lapidar vor dem Verzehr der Fische gewarnt. Als aber wenige Tage später alle Schwäne auf der Hase verendet waren, war das Geschrei groß.⁵ Und freudig wurden

¹ und kann in: Becker, Gerhard (Hg.), Stadtentwicklung im gesellschaftlichen Konfliktfeld. Naturschichte von Osnabrück, Pfaffenweiler 1991, nachgelesen werden.

² OVZ, 2.6.1875

³ OVZ, 10.11.1876

⁴ OVZ, 2.5.1877

⁵ OT, 20.12.1887

4 Jahre später die ersten neuen Schwäne in der Stadt begrüßt⁶ — die leider nur zwei Jahre auf der Hase überlebten.

Auch immer wiederkehrende Aufforderungen der Bürgervereine oder in Leserbriefen ausgesprochen, die Stadt solle sich endlich um die gärtnerische Gestaltung der Stadtplätze kümmern, waren eher Ausdruck des Verlangens nach „Schönheit“ und Gartenkunst als nach Natur. Die unzähligen Berichte in den Osnabrücker Zeitungen über Baumfrevl und Zerstörungen in den städtischen Anlagen im letzten Jahrhundert zeugen nicht nur dafür, daß es ein beliebter „Sport“ war, nachts umherzuziehen und Bäume zu verletzen, zu zerstören, zu fällen oder zu entwurzeln und in städtischen Anlagen zu randalieren, Beete zu beschädigen und Pflanzen auszureißen, sondern auch für das „andere“ Verständnis von Natur: natürlich regte man sich über diesen Baum- und Pflanzenfrevl auf: zum einen, weil die Besitzer (und die Stadt) erhebliche finanzielle Schäden dadurch erlitten, zum anderen, weil sich so etwas nun einmal nicht gehörte! Und außerdem — wie sah das aus?! Ein Zeitungsartikel aus dem Jahr 1898 macht dies deutlich:

„‘Die Anlagen werden dem Schutze des Publikums empfohlen!’ Diese beherzigenswerten Worte möchten wir schon jetzt in Erinnerung bringen, da Greis Winter sich bereits zum Abgang gerüstet hat und der frische lachende Knabe Lenz mit seinem bunten Blätter- und Blütenflor des Einzuges in die Natur und die Menschenherzen wartet. Ohne Zweifel findet man im Nordwestdeutschland nur wenige Städte, die so wie Osnabrück von herrlichen Anlagen umsäumt sind. Anlagen, die unserer Stadt freundliche Gepräge verleihen, welches in der That als eines ihrer ersten Vorzüge anzusehen ist. Es ist deshalb mit Dank zu begrüßen, wenn die Stadtbehörde diesem äußeren Schmuck ihre besondere Fürsorge zuwendet, wie sie ja in jedem Frühjahr durch das Beschneiden der Sträucher (...) u.s.w. beweist. (...) Leider aber sieht man noch in jedem Frühjahr Personen, die von ihren Ausflügen mit großen Sträußen aus Zweigen zurückkehren; man stellt sie in ein Wasserglas und nach wenigen Tagen sind sie welk, während sie draußen wochenlang das Auge erfreuen können.“⁷

⁶ OT, 2.11.1891

⁷ OT, 14.3.1898

Ein leider recht unleserlicher Leserbrief aus dem Jahr 1889 zeigt eine ähnliche Haltung zur Natur:

„MUSTER-GARTEN. Der Gartenbau- ... (inspektor, meister?), der die Gärten besieht, wird ersucht, einen Garten rechts von dem Natrupertthore zu besichtigen, da findet er eine Musterkarte von Wildkraut, die noch nicht dagewesen ist. — Man kann nicht sehen, war für Gewächs eigentlich darauf steht — Wenn hier eine richtige Feldpolizei wäre, würde der Miether des Gartens der erste sein, der exemplarisch bestraft werden müßte — dem Eigenthümer wird derselbe auf viele Jahre verdorben“⁸

Erschreckend ist, daß es auch noch 100 Jahre später eine Parallele zu diesem Leserbrief gibt, nämlich die Beschwerden der Anwohner der Sandforter Straße in Gretesch, die sich über die „verwahrlosten Türkengärten“ aufregten und die Stadt aufforderten, das verpachtete Grabeland zurückzunehmen. Untersuchungen durch die Universität und der Fachhochschule ergaben Anfang der 1990er Jahre allerdings, daß gerade diese Gärten in einem weitaus besseren ökologischen Zustand waren als die herkömmlichen durchgestylten „deutschen“ Schrebergärten, wenn sie natürlich auch nicht so „schön“ aussahen — aber das ist Ansichtssache.

Daß Natur vor allem „schön“ zu sein hatte, wird am Sinn und Zweck des Verschönerungsvereins deutlich, der 1885 gegründet wurde:

„Das Zustandekommen des Vereins ist wünschenswerth. Die gesammte Einwohnerschaft muß daran großes Interesse nehmen. Vom Fremden-Verkehr abgesehen, der einer schönen, viele Annehmlichkeiten bietenden Stadt anhaftet und für dieselbe zweifellos bedeutungsvoll ist, wird der Verein einflußreich nach einer anderen Richtung hin zu wirken vermögen. Die Stadt besitzt ausgedehnte Promenaden, deren Pflege und Unterhaltung viel Arbeitskraft, Zeit und Geld fordert. Ihre Bedeutung für uns kann Niemand verkennen, sie sind eine der größten Wohntaten für unsere gesammte Bevölkerung.“⁹

Trotzdem gab es auch im vergangene Jahrhundert wache Geister, die sich Gedanken über den Zustand der Natur machten. So wurde z.B. darauf hingewiesen, daß in der Umgebung von Osnabrück die Pflanzenvielfalt stark abgenommen habe und dementsprechend auch mit einem Rückgang der Tiervielfalt zu rechnen sei, was außerordentlich bedauert

⁸ OVZ, 3.8.1889

⁹ OT, 4.7.1885

wurde.¹⁰ Aber man betrachtete Natur nicht als Ganzheit: „Natur“ war das, was schön oder nützlich war: so wurde z.B. die Ausrottung samt Wurzeln von Wucherblumen (heute würde man sagen: Spontanvegetation oder Wildkräuter) behördlich angeordnet, damit es auf den Straßen nicht so unordentlich aussähe.¹¹ Und der sehr fragwürdige „Sport“ der Osnabrücker Burschen, am Wochenende auf dem Schinkelberg Singvögel mit „allerlei Schießutensilien“ zu jagen, wurde selbstverständlich beklagt: standen Singvögel doch auf der „guten“ Seite der Natur.¹²

Allerdings tat die Stadt Osnabrück eine ganze Menge, um „Natur“ in die Stadt zu holen: so wurden beispielsweise in den Jahren von 1875 bis 1885 ca. 3.250 Straßenbäume neu in der Stadt gepflanzt. Gerade in heißen und trockenen Sommern hatte man sehr wohl den Nutzen von Bäumen in Straßenfluchten erkannt.¹³ Auch, als für das Stahlwerk die Hase verlegt werden sollte, befürchtete die Stadt irreparable Schäden für das Flußbett und die Hase.¹⁴ Verlegt wurde sie trotzdem.

Unter der Überschrift „Auch Pflanzenleben ist schön“ beschäftigt sich ein Artikel aus dem Jahr 1885 mit der Frage, wie man „Naturverständnis“ den Kindern näherbringen kann. Dort heißt es:

„Auch Pflanzenleben ist schön. Diese Worte aus einem hübschen Liede sollten Kindern durch den Unterricht und durch die Praxis ans Herz gelegt werden, dann würde man nicht so oft Gelegenheit haben, zu bemerken, daß die Jugend ohne Gefühl Gewächse zerstört, wozu sie oft noch an den eigenen Eltern, Wärterinnen, namentlich Kindermädchen ein böses Beispiel haben. Auch beim Pflanzensuchen gelegentlich des Unterrichts in der Pflanzenkunde zerstören Schüler und Schülerinnen häufig eine Menge oft seltener Pflanzen, indem sie solche in übermäßiger Zahl ausreißen. In manchen botanischen Werken wird solches genug beklagt und dabei bemerkt, daß man früher diese oder jene seltene oder gar vertilgte seltene Pflanze an bestimmten Standorten angetroffen habe.“¹⁵

¹⁰ OVZ, 4.5.1883

¹¹ OVZ, 18.6.1885

¹² OVZ, 15.4.1884

¹³ OT, 13.2.1885

¹⁴ OT, 13.5.1889

¹⁵ OT, 21.4.1885

Dieser Artikel ist bemerkenswert, nicht nur deshalb, weil es 1885 tatsächlich auch „Schülerinnen“ gegeben hat und nicht - wie heute - einfach nur von „Schüler“ gesprochen wird. Ferner widerlegt der Artikel das Vorurteil, daß es die Arbeiterkinder waren, die die städtischen Anlagen zerstörten (sie hatten nämlich keine Kindermädchen), auf der anderen Seite wird wieder klar ausgesprochen, daß Dienstpersonal in den Anlagen nichts zu suchen habe. Es wird aber auch angesprochen, daß auch schon vor 100 Jahren praxisbezogener Unterricht „vor der Tür“ abgehalten wurde. Und die Erkenntnis, daß man eine Pflanze nicht ausreißen muß, um sie zu betrachten, ist sehr modern (und hat sich auch heute noch nicht überall durchgesetzt). Erschreckend ist die Aussage der immer seltener werdenen oder gar ausgerotteten Pflanzen, auch heute noch ein hochaktuelles Thema.

6. Wohnen und Leben in der Stadt heute - zwei Stadtteile im Vergleich

Ausgangsmaterial für diesen Vergleich, der exemplarisch darstellen soll, wie man z.B. die Osnabrücker Statistiken im Unterricht in den verschiedensten Fächer/ Fächerkombinationen nutzen kann, ist der Band: „Stadt Osnabrück - Jahreszahlen 1994“ Verglichen werden sollen die beiden Stadtteile Schinkel und Westerberg, die offensichtlich sehr unterschiedlich sind.

Man erhält z.B. Auskünfte über die Wohn- und Lebensqualität im jeweiligen Stadtteil, wenn man sich die prozentuale **Flächenaufteilung** betrachtet, die sowohl als Diagramm als auch mit den statistischen Daten angegeben wird.

Der Westerberg — mit einer Fläche von 484,0 ha mehr als doppelt so groß wie der Schinkel (217 ha) ist zu 57,8 % bebaut. 23,5 % der Fläche sind Grün- und Freiflächen (ohne Land- und Forstwirtschaft) mit einer Größe von insgesamt 69,6 ha. Der Schinkel präsentiert sich ganz anders: Dort sind 77,1 % bebaut, lediglich 7,5 % der Fläche tragen Grün- oder Freiflächen = 7,1 ha. Naherholung „im Grünen“, und sei es in einer kleinen Parkanlage, ist also im Schinkel nur schwer zu finden. Der Stadtteil Schinkel-Ost dagegen, ein recht junger Stadtteil, ist erst zu 33,8 % bebaut; Grün- und Freiflächen betragen 24 %.

Gewerbliche Bauflächen gibt es auf dem Westerberg überhaupt nicht; im Schinkel nehmen sie 25,4 ha ein. 18,5 ha des Stadtteilgebietes vom Schinkel wird von der Eisenbahn benötigt, auf dem Westerberg gibt es keine Schienen. Umgekehrt gibt es auf dem Westerberg 22,7 ha Wasser- und 50,6 ha Waldfläche. Der Schinkel hat nichts. Die Unterschiede sind auch bei der Flächenverteilung für Kleingärten sehr gravierend: Auf dem Westerberg gibt es 17,7 ha Dauerkleingärten, im Schinkel 3,6 ha.

Insgesamt zeigen diese statistischen Daten, daß der Stadtteil Schinkel im Vergleich zum Stadtteil Westerberg sehr benachteiligt ist, was Grün- und Freiflächen und damit den Erholungswert innerhalb des eigenen Stadtteiles betrifft. Die Wohn- und Lebensqualität in beiden Stadtteilen dürfte deutlich davon geprägt sein. Die Unterschiede des bevorzug-

ten bzw. benachteiligten Stadtteiles werden noch deutlicher, wenn man sieht, daß auf dem Westerberg 1994 insgesamt etwas mehr als 9.000 Einwohner lebten, im Schinkel jedoch knapp 14.000.

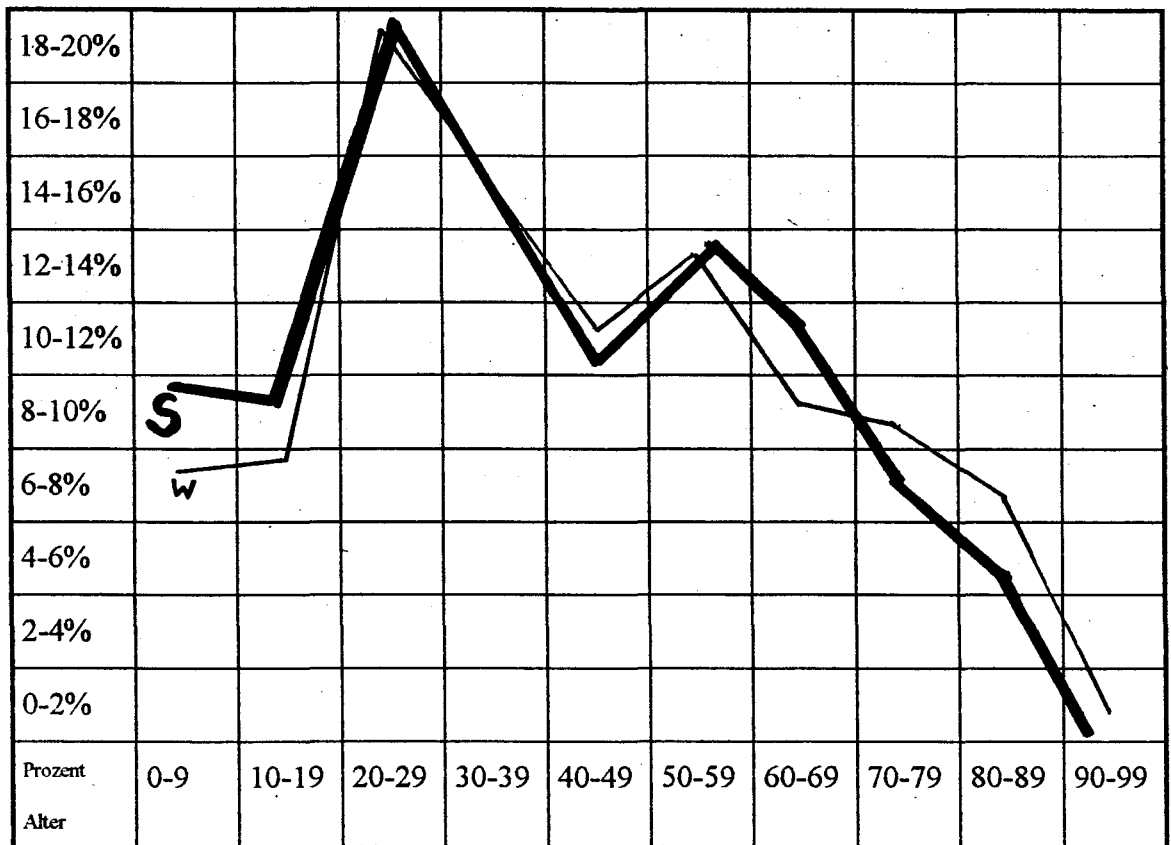
Tip für den Unterricht: um das Verhältnis von Bau- und Freiflächen tatsächlich zu erfahren, kann man Spaziergänge durch den Schinkel/ auf dem Westerberg unternehmen und die beiden Stadtteile direkt vergleichen. Dabei können Wahrnehmungsübungen vorgenommen werden: auf Geräusche, auf Farben achten, Vielfalt oder Monotonie der Bebauung, wie wirkt der Stadtteil auf den Menschen etc.

Auch im Bereich der Bevölkerungsstatistik unterscheiden sich Westerberg und Schinkel stark voneinander: der Ausländeranteil an der Westerberg-Bevölkerung beträgt 5,6 % (513), der des Schinkels 19,3 % (2.671).

Die Altersverteilung in den beiden Stadtteilen stellt sich wie folgt dar:

Altersstufen	Westerberg	Westerberg	Schinkel	Schinkel
	absolut	in %	absolut	in %
0-9	691	7,53	1365	9,87
10-19	715	7,8	1256	9,08
20-29	1716	18,72	2600	18,8
40-49	1059	11,55	1457	10,53
50-59	1228	13,39	1892	13,68
60-69	857	9,34	1527	11,04
70-79	817	8,91	1090	7,88
80-89	584	6,37	577	4,17
90-99	89	0,97	50	0,36

Übertragung der Angaben in ein Kurvendiagramm:



Das Kurvendiagramm zeigt Unterschiede in der Altersstruktur der Bevölkerung der beiden Stadtteile. Man könnte nun überlegen, worin diese Unterschiede begründet sind.

Die Angaben über die Geburten- bzw. Sterberaten sind:

Westerberg: Geburtenrate 0,9 % (89)

Sterberate 1,8 % (165)

Schinkel: Geburtenrate 1,14 % (158)

Sterberate 1,09 % (152)

Aus den statistischen Angaben über zu An- bzw. Abmeldungen der Personen in den beiden Stadtteilen geht hervor, daß die Bevölkerung des:

- Westerberges mit 707 Anmeldungen und 927 Abmeldungen um 2,4 % abgenommen hat

- Schinkels mit 1.176 Anmeldungen und 1.233 Abmeldungen um 0,41 % abgenommen hat

obwohl der Westerberg das bevorzugte Wohngebiet in Osnabrück ist.

In dem Stadtteil Westerberg gibt es 6.277 Haushalte (mit insgesamt 9.166 Personen); jeder Haushalt wird durchschnittlich von 1,46 Personen bewohnt. Der Anteil der Einpersonenhaushalte beträgt 66,9 %, der der Haushalte mit sechs oder mehr Personen 0,4 %.

Im Schinkel sieht es anders aus: Dort sind 8.095 Haushalte (mit 13.828 Einwohnern); auf jeden Haushalt kommen 1,5 Personen. 57,7 % der Haushalte werden von einem Menschen bewohnt, 0,9 von sechs oder mehr Menschen.

Zur Bautätigkeit:

Nichtprivater Wohnungsbau: Im Stadtteil Westerberg wurden 1994 fünf Wohngebäude mit 11 Wohnungen und 47 Räumen gebaut; im Schnitt also 2,2 Wohnungen pro gebau-tem Haus. Jede Wohnung hatte durchschnittlich 4,27 Zimmer.

Im Schinkel wurden 6 Wohngebäude mit 41 Wohnungen und 165 Räumen gebaut: pro Gebäude also im Schnitt 6,8 Wohnungen mit durchschnittlich 4,02 Zimmern.

Fazit: Bei den Neubauten auf dem Westerberg wird es sich vorwiegend um Ein-, Zwei- oder Dreifamilienhäuser halten. Im Schinkel hingegen wurden eher Mehrfamilienhäuser gebaut, außerdem verfügen die dortigen Neubauten im Schnitt über weniger Zimmer, wobei über die Zimmergröße keine Angaben gefunden wurden.

Eigentumswohnungen: Am Westerberg wurde 1 Gebäude mit 26 Wohnungen und 41 Zimmern gebaut = 1,57 Zimmer pro Wohnung. Im Schinkel war es 1 Gebäude mit 19 Wohnungen und 38 Zimmern, also zwei Zimmer pro Wohnung. Auch aus diesen Angaben geht hervor, daß im Stadtteil Westerberg tendenziell eher zur Einpersonenzwohnung neigt.

Insgesamt gab es am Westerberg 4.672 Wohnungen, die durchschnittlich von 1,96 Personen bewohnt wurden. Die Angaben für den Schinkel: 6.512 Wohnungen mit durchschnittlich 2,1 Personen.

Im Stadtteil Westerberg stehen 1.804 Häuser (in denen 9.166 Menschen leben, also durchschnittlich 5,08 Menschen); von denen 762 = 42,23 % Einfamilienhäuser sind. Im

Schinkel sind es 1.767 Häuser (durchschnittlich von 7,82 Menschen bewohnt), von denen 606 = 34,29 % Einfamilienhäuser sind.

Weitere Unterschiede lassen sich beim Besitz von motorisierten Fortbewegungsmitteln feststellen: 47,22% aller Bewohner des Westerberges (von 0-99 Jahren!) besitzen einen Pkw. Im Schinkel sind es 39,77 %. Nimmt man den gesamten Fahrzeugbestand (Krad, Roller, Pkw, Kombi, Bus, Lkw, Zugmaschinen etc.), vergrößert sich die Differenz: Westerberg = 56,63 %, Schinkel = 47,12 %.

Soweit zu den Zahlen, die dem Statistikband 1994 über den Westerberg und den Schinkel zu entnehmen sind. Auf den ersten Blick vielleicht eine trockne Zählauflistung, die Verknüpfung aller Angaben jedoch zeigt die großen Unterschiede dieser beiden Stadtteile — und damit auch die Unterschiede in der Lebensqualität. Der Stadtteil Westerberg ist flächenmäßig mehr als doppelt so groß wie der Schinkel, hat aber ca. 44 % weniger Einwohner, aber knapp 2 % mehr Häuser (37 Häuser) mehr als der Schinkel.

Aus den statistischen Angaben geht hervor, daß Wohnen auf dem Westerberg bedeutet, mehr Platz zum Leben zu haben und über viele Grün- und Freiflächen in direkter Nähe verfügen zu können. Umgekehrt bedeutet Wohnen und Leben im Schinkel, enger sowohl in den Wohnungen als auch in Stadtteil leben zu müssen, auf Grün- und Freiflächen zu verzichten. Der geringere Anteil an motorisierten Fortbewegungsmitteln liegt sicherlich nicht an einem gesteigerten Umweltbewußtsein, sondern zum einen an einem höheren Anteil von Kindern und Jugendlichen, zum anderen an den geringeren finanziellen Möglichkeiten der Einwohner.

Dabei wird ersichtlich, daß die historischen Entstehungsbedingungen dieser beiden Stadtteile heute noch ihre Auswirkungen haben: der Westerberg als bevorzugtes Wohngebiet wohlhabender Osnabrücker Bürger nach der Schleifung der Stadtwälle und der Schinkel als zunächst ehemals selbständige Landgemeinde, die mit dem Bau des Stahlwerkes, des Kupfer- und Drahtwerkes, den Eisenbahnen und des Eisenbahnbetriebswerkes als damaliges typisches Arbeiterviertel und heute immer noch als Viertel der „kleinen Leute“.

Wenn man sich die Lage der beiden Stadtteile betrachtet, erkennt man noch einen Unterschied in den Faktoren, die die Lebensqualität beeinflussen: In Osnabrück herrscht Westwind vor. Der Stadtteil Westerberg liegt (wie der Name schon sagt), auf einer Anhöhe im Westen der Stadt und bekommt also relativ frische und unverbrauchte Luft. Der Schinkel hingegen liegt im Osten der Stadt auf nahezu gleichem Höhengniveau mit der Stadt. Frischluftschneisen gibt es nicht, und die Luft kommt „verbraucht“ und mit Schadstoffen angereichert.

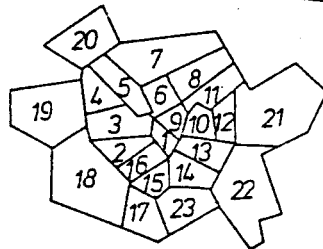
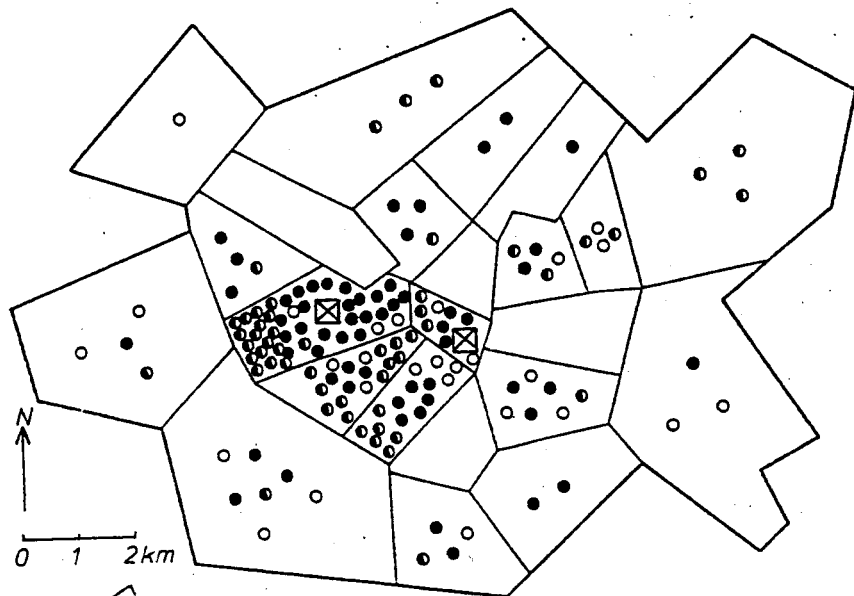
In „Gerhard Hard, Osnabrücker Studien zur Geographie, Bd. 4: Problemwahrnehmung in der Stadt. Studien zum Thema Umweltwahrnehmung, Osnabrück 1981“ wird detailliert auf die sozialen Bevölkerungsunterschiede in den einzelnen Stadtteilen eingegangen. Leider ist das Material schon etwas älter, so daß die direkten Zahlen nicht mehr stimmen dürften. Die Tendenzen jedoch sind die gleichen geblieben. Nach Hard betrug der Prozentsatz von Arbeitern (ohne Lehrlinge) im Stadtteil Westerberg im Jahr 1981 an der Wohnbevölkerung 19 %, der der Akademiker 7,4 %. Anders im Schinkel: dort werden 46 % der Wohnbevölkerung als Arbeiter (ohne Lehrlinge) genannt, aber nur 0,9 % sind Personen mit Hochschulabschluß.¹

Zur Problemwahrnehmung stellt Hard fest, daß es einen direkten Zusammenhang zwischen sozialem Status der Wohnbevölkerung und der öffentlich wahrgenommenen Problembelastung gibt: „Je stärker der Arbeiteranteil eines Stadtquartiers, um so geringer ist die Chance, daß die Probleme dieses Quartiers ins ‘öffentliche Bewußtsein’ gelangen und zu ‘öffentlich anerkannten Problemen’ werden; je stärker der Akademikeranteil eines Quartiers, um so mehr Chancen hat dieses Quartier, mit seinen Problemen die öffentliche bzw. ‘veröffentlichte Meinung’ zu beeindrucken und kommunalpolitisch beachtet zu werden.“²

¹ Hard, Gerhard, Osnabrücker Studien zur Geographie, Bd. 4: Problemwahrnehmung in der Stadt. Studien zum Thema Umweltwahrnehmung, Osnabrück 1981, S. 65

² Ebd. S. 67

Wohnstandorte des wissenschaftlichen Personals in Osnabrück (1980)³



- 1 Professor
- 1 akademischer Rat, Oberrat, Direktor
- 1 wissenschaftlicher Assistent, Angestellter, Mitarbeiter
- ⊠ wichtigste Universitätsstandorte

Bezeichnung der Stadtteile

- | | |
|---------------|-----------------|
| 1 Innenstadt | 9 Gartlage |
| 2 Weststadt | 10 Schinkel |
| 3 Westerberg | 11 Widukindland |
| 4 Eversburg | 12 Schinkel-Ost |
| 5 Hafen | 13 Fledder |
| 6 Sonnenhügel | 14 Schölerberg |
| 7 Haste | 15 Kalkhügel |
| 8 Dodesheide | 16 Wüste |

- 17 Sutthausen
- 18 Hellern
- 19 Atter
- 20 Pye
- 21 Lüstringen, Gretesch, Darum
- 22 Voxtrup
- 23 Nahne

Vergleiche: Rohoff und Wenzel 1980

Zeichnung: G. Poppenga

³ in: Hard, S. 77

Ein kritischer Blick in das NUSO-Archiv ergab folgendes:

In dem Zeitraum vom 1.1.1986 bis heute (also während der letzten 10 Jahre) wurde der Stadtteil Westerberg insgesamt 143 mal in der Tagespresse thematisiert, der Schinkel 156 mal, das bedeutet einen ungefähren Gleichstand der Präsenz. Die Inhalte der Artikel bzw. die Problem- und Konfliktfelder, die behandelt werden, unterscheiden sich aber gravierend. Während es im Westerberg eher „kleine“ Probleme, Sorgen und Nöte gab, zeigen ein Großteil der Berichterstattung über den Schinkel umfassendere Thematiken. Schwerpunkte der Westerbergberichterstattung der letzten 10 Jahre waren:

- Bebauung des ehemaligen OAB-Geländes (einer grün überwucherten Betriebsbrache) durch ein Altenheim, Unterschriftenaktion mit 750 Unterzeichnern gegen den Bau
- Ablehnung gegenüber Neubaugebieten auf dem Westerberg
- Erhaltung des Landschaftsschutzgebietes
- Zerstörung des Erholungsgebietes Westerberg
- Veränderungen im 'Musikantenviertel', Empörung, daß ein Wohnhaus nun höher ist als der Westerberg an sich
- Fällung einzelner Bäume
- Ablehnung eines Windparks auf dem Westerberg

Diese Aufzählung, die nicht vollständig ist, verdeutlicht, daß das „Problem“ Westerberg eher im individuellen Bereich zu finden ist. Wahrgenommen wird jede geplante Veränderung des „grünen Westerbergs“ und des äußeren Erscheinungsbildes. Das Problem des Westerbergs scheint also die Sorge um die Erhaltung des Status quo zu sein.

Zentrale Themen in der Schinkelberichterstattung waren:

- Zerstörung von Kleingärtengebieten zugunsten Bebauungsplänen
- Ausweisung neuer Gewerbeviertel
- Weiterbau der A 33, um den Schinkel vom Durchgangsverkehr zu befreien.
- Fehlendes Grün im Schinkel: einziger Grünzug ist die bewachsene (und völlig verdreckte) Bahntrasse
- Aktionen der KGS, um den Schinkel zu verschönern, Grün zu fördern und vom Müll zu reinigen
- Hohes Verkehrsaufkommen, niedrige Bahnunterführungen, Fehlen von Tempo-30-Zonen
- Künftige Nutzung des ehemaligen Klöckner-Geländes als Grünzone für den Schinkel
- Beschwerden, daß der Schinkel bei allen planungsmäßigen Arbeiten der Stadt an letzter Stelle steht

- „Herzenswunsch“ der Schinkelaner: mehr Grün im Stadtteil
- geplante Stadtteilerweiterung Schinkel-Ost

Auch diese Aufzählung ist nicht vollständig, gibt aber den Trend wieder: Probleme des Schinkels sind vor allem die Verbesserung der Wohn- und Lebensqualität. Noch geht es nicht darum, daß Vorhandene zu erhalten, sondern überhaupt erst einmal ein bestimmtes Niveau der Lebensqualität zu erreichen.

Daß der Schinkel nach wie vor unter einem Negativ-Image zu leiden hat, wird vielleicht aus einer Bildunterschrift in der NOZ am 25.2.1996 deutlich: dort steht: „moderne Geschäfte in der Schützenstraße“. Warum, um alles in der Welt, ist es erwähnenswert, daß dort „moderne“ Geschäfte stehen? Der Schinkel als „Entwicklungsland“, was „Modernität“ betrifft? Sehr viel wichtiger wäre es, immer und immer wieder darauf hinzuweisen, daß sich die Schinkelaner immer noch (und zwar seit ihrer Eingemeindung 1914) von der Stadt stiefmütterlich behandelt fühlen und daß im Schinkel noch sehr viel mehr getan werden könnte, um die Wohn- und Lebensqualität dort zu erhöhen.

7. Wohnen und Leben morgen: Stadtteilplanung am Beispiel des Städtebaulichen Entwicklungsprogrammes Schinkel-Ost

Am 15.12.1993 wurden die Pläne für den neuen Stadtteil im Schinkel erstmalig in der Öffentlichkeit bekanntgegeben. Die NOZ berichtet:

„Seit gestern abend ist es heraus: Am Schinkelberg soll ein neuer Stadtteil entstehen — womöglich für 6000 bis 7000 Menschen, mit einem neuen Zentrum, Geschäften, Betrieben und Kindergärten. Gegen 21.20 Uhr erklärte der Rat nach zweistündiger Diskussion eine knapp 400 Hektar große Fläche zum Untersuchungsgebiet. Mit diesem Beschluß sollen die Grundstückspreise „eingefroren“ werden.“¹

Die Planung war sehr umstritten. Seit Mai des Jahres 1993 war es möglich, daß die Stadt per „städtebaulichen Entwicklungsmaßnahmen“ planungsbedingte Bodenwertsteigerungen abschöpfen konnte, um damit die Erschließung zu verbilligen. Das beanspruchte Land setzte sich hauptsächlich aus Ackerland zusammen. Für die Besitzer, den Landwirten, würde der Ankauf des Geländes durch die Stadt mehr Geld bringen als der Verkauf eines Ackers, aber weniger als der Verkauf eines Baugrundstückes. Mit Bodenenteignungen mußte daher gerechnet werden.

Von Anfang an wurde von den einzelnen Ratsfraktionen betont, dort keine Trabantenstadt entstehen zu lassen; im Gegenteil: das neue Verfahren biete die Möglichkeit, ökologische Interessen zu berücksichtigen, weil im Zusammenhang geplant werden könne. Niemand wolle einfach „alles plattmachen“, aber Ziel sei, bezahlbaren Wohnraum zu schaffen.

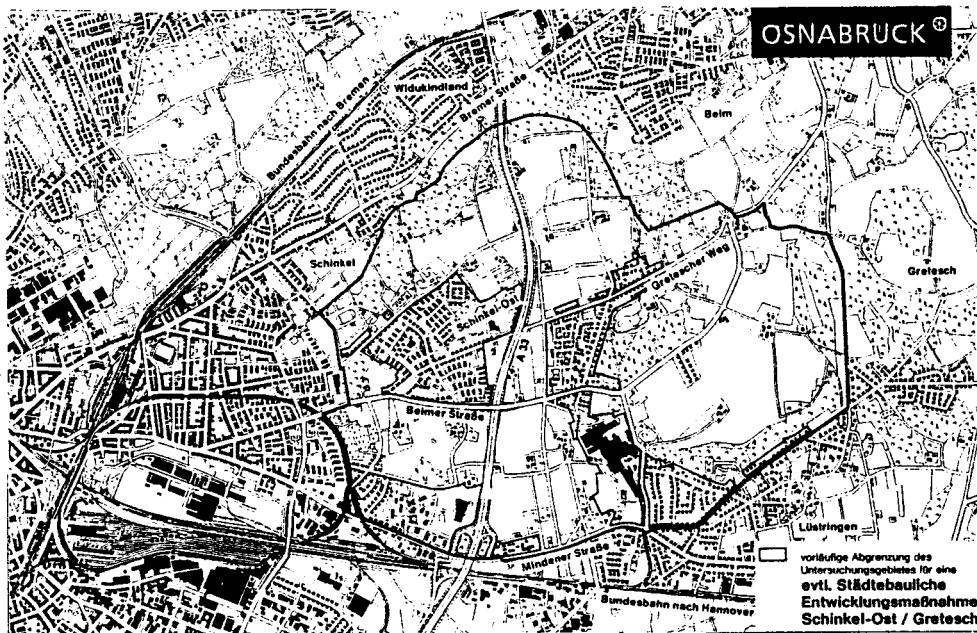
Das ausgewiesene Gebiet reicht von der Weberstraße bis zum Bruchweg in Darum und vom Fernmeldeturm auf dem Schinkelberg bis zur Mindener Straße. 120 der ca. 400 Hektar waren für die Bebauung von Wohnungen vorgesehen, 60 Hektar für Gewerbeansiedlungen. Herausgehoben wurde, daß nicht eine flächenzehrende Einfamilienhausbebauung vorgesehen war, sondern ein neuer Siedlungskern mit verdichtetem Wohngebiet entstehen sollte, um Flächen zu sparen, weniger Energie zu verbrauchen und weniger Verkehr zu verursachen. Vorhandene Einrichtungen wie die Gesamtschule an der

¹ NOZ, 15.12.1995

Windthorststraße sollten genutzt, andere neu geschaffen werden. In der Verwaltungsvorlage stand zu lesen:

„Wie kaum an anderer Stelle im Stadtgebiet wären Wohnen, Arbeiten und Naherholung so günstig miteinander zu verbinden, bei gleichzeitiger funktionaler Eingliederung des neuen Stadtteils in die bestehende gebaute Stadtstruktur und das System der grünen Flächen.“²

Tatsächlich besteht - zumindest theoretisch - bei einem ganz neu geplanten Stadtteil die Möglichkeit, frühere Baufehler zu vermeiden und optimal für Bewohner und Umwelt zu planen. Die Zukunft sollte zeigen, ob man sich an diese hohen Vorsätze würde halten können.



Knapp 500 Hektar umfaßte das Untersuchungsgebiet. Es erstreckte sich von der Minderer Straße im Süden bis zum Fernmeldeturm im Norden, grenzte im Westen an die Weberstraße und im Osten an den Bruchweg bzw. die Gemeinde Beim³

Waren die traditionellen Ratsfraktionen für diese geplante Stadteilerweiterung, so äußerten die Grünen erhebliche Skepsis und akzeptierten die Planungen nur aufgrund des großen Wohnungsmangels in Osnabrück. Die Grünen stellten fest, daß eine integrierte Gesamtplanung für die Region fehle und zehn bis zwölf Kommunen einen „ruinösen, flä-

² NOZ, 15.12.1993

³ Abbildungsnachweis: NOZ, 21.12.1993

chenfressenden Konkurrenzkampf um Firmenansiedlungen und Gewerbesteuererinnahmen sowie bei der Ausweisung von Wohnbauflächen“ führten, dabei sei der Wohnungsbedarf noch nicht einmal von der Verwaltung analysiert worden. Die nach Ansicht der Grünen „mangelhafte Vorbereitung“ durch die Verwaltung lasse den Verdacht aufkommen, „daß das Planungsamt damit andere — möglicherweise oppositionelle — Ziele verfolgt als die rot-grüne Mehrheit im Rat“.⁴

Stadtbaurat Ellinghaus versprach eine Bürgerbeteiligung bei der Planung des neuen Stadtteils, außerdem sollten die Grünen Finger auf jeden Fall erhalten bleiben. Bei der Planung sollten die Werte für Naherholung, Natur und Landschaft berücksichtigt werden. Von vorn herein blieb aber in der ausgewiesenen Fläche ein breiter Korridor ausgespart: für den eventuellen Weiterbau der A 33.⁵

Mit dieser städtebaulichen Entwicklungsplanung waren Bodenspekulationen ausgeschlossen; eine Voruntersuchung durch ein unabhängiges Institut sollte geeignetes/ ungeeignetes Bauland feststellen.

Die Öffentlichkeit nahm reges Interesse an dieser Thematik. Zu einer SPD-Veranstaltung der Ortsvereine Schinkel und Gretesch/ Lüstringen/ Darum erschienen mehr als 200 Menschen.

Erste Arbeitsschritte waren eine Umweltverträglichkeitsprüfung, eine Lärmuntersuchung an der A 33, eine Untersuchung der Wasserwirtschaft am Belmer Bach sowie Verhandlungen mit den Grundstückseigentümern.⁶ Weitere Schwerpunktthema war das Problemfeld Verkehr: grobe Verkehrskonzepte für den Individualverkehr mußte ausgearbeitet und Überlegungen für die Ausweitung des ÖPNV über neue Buslinien und Querverbindungen angestellt werden. Außerdem mußte rechtzeitig über die Be- und Entsorgung des neuen Stadtteils entschieden werden, ebenso über die Zahl und den Bau von Kindergärten und Schulen. Ein Architekt aus Hannover als „Obergutachter“ sollte die Einzeluntersuchungen zu einem Gesamtkonzept zusammenfassen.⁷

Nach knapp einjähriger Diskussion wurden die Pläne dann konkreter: ein neues Zentrum sollte geschaffen, Nutzungen wie Wohnen und Arbeiten, Freizeit und Erholung sollten

⁴ NOZ, 20.12.1993

⁵ NOZ, 21.12.1993

⁶ NOZ, 13.1.1994

⁷ NOZ, 19.9.1994

miteinander verflochten, der neue Stadtteil sollte ein „Stadtteil der kurzen und attraktiven Wege“ werden. Weiterführende Planungen beschäftigten sich mit der Aufenthaltsqualität auf den Straßen und Plätzen, mit kulturellen Treffs, mit dem Lärmschutz entlang der Autobahn und mit regenerativen Energien. Dabei kamen auch entgegengesetzte Vorgaben zustande: Regenrückhaltebecken (auch als Gestaltungselement) und gleichzeitig die Ablehnung eines solchen Beckens, weil das Regenwasser im Boden versickern solle. Genügend Flächen für Schulen, Kindergärten und Sporteinrichtungen sollten freigehalten werden; geplant wurde eine dreizügige Grundschule mit Schulkindergarten und einige Kindertagesstätten mit insgesamt 100 Plätzen. Bereits vorhandene Kleingärten sollten auf jeden Fall unangetastet bleiben.⁸

Bei einem Diskussionsabend zum Thema „Frauen treten auf den Plan“ machten die Interessierten deutlich, daß sie ganz besondere Ansprüche an den neuen Stadtteil stellten. Sie befürchteten, daß alle die Planungen für eine „sozialverträgliche Stadtteilentwicklung“ (also für Kindergärten, Schulen, Nachbarschaftszentren, Dienstleistungsangebote etc.) bei der Ausführung dem Rotstift zum Opfer fallen würden. Ferner wiesen sie auf die Wichtigkeit von Dienstleistungs- und Einkaufszentren in der Nähe hin, außerdem fehle bei der gesamten Planung die Überlegung zu einem Seniorenheim, zumal es im gesamten Schinkel keines gäbe. Ferner wurden ausreichende Sportmöglichkeiten und Freiraum für Kinder gefordert.⁹

Die Grünen warnten erneut: flächenzerfressende Siedlungspolitik sei zu vermeiden, und eine „konzentrierte Ansiedlung einkommensschwacher Haushalte“ sei für den Stadtteil Schinkel „nicht zumutbar“. Ferner forderten sie ein umweltverträgliches Verkehrskonzept, da die zusätzliche Verkehrsbelastung für den Schinkel nicht tragbar sei.¹⁰ Und mit Hinweis auf den zu entstehenden Stadtteil forderten sie gleichzeitig den Rückbau der A 33 zur Bundesstraße.

Bei den weiteren Aussagen einzelner Parteien zu den genaueren Planungen werden große Unterschiede sichtbar. So forderte die CDU-Schinkel den alleinigen Bau von Einfamilienhäusern („Kompaktbebauung heißt Hochhäuser“) mit dem Hinweis darauf, daß die Bauwilligen dies wünschten. Das Verkehrskonzept sei mangelhaft, es fehle an Radwegen und einer vernünftigen Verkehrsanbahnung, da das Auto nicht aus dem neuen Wohnge-

⁸ NOZ, 8.12.1994

⁹ NOZ, 6.2.1995

¹⁰ NOZ, 3.3.1995

biet verdammt werden dürfe. Die jetzigen Straßen seien allerdings bereits überbeansprucht, also ...¹¹

Und dann, wenige Monate später, schockierte die Nachricht: „Platzt der Traum vom neuen Stadtteil?“¹²

Zu teuer, zu teuer. Im Endeffekt hätte die Stadt Osnabrück zwar eine Menge Geld verdienen können, denn sie hätte das Ackerland relativ günstig aufkaufen und später teuer verkaufen können. Aber sie hätte auch für die gesamte Planung und für die Erschließungsarbeiten die Finanzierung vorstrecken müssen, angesichts eines Haushaltsdefizites von mehr als 37 Millionen DM unmöglich. Es wurde über private Investoren nachgedacht, aber die Stadt befürchtete, ihre Interessen dann nicht mehr durchsetzen zu können. Stadtbaurat Ellinghaus äußerte sich dazu:

„Wie auch immer die Entscheidung ausfällt, wir haben zum ersten mal für ein großes Gesamtgebiet eine zusammenhängende Planung, die auch in Teilbereichen verwirklicht werden kann.“¹³

Die rot-grüne Zählgemeinschaft hielt trotz der finanziellen Engpässe an der Planung fest, allerdings im weniger großen Umfang. Erschlossen werden sollte zunächst ein Bereich östlich der Autobahn A 33, der für maximal 3.000 Einwohner zugeschnitten ist. Die CDU trägt diese Entscheidung nicht mit, da sie auf private Investoren zählt. Rot-Grün betonen, in dem Planungsinstrument der Entwicklungssatzung werde der Flächenverbrauch für Wohnsiedlungen geringer gehalten, ökologische Gesichtspunkte könnten von Anfang an besser berücksichtigt werden, die Stadt franse nicht an den Rändern aus, es sei sinnvoll, in einem geeigneten Bereich einen Schwerpunkt für Wohnbebauung zu setzen und die notwendige Infrastruktur planmäßig zu entwickeln. Mit einem Grundstückspreis von „nur“ 250 DM/ m² (statt 400 DM) würden sich auch die Mieten in einem erschwinglichen Rahmen bewegen.¹⁴

Die laufenden Kosten bis zu diesen Zeitpunkt für die Planung sollen sich laut NOZ auf DM 600.000 belaufen haben.

¹¹ NOZ, 12.6.1995

¹² ON, 3.9.1995

¹³ NOZ, 19.10.1995

¹⁴ NOZ, 30.11.1995

Da viele Osnabrücker wegen der günstigeren Mieten ins Umland abwandern, sei die Stadt dringendst auf das geplante Gebiet (plus Gewerbegebiet) angewiesen, wird immer wieder betont. Gegner des neuen Stadtteils argumentieren, daß das allmorgendliche Verkehrschaos jetzt schon schlimm genug sei, weil aus allen Himmelsrichtungen alle in die Innenstadt strömen. Sie fordern daher Wohnraumkonzentration statt Zersiedlung und treten für den Umbau bereits bestehender Siedlungen ein.¹⁵

Im Februar dieses Jahres beschloß der Rat die Bebauung des ausgewiesenen, nun verkleinerten, Geländes, allerdings mit einer konventionellen Erschließung. Dadurch werden die Grundstückspreise erheblich erhöht. Während sich SPD/ Bündnisgrüne und FDP „schweren Herzens“ von der alten Planung verabschiedeten, fühlt sich die CDU bestätigt.¹⁶

74 Millionen Mark hätte es gekostet, die Grundstückskäufe und die Erschließung für den neuen Stadtteil am Schinkelberg zu bezahlen, wenn die Stadt an ihrer ursprünglichen Planung festgehalten hätte.¹⁷

Das ist soweit der Stand der Dinge.

Nicht der Presse zu entnehmen war der Ursprung der gesamten Planung: begonnen hat es auf einer Tagung als Planungsspiel, als man modellhaft die Freifläche Schinkel-Ost dazu benutzte, städtebauliche Entwicklungsmaßnahmen durchzuspielen.¹⁸

¹⁵ NOZ, 25.1.1996

¹⁶ NOZ, 29.2.1996

¹⁷ NOZ, 2.3.1996

¹⁸ so äußerte sich zumindest Herr Schürings vom Stadtplanungsamt während einer Lehrerfortbildung des Projektes NUSQ zum Thema Frei- und Brachflächen

8. Abstimmung auf die Rahmenrichtlinien: Lern(stand)orte in Osnabrück

In den Empfehlungen zur Umweltbildung an allgemeinbildenden Schulen des Niedersächsischen Kulturministeriums „Global denken - lokal handeln“ wird neben anderen Vorschlägen die Thematik „Siedlung und Verkehr“ dargestellt.

Im folgenden sollen allgemeine Unterrichtsvorschläge aufgezählt und in Abstimmung auf die Rahmenrichtlinien konkrete Beispiele - nach Möglichkeit auf Osnabrück bezogen - für die einzelnen Fächer genannt werden.

Mögliche Fragestellungen, die im Unterricht behandelt werden können:

- Wie wohnen wir jetzt und wie möchten wir wohnen?
- Wie hat sich die Stadt in den letzten Jahren/ Jahrzehnten/ Jahrhunderten verändert?
- Unter welchen Umwelt- und Gesundheitsbelastungen leiden Menschen in den Städten und Wohnungen (Lärm, Luftverschmutzung, Schadstoffemission von Baumaterialien, Holzschutzmitteln etc.)
- Welche Möglichkeiten für energiesparendes, sozial- und gesundheitsverträgliches Bauen und Wohnen sind vorhanden?
- Wie sollte die Stadt in Zukunft aussehen?

Generelle mögliche inhaltliche Aspekte sind:

- Stadtentwicklung: Umweltgeschichte eines Stadtteils, einer Stadt an Beispielen (Abfall, Abwässer etc.); umweltverträgliche und bedürfnisgerechte Stadtplanung
- Ökologie der Städte: Stadt als Lebensraum; Stadtbiotop, Stadtklima; Pflanzengesellschaften, Bäume, Grünanlagen in der Stadt; Tiere in der Stadt; Umweltprobleme in Verdichtungsräumen; Bioindikatoren für Umweltqualität
- Umweltfreundliches Bauen und Wohnen: umweltfreundliche Schulen, Innen- und Außengestaltung; umweltfreundliche Baumaterialien, z.B. Energiesparmöglichkeiten beim Bauen, Niedrigenergiehaus

Als übergreifende Zusammenhänge werden in „global denken - lokal handeln“ genannt:

Ballungsräume/ Verkehr und

- Klimaveränderung
- Luftverschmutzung

- saurer Regen
- Bodenversiegelung, -verschmutzung
- Natur- und Landschaftsschutz
- Entwicklung von Handel und Produktion
- Freizeitverhalten
- Schadstoffbelastung, Abfallvermeidung
- Energie- und Rohstoffverbrauch
- Folgen für Gesundheit und Alltagsleben
- Folgen für die Zukunft des Planeten
- Verkehrskonzepte und neue Technologien

In „global denken - lokal handeln“ werden auf vielen Seiten für jede Schulform und für jede Klassenstufe für die einzelnen Fächer direkte Beispiele genannt, wie umweltrelevante Themen in Abstimmung auf die Rahmenrichtlinien im Unterricht behandelt werden können. Da diese Broschüre von jedem beim Niedersächsischen Kultusministeriums bestellt werden kann, in vielen Schulen bereits vorliegt und auch bei NUSO eingesehen oder kopiert werden kann, soll im folgenden auf die reine Aufzählung „was ist in welchem Fach zum Thema ‘Leben und Wohnen in der Stadt’ möglich“ verzichtet werden.

In „Unterricht Biologie“, Heft 199, April 1994, S. 44 wird die Thematik „Leben und Wohnen in der Stadt“ unterschiedlichen Fächer/ Fächerkombinationen zugeordnet.

Schwerpunkte des Themas in Bereich Soziologie und Geographie

- Unser Stadtteil in Zahlen und Daten
- Unser Stadtteil - in einer Fotodokumentation neu entdeckt
- Minderheitenprobleme in unserem Stadtteil
- Die Konfliktherde in unserem Stadtteil
- Die Fußgängerzone als Kommunikationsmittel des Stadtteils
- Wohnqualität im Stadtteil
- Die Kinder in unserem Stadtteil
- Ver- und Entsorgungsprobleme des Stadtteils
- Die Angebote für Freizeit und außerschulische Bildung

Schwerpunkt Wirtschaft und Verkehr

- Die wichtigsten Firmen und Fabriken im Stadtteil
- Verkehrsströme und deren Folgen
- Wochenmarkt
- Verkehrsberuhigte Zonen, Erfahrungen mit Tempo 30
- Gaststätten als Kommunikationsstätten verschiedener Gruppen
- Verkehrswege und Verkehrsversorgung

Historischer Schwerpunkt

- Siedlungsreste aus vergangenen Zeiten
- Entstehungsgeschichte des Stadtteils
- Naturschutz und Denkmalschutz in der Stadt
- Zerstörung und Wiederaufbau nach dem 2. Weltkrieg

Künstlerischer Schwerpunkt

- Beobachtungen, Geschichten, Gedichte, Fotos, Zeitungen
- Akustische Dokumentation der Stadt mit Tonbandgerät
- Häuserfassaden

Biologischer Schwerpunkt

- Stadtwald
- Stadtgrün und seine Aufgabe
- Höfe
- Artenvielfalt eines bestimmten Areals
- Suche nach Pflanzorte für Bäume
- Pflasterlückenflora und Ruderalvegetation
- Bodenuntersuchungen und Bodenschäden
- Grundwasser
- Dachgärten, Balkone und Fassadenbegrünung

Das Thema „Leben in der Stadt“ ist so vielgestaltig, daß oftmals die eindeutige Zuweisung eines Schwerpunktes zu einem bestimmten Fach nicht möglich ist (so kann man z.B. „Fachwerkhäuser“ sowohl in Geschichte [Leben in der mittelalterlichen Stadt], Arbeitslehre [Bautechnik, Baumaterialien] oder Sozialkunde [soziale Spannungen durch beengtes Wohnen] behandeln. Daher sollen nun exemplarische Lernorte mit der Einbindung in bestimmte Fächer und in den Rahmenrichtlinien vorgegebenen Themenschwerpunkten vorgestellt werden

Lernstandort Archäologischen Abteilung des Kulturhistorischen Museum am Heger-Tor-Wall: Dort wird z.B. anhand von Modellen die Siedhaftwerdung - auch im Osnabrücker Land - unserer Altvorderen demonstriert. Frühe Hausformen (auch für Osnabrück) wie Flechtwände oder Grubenhäuser werden ebenso vorgestellt wie zahlreiche archäologische Funde, die einen kleinen Einblick in den Bereich der Waffenherstellung, der Jagdmethoden oder der Gebrauchsgegenstände zeigen.

Interessant ist ein freigelegtes Grab aus Hasbergen (ca. 5000 Jahre alt) mit einem nahezu erhaltenem Skelett, an dessen Schädel deutlich sichtbar die Operationsspuren einer (überlebten!) Schädelrepanation zu bewundern sind.

Bei einem **Spaziergang entlang des Wallringes** kann man die Ausmaße Osnabrücks vor Schleifung der Wälle „per Fuß“ erleben. Außerdem gibt es noch Reste des ehemaligen Wallanlagen am Stadthaus und am Herrenteichswall. Ein solcher Gang demonstriert gleichzeitig sehr deutlich die gesamte Problematik der Verkehrsentwicklung und -belästigung. Viele Bereiche des Themenschwerpunktes „Verkehr“ können am Wall anschaulich behandelt werden.

Auch die Namen der einzelnen Wallabschnitte weisen auf die Geschichte hin: Einige Namen verweisen auf die alten Stadttore: das Hasetor dort, wo die Hase überquert werden konnte, das Hegertor in Richtung Ländereien der Heger Laischaft, das Natruper Tor in Richtung des Dorfes Natrup (von Northope = Dorf im Norden; dieser Name ist schon sehr alt, das dazugehörige Dorf konnte allerdings (noch) nicht lokalisiert werden) und das Johannistor an der Johanniskirche. Die Bezeichnung Schloßwall ist eindeutig, und die

Petersburg war eine alte Befestigungsanlage, die längst nicht mehr existiert. Vitischanze, Bürgergehorsam, Bocksturm und der Gesperrte Turm entlang des Wallverlaufes verdeutlichen die mittelalterliche Befestigungsanlage.

Auch andere Phasen der Stadtentwicklung kann man erlaufen: noch vor den ersten Siedlungen im späteren Osnabrück verlief durch diese Gegend eine alte **Fernhandelsstraße** in Süd-Nord-Richtung. Wenn man heute die **Große Straße, Domhof** und **Hasestraße** bis zur Hasebrücke, wo ungefähr eine Hasefurt gelegen hat, entlang geht, wandelt man auf dieser alten Fernverbindung. Das Gebiet innerhalb der **Loh-, Bier-, Krahn-** und **Herrenteichsstraße** umfaßt das Siedlungsgebiet der Binnenburg.

Wenn man quer durch das alte Stadtgebiet läuft, bietet sich der **Neue Graben** an: auf den alten Karten ist ersichtlich, daß der Neue Graben ursprünglich zur Befestigung des Altstadtgebietes angelegt worden war. Mit der Vereinigung der Neustadt wurde die Befestigungsanlage zwar überflüssig, der Neue Graben blieb aber für die Stadtentwässerung (Oberflächenwasser und Haushaltsabwässer) wichtig. Er wurde erst 1852 aufgefüllt und als Straße eingerichtet.

Vom Neuen Graben gelangt man zum freistehenden Steinwerk **Ledenhof**¹.

Wenn man sich die vielen kleinen, engen und gewundenen Straßen rings um die Marienkirche auf einem Stadtplan anschaut oder erläuft, wird ersichtlich, daß dieses Viertel nicht im Vorfeld geplant wurde, sondern nach und nach wuchs. Straßennamen wie **Bierstraße, Lohstraße, Gerberstraße, Gerberhof, Kleine und Große Gildewart** weisen darauf hin, daß hier im Mittelalter das örtliche Handwerk angesiedelt war. Auf dem **Markt** sieht man gepflasterten Untergrund, ansonsten einen recht leeren und kahlen Platz, der genügend Raum für Märkte bot. Unterhalb dieses Pflasters liegen noch immer die Siedlungsreste der ersten Siedler, die aus Platzgründen die Domburg verlassen haben. Auch auf dem hinter der Stadtbibliothek liegenden **Lortzingplatz** wurden frühe Siedlungsspuren gefunden. Dort haben z.Zt. umfangreiche Bauarbeiten begonnen, und mit Sicherheit werden dabei weitere Spuren ans Tageslicht kommen. Es lohnt sich, während der folgenden Monate darauf zu schauen bzw. entsprechende Berichte der NOZ zu beachten.

¹ der an anderer Stelle ausführlich beschrieben worden ist

Wenn man durch das **Kernstadtgebiet** läuft, wird der hohe Grad der **Versiegelung** auffallen. Einzige tatsächliche Grünzone ist der **Herrenteichswall** am Rande des Kernstadtgebietes. Schattenspendende Bäume gibt es kaum. In den **Fußgängerzonen** wird versucht, mittels Blumen und Stauden in großen Kübeln ein wenig Farbe in die Betonwelt zu bringen, aber, wie die NOZ vor einer Weile verkündete: die Geschäftsinhaber setzten das massive Zurückschneiden der mittlerweile groß gewordenen Stauden durch, weil die Sicht auf die Schaufenster angeblich versperrt wurde. Wer im vergangenen heißen Sommer durch die Innenstadt bummelte, wird die von den Hausfassaden zurückgeworfene Hitze mehr als deutlich gespürt haben. Zum Thema Stadtklima sollte man dann im Vergleich durch das **Katharinenviertel** laufen: alte, schattenspendende Bäume an den Straßenrändern und grüne Innenhöfe, die sich regulierend auf Temperatur und Luftfeuchtigkeit auswirken. Das Kopfsteinpflaster im Katharinenviertel erinnert daran, wie es auf Osnabrücker Straßen vor der Einführung von Asphaltdecken ausgesehen hat. Und da die Katharinenstraße gerade eine neue Kanalisation erhält, kann man bei diesem Gang auch die Thematik der Abwässer ansprechen.

Die **Hase** bietet viele Möglichkeiten der Betrachtung. Natürlich kann man an unterschiedlichen Stellen Wasserproben entnehmen, z.B. vor dem Stadtgebiet, im Bereich des Herrenteichwalls und hinter dem Einlauf des Klärwerkes. Interessant ist aber auch die unterschiedliche Ufergestaltung im Stadtgebiet, der Bereich der Alten Hase und des Hasekanals im Bereich des **Klößknergeländes**. An der Alten Hase kann man noch die Abwassereinläufe des Stahlwerkes betrachten. Am Haseufer hat sich dort wieder eine breite Vegetation entwickelt und bietet - quasi mitten im Stadtgebiet - eine nahezu urwüchsige Landschaft. Für eine längerfristige Behandlung bietet sich natürlich die „zugedeckelte“ Hase am Neumarkt/ Wittekindstraße an. Wie man weiß, soll noch in diesem Jahr mit der „Entdeckung“ begonnen werden.

Ebenfalls zur Thematik „Menschen beeinflussen ihre natürliche Umwelt“ gehört der **Rubbenbruchsee**. Was viele vielleicht gar nicht wissen: der See dort ist erst vor nicht einmal drei Jahrzehnten künstlich angelegt worden. Der Rubbenbruch war ein altes Feuchtbiotop und Weidengelände im Besitz der Heger Laischaft, an dem die alte Landwirtschaft entlang führte. Erst 1968 begann man mit den Ausschachtungsarbeiten, um ganz gezielt ein stadtnahes Erholungsgebiet zu schaffen.

Im Bereich „Menschen nutzen ihre Freizeit“ kann man die unterschiedlichsten Orte in Osnabrück aufsuchen. Da sind zum einen **städtische Grünanlagen**, die einerseits Natur bieten, andererseits aber künstlich geschaffen wurden oder stadtgärtnerisch gepflegt werden (**Schloßpark**). Große Grünzonen findet man - außer auf dem Gertrudenberg - nur im Stadtrandbereich - **Natruper und Heger Holz, Schölerberg, Armenholz oder Schinkelberg**. Unter dem Aspekt der Verkehrsbelastung kann man sich feste Freizeiteinrichtungen wie Kino, Theater, Schwimmhallen, Tennislätze etc. betrachten, die von den meisten Besuchern mit dem Pkw angefahren werden. Man kann sich auch einmal den „Spaß“ erlauben, und abends zu „**McDonalds**“ an der Pagenstecher Straße gehen: die Autos stauen sich, um auf den Parkplatz und zum „**Drive-Inn**“ zu kommen, und die Straße ist übersät mit dem Styropor-Verpackungskram.

Mithilfe des **Kartenmaterials** im Anhang dieser Broschüre können unterschiedliche Themen angesprochen werden: z.B. Entwicklung der Missionszelle bis zur Stadtgründung oder die räumliche Entwicklung Osnabrücks innerhalb und außerhalb der Befestigungsanlagen. Die jetzige **Parzellierung** und **Straßenführung** der **Innenstadt** geht in die Zeit des Stadtmauerbaus zurück; besonders in der historischen Altstadt wird die in der Frühen Neuzeit beginnende Enge in der Stadt deutlich.

Eingriffe des Menschen in seine natürliche Umgebung können anhand der veränderten (oder verschwundenen) Flußläufe verdeutlicht werden. Sehr drastische Umgestaltungen weist auch die **Wüste** auf, die auf alten Karten als unzugängliches Morastgebiet eingezeichnet ist. Umfangreiche Entwässerungsarbeiten in den letzten zwei Jahrhunderten machten die Bebauung der Wüste möglich. Sichtbare Zeichen der Wüstenentwässerung sind der Wüsten- und Pappelsee oder der Pappelgraben. Im hinteren, mittlerweile renaturierten Gebiet der Wüste (nahe der Autobahn) kann man, besonders bei Regenwetter, den alten Zustand noch erahnen.

Die Wüstenflüsse sind verschwunden. Straßennamen wie Quellwiese weisen aber noch auf die nasse Vergangenheit hin. Der Stadtplan von Osnabrück zeigt auch deutlich, daß die Straßen in der Wüste geplant und gezielt schachbrettartig zur Stadterweiterung angelegt worden sind.

Soweit zur allgemeinen Stadtentwicklung und zur räumlichen Ausdehnung der Stadt. Innerhalb der Altstadt kann man sehr viele Einzelorte aufsuchen, um bestimmte Frage-

stellungen zu erläutern. Trotz der verheerenden Zerstörung im 2. Weltkrieg blieben einige aus dem Spätmittelalter oder der Frühen Neuzeit stammenden Häuser erhalten. Sehenswert sind z.B.: **Hof in der Dielinger Str. 13, Dielinger Str. 27, Steinwerk Bierstr. 7, Rückseite Heger-Tor, Bierstr. 14, Große Gildewart 9, 12, Lohstr. 66, Haus Ecke Krahnstr./ Marienstr., Krahnstr. 7, Marienstr. 17, Bischöfliche Kanzlei Domhof, Hirschapotheke Nikolaiort, Große Straße 43, 54.** Diese aus unterschiedlichen Jahrhunderten stammenden Bauten weisen einmal auf die Stadtgeschichte hin, zeigen aber auch anhand der Wohnmöglichkeiten und der Hausgröße die unterschiedlichen sozialen Ränge und bieten mit ihren verschiedenen Stilen und Fassaden Beispiele für Baukunst und Kunstgeschichte. Wenn es um Bautechniken und Baumaterialien geht, bietet sich die Behandlung der Fachwerkhäuser, Steinwerke und klassizistischen Bauten im Vergleich zum heutigen Wohnungsbau an.

Die alten Trinkwasserbrunnen im Kerngebiet der Stadt existieren nicht mehr. Es gibt aber einige Zierbrunnen im Stadtgebiet, die man aufsuchen kann, um zu verdeutlichen, was es bedeutete, jeden Tropfen Wasser, den man im Haus benötigte, per Holzeimer bei Wind und Wetter vom nächsten Brunnen zum Haus zu tragen (wessen Aufgabe das wohl war?). Solche Zierbrunnen sind z.B.: **Brunnen am Vitihof, der Ruwebrunnen am Markt, Figurenbrunnen an der Johanniskirche.**

Die katastrophalen städtehygienischen Verhältnisse des Mittelalters und der Frühen Neuzeit bis Mitte des letzten Jahrhundert kann man (zum Glück) nicht mehr in der Stadt betrachten. Diese Thematik kann aber im Unterricht anhand von Sach- und Quellentexten erörtert werden, z.B. im Zusammenhang mit „Lebenserwartung in der Stadt“ oder Krankheiten wie **Cholera**. Gute Grundlagen dazu bietet das Buch von Michael Haverkamp u.a., **Cholera in Osnabrück**. Zur Problematik der städtischen Daseinsfürsorge im Industriezeitalter, Bramsche 1995. Einen Bereich des Versuches, Abwässer aus der Stadt zu leiten, kann man noch betrachten: der alte **Poggenbach**, häufig umgeleitet und schließlich verrohrt und überbaut, diente u.a. als Hauptsammler, um die ehemals feuchte Haseniederung zu entwässern und um Oberflächenwasser aufzunehmen. Dieser alte Hauptkanal ist unter der ganzen Länge des heutigen **Rathauses** nicht nur erhalten, sondern auch begehbar: Er wird als Lagerraum genutzt.

Der Löwenpudel

Vor dem Dom steht die Statue des Löwenpudels. Wann diese Bezeichnung - eine treffende Anspielung auf sein Äußeres - aufkam, ist unbekannt. In mittelalterlichen Quellen heißt es nur „der steinerne Löwe“ oder „zum steinernen Löwen“, was auf das Gogericht hinweist, dessen Wahrzeichen nämlich der Löwe war und nach dem es auch als „Löwengericht“ oder „Gericht zum Löwen“ benannt wurde. Ob darüber hinaus die Figur ein Indiz für die Vogtei und die Gerichtsbarkeit Heinrichs des Löwen darstellt, ist fraglich, denn der Löwe wurde erst eineinhalb Jahrhunderte später erstmals erwähnt (1331). Der heute vor dem Dom stehende Löwenpudel ist eine Kopie, ein Vorgänger steht - stark verwittert - im Kulturhistorischen Museum, aber auch diese von Witterung zersetzte Statue hatte schon einen Vorgänger. In unseren Breitengraden widersteht eine viele hundert Jahre lang Wind, Regen und Frost ausgesetzte Steinfigur den Witterungsverhältnissen nicht.²

Zum Löwenpudel gibt es aber auch eine Sage:

„Vor über 1000 Jahren lebten hier in unserer Gegend die Sachsen - noch heute heißt unser Land Niedersachsen. Die Sachsen wollten ihren Kaiser Karl d. Gr. anfangs nicht anerkennen. Vielmehr wünschten sie, frei zu bleiben, so wie sie es unter ihrem früheren Herzog und Anführer Wittekind gewesen waren. So kam es zwischen Kaiser Karl und Wittekind zum Kampf. Dieser aber unterlag der Übermacht Karls d. Gr. und mußte fliehen. Auf der Flucht kam er nach Osnabrück. Obwohl das Volk von Osnabrück Kaiser Karl die Treue gelobt hatte, liefen sie, als ihr früherer Herzog Wittekind kam, wieder zu ihm über und hingen ihm an. Davor hörte Kaiser Karl und wurde sehr zornig. Er schwur, die Stadt streng zu bestrafen und das erste lebende Wesen, das ihm aus dem Tor entgegenkomme, wenn er in Osnabrück einziehe, mit eigener Hand zu töten. Als Karl mit seinem Heer kam, floh Wittekind auf seine Burg im Nettetal³. Die Bürger der Stadt waren nun in großer Angst. Da faßte die Schwester des Kaisers, die in Osnabrück wohnte, den Entschluß, dem Bruder entgegen zu reiten und ihn um Gnade zu bitten. Karl sah sie kommen und dachte voller Schrecken an seinen Schwur. In seiner Not betete er zu Gott

² Stadt Osnabrück, Verkehrsamt, Osnabrück: 1200 Jahre Fortschritt und Bewahrung. Profile bürgerlicher Identität, Nürnberg 1998, S. 62

³ die Reste kann man übrigens noch aufsuchen, nur ein kurzer Spaziergang von der Gaststätte an der Mühle im Nettetal. Die Mühle kann man sich dann auch gleich anschauen

um Hilfe. Da sprang plötzlich der Lieblingshund seiner Schwester an ihr vorbei zum Kaiser und leckte ihm die Hände. Karl tötete den Hund, so schwer es ihm wurde und verzieh erfreut der Stadt. Zur dankbaren Erinnerung setzten die Bürger von Osnabrück dem Hund ein Denkmal auf dem Domhof. Dieses Denkmal ist noch heute zu sehen.“⁴

Natürlich nur eine Sage, dazu noch mit falschen Angaben. Aber nett ist sie trotzdem. Außerdem kann man anhand dieser Sage generell über Sagen sprechen und untersuchen, was Realität und was Fiktion ist. (Deutsch- und Geschichtsunterricht)

⁴ Aus: Arbeitsgruppe Osnabrücker Schulmodell. Lernstandort alte Stadt. In Osnabrück das Mittelalter erleben., MS Osnabrück 1986, S. 62

Lernorte zur Thematik „Leben und Wohnen in der Stadt“ sind überall zu finden, man muß nur entsprechende Fragen oder Thesen aufstellen. Zum Beispiel die These/ das Vorurteil: „Stadt ist grau“. Wenn man unter diesem Gesichtspunkt einige Straßen entlang läuft, wird man erkennen, daß Stadt heute nicht mehr grau ist. Zwar weisen in reinen Einfamilienhausvierteln die Häuser immer noch ziemlich langweilige Standardfarben auf (weiß, ocker), aber größere Mietshäuser, vor allem im direkten Umfeld der Innenstadt, sind sehr viel farbiger geworden. Wer kennt nicht das leuchtend blaue Haus am Schloßwall? Wenn man die Sutthausenstraße ab dem Rosenplatz entlang geht, sieht man tatsächlich fast alle Regenbogenfarben.

Die Lebensqualität in der Stadt wird auch von der Vielgestaltigkeit des Straßenbildes beeinflusst: reihen sich Einfamilienhäuser in sauberen Vorgärten aneinander, ist die Bebauung aufgelockert, gleicht ein Haus monoton dem anderen, sind Fassaden aufgelockert, ist die gesamte Häuserzeile vielgestaltig und abwechslungsreich etc.?

Ebenfalls beachtens- und untersuchenswert ist die Lärm-/ Geräuschkulisse. Diese Thematik wurde in der Broschüre „Eine Stadt unter Rädern — Verkehrsentwicklung in Osnabrück“ bereits behandelt, ebenso die Thematik von Grün- und Freiflächen.

9. Naturwahrnehmung in der Stadt

Was ist eine Stadt eigentlich? Und wodurch zeichnet sich „Stadt“ aus?

Der Begriff „Stadt“ leitet sich von dem althochdeutschen „stat“ = „Ort, Stelle“ ab.

Abgesehen von der Ackerbürgerstadt bedeutet Stadt eine Siedlung mit meist nichtlandwirtschaftlichen Funktionen, die durch eine gewissen Größe, Geschlossenheit der Ortsform, Bebauungsdichte und zentralen Funktionen in Handel, Kultur und Verwaltung gekennzeichnet ist.

Im Unterschied zu früher, wo sich nur der Ort „Stadt“ nennen durfte, der das Stadtrecht besaß, geht heute die statistische Definition der Stadt nur von einer bestimmten Einwohnerzahl aus, unabhängig vom Stadtrecht. Für Deutschland gilt:

Landstadt:	2.000 bis 5.000 Einwohner
Kleinstadt:	5.000 bis 20.000 Einwohner
Mittelstadt:	20.000 bis 100.000 Einwohner
Großstadt:	mehr als 100.000 Einwohner ¹

Aber mit dieser statistischen Definition kommt man „Leben und Wohnen in der Stadt“ nicht näher.

„Stadt“ unterscheidet sich von anderen Lebensräumen in vielen Bereichen: hinsichtlich des Klimas, des Wasserhaushaltes, des Bodens bzw. der Bodenverdichtung, der Luft, der Tier- und Pflanzenwelt etc.

Und wie lebt es sich nun in „Stadt“? Wie nehmen Kinder und Jugendliche dieses Lebens wahr, wie gestalten sie es? Und wie wird „Natur“ in der Stadt wahrgenommen?

In dem Aufsatz „Wie erleben Stadtkinder heute unsere Natur?“ von Klaus Spitzer² wird dieser Frage nachgegangen.

Natur aus zweiter Hand: Der „Duft der großen weiten Welt“ wird heute durch Medien, vor allem durch das Fernsehen, gefiltert und geprägt. Natur wird dabei im sinnlichen

¹ Siehe Meyers Grosses Taschenlexikon, Band 21, Mannheim/ Leipzig/ Wien, Zürich 1992, S. 67

² in: Umweltlernen. Zeitschrift für ökologische Bildung, Heft 49/ 50, Juli 1990, S. 8 ff

Bereich nicht nur auf die optische Wahrnehmung reduziert, sondern das Naturerlebnis wird zwangsläufig zerstückelt, vergrößert, verkleinert, perspektivisch verzerrt und auf zwei Dimensionen reduziert, außerdem durch Idyllisierung verfälscht

Natur als Klischee: Die häusliche Umgebung liefert den Kindern und Jugendlichen häufig nur Stereotype. Schon verkitschte Bilderbuchillustrationen verfälschen frühzeitig die kindliche Vorstellung von der Natur. Die bei Kindern allseits beliebten Werbespots im TV setzten diesen Trend fort (sonnenverklärte Wiesenidylle, rauschende, reine Gebirgsbäche mit [Zahnpasta]biber etc.). Die Werbung mit Naturfrische für den Seifenverbrauch prägt gleichzeitig die Art und Weise künftiger Realitätserfahrungen. Ähnlich wirken die Bilder bunter Reiseprospekte.

Natur als Abstraktion: In der Schule wird die lebendige Natur zum Lernstoff. Von Natur bleibt das, was man abfragen kann, die sinnlichen Reize fehlen. Und die in der Schule übliche Leistungsmessung verdrängt das didaktische Prinzip der Anschauung. „Und wenn fortschrittliche Pädagogen den Klassenraum verlassen und im Grünen unterrichten, wird der umhegte Schulgarten zum Lernobjekt und ‚Freilandlabor‘; statt erlebt, wird nur gelernt.“³ Vor der Tür aber, in der täglichen städtischen Umwelt, wurde Natur durch Surrogate ersetzt: gestylte Parks statt naturbelassener Flächen, Blumenkübel in der Fußgängerzone, Asphalt statt Gras.

Natur als Tabu: Ein Stadtkind erlebt Natur heute in seinem Lebensbereich nur noch als Kümmerform: Durch Ästhetik verfälscht, im Park durch Gärtnerfleiß erhalten, im Botanischen Garten repräsentativ zur Schau gestellt, im Vorgarten als Zierstück ehrenhafter Bürgerlichkeit. Kinder wollen aber Natur benutzen und erleben, nicht nur anschauen. Gerade das ist in der Stadt aber verboten: „Nicht betreten!“, „Nicht berühren!“ etc.

Natur als Feind: Wilde Vegetation wird in der Stadt bekämpft. „Unkraut“ muß vernichtet werden, sei es der Löwenzahn im Garten oder der Grashalm in einer Fuge im Fußweg. „Das deutsche Ordnungstreiben bleibt allemal stärker als die Einfühlung in die Natur und die Einsicht in ganzheitliche Zusammenhänge.“⁴ Tradierte Schönheitsideale bezeichnen Pflanzen als unnützlich, schädlich oder schön. Überall werden Sträucher beschnitten, Bäume gestutzt, Rasen gemäht, Laub geharkt und die Laubberge entsorgt. Kinder in der Stadt wachsen ohne Bezug zur Natur auf.

³ S. 9

⁴ S. 9

Natur als Ideologie: Wunschvorstellungen frustrierter Erwachsener vom problemlosen Leben in einer unverfälschten, heilen Natur werden auf das Kinderleben projiziert: anstatt die spärlichen Waldreste im Stadtgebiet als abenteuerliche Spielstätten zu erhalten, werden sie mit Palisadenhölzern künstlich gestaltet. Der Austausch der stählernen Spiel- und Turngerüste mit hölzernen ändert da auch nicht viel. Dann ist die technische Umwelt mit ihren Computern und Raumschiffen schon interessanter als der mit viel Geld hergerichtete „Naturspielplatz“.

Natur als Konsum: „Reine“ Natur, falls man sie überhaupt noch so bezeichnen kann, wird allenfalls im Urlaub erlebt. In regelmäßigen Abständen wird Natur konsumiert. Die Wahrnehmung der Realität wird aber geprägt durch die Intention: Festgelegte Erwartungshaltungen bestimmen die Naturerfahrung: Grün wird gleichbedeutend mit Erholungsraum, eine Siedlung wird zum Ferienort, ein Waldweg zu einer Wanderroute und eine Landschaft zur schönen Aussicht.

Natur als Realität: 50 % der Kinder und Jugendlichen können die Stadt nicht einmal in den Ferien verlassen. Brauchen sie überhaupt Natur? Spielaktivitäten können sich auch in der Stadt entfalten, aber im Serienheim, vom Vorgarten umgeben, im Hochhaus, in einer versteinerten, kaum mehr veränderbaren Umwelt wird das immer schwieriger. Natur aber, und sei es in ihrer reduzierten Form einer wilden Vegetation auf Rand- und Restflächen, verändert sich ständig und bietet Realitätsbezug und sinnliche Erfahrung.

Daß dieser Aufsatz aus dem Jahre 1978 stammt, fällt nicht auf. Er ist aktueller denn je.

Eine Anfang der 1990er Jahre vom Projekt NUSO durchgeführte Malaktion mit Kindern belegt die von Spitzer geschilderten Gedanken: Bei der malerischen Ausgestaltung von städtischen Freiflächen (Schulhöfe bzw. der Platz hinter dem Ledenhof) wurde deutlich, daß neben den Wünschen nach mehr Grün und Wasser die tradierten „Natur“-vorstellung im städtischen Leben auch schon großen Einfluß auf die Kinder haben: eingezäunte Wiesen und Beete, gepflasterte Wege etc.⁵

⁵ Der Aufsatz wurde veröffentlicht in: *Umweltlernen. Zeitschrift für ökologische Bildung*, Heft 49/ 50, Juli 1990, S. 27-30

"Wie wünsche ich mir meine Umwelt?"

Unter dem Motto "Wie wünsche ich mir meine Umwelt?" veranstaltet das Projekt "Natur und Umwelt in der Stadt" der Universität Osnabrück (NUSO) eine Malaktion für Kinder und Jugendliche. Die ProjektarbeiterInnen fotografierten auf Erkundungsgängen durch Osnabrück Freiräume - in diesem Fall vor allem Schulhöfe - und vergrößerten sie auf DIN-A3-Bögen. Die Besucher der Ausstellung konnten sich eines dieser Szenarien aussuchen und nach eigenem Wunsch die Fläche gestalten.

Die augenfälligsten Gestaltungselemente wurden zunächst nach inhaltlichen Zusammenhängen aufgelistet:

1. Spielplatzelemente wie Schaukeln, Tischtennisplatte, Wippe, Rutschen und Sandkästen sowie Vorrichtungen für Spiele: Fußballtore, Basketballkörbe, Volleyballnetze und mit Kreide aufgezeichnete Muster für Hüpfspiele.
2. Die Idee des Feuchtbiotops: durch Teiche, Schilf, Seerosen und Rohrkolben, Enten.
3. Gestaltetes Gärtnergrün: geometrisch angelegte Beete, Barockformen, schlängelnde Pfade und Bäche, Dach- und Wanderbegrünung, Wasserspiele und Springbrunnen, Gartenzwerge, Pflanzkübel, Zäune, Gartengeräte und nicht zuletzt der Gärtner selbst.
4. Spontanes Grün: Rankengewächse, Pflasterritzengesellschaften, "betonsprengendes" Unkraut.
5. Gestaltete Wandmalerei: ganze Wände flächendeckend angemalt, bestimmte Motive, z.B. Sonnen- oder Sterne-Motive.
6. Spontane Wandgestaltung: Graffiti über Lehrer und die Schule, auf den Außenwänden der Schule ökopolitische Parolen. Am häufigsten waren eindeutig der Spielplatz, der Feuchtbiotop und das gestaltete Gärtnergrün.

Drängt sich hier nicht die Frage auf, wie und wodurch solche Vorstellungen in die Köpfe der Jugendlichen gelangen? Da die Jugendlichen wohl kaum die Literatur

kommen, analysierten wir die Kunstwerke im Detail und warfen dabei einen Blick auf das öffentliche Grün Osnabrücks:

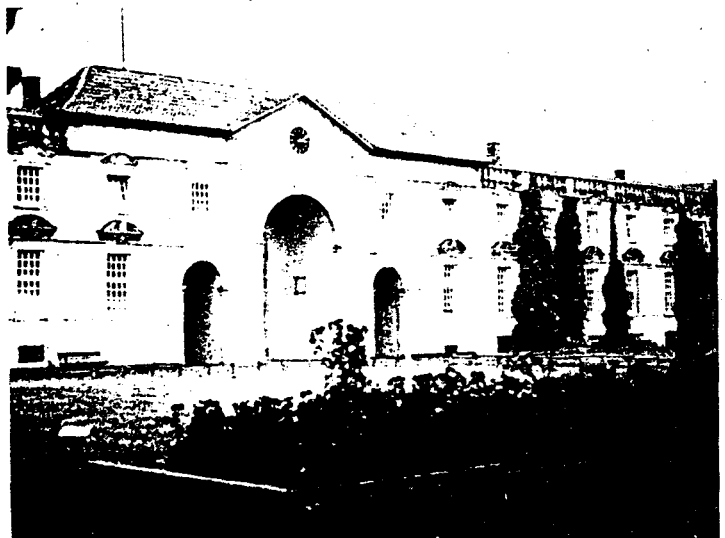
Die Sehnsucht nach Zäunen

Die Absicht, der Natur freien Lauf zu lassen oder die Welt wieder rein zu machen, stimmen bezeichnenderweise mit traditionellen und amtlichen Gärtnerphantasien überein: Tim schreibt auf die Litfaßsäule: "Macht die Umwelt wieder rein"; Markus schreibt: "Laß der Natur freien Lauf". Mit diesen und anderen Ökoslogans wird das Konzept ganz traditioneller Anlagen zusammengestellt. Das "Reinmachen der Welt" besteht für den zwölfjährigen Tim in Versatzstücken reinen Gärtnergrüns: rechteckiges Rasenstück; ovales Blumenbeet und ovaler "See"; Springbrunnen; Rutsche und Klettergerüst, alles wie auf einem Schnittmusterbogen streng und übersichtlich voneinander abgesetzt.

Ein solches Trennungsbewußtsein findet sich aber nicht nur hinsichtlich der gärtnerischen Versatzstücke, die Schüler übertragen es auch auf menschliche

der Gartenkunst und Landschaftsarchitektur konsumieren, liegt die Vermutung nahe, daß sie sich ihre Vorbilder von der amtlichen Stadtgärtnerei mit ihren öffentlichen Grünanlagen holen. Das hieße, daß uns die Bilder gar keine Antwort auf die Frage geben können, wie sich Jugendliche ihre Umwelt wünschen. Und das hieße auch, daß wir eher die Frage stellen müßten, von welchen Vorbildern des öffentlichen Grüns die Bilder des "Wunschgrüns" abgeleitet sind. Um diesen Gedanken klarer vor Augen zu be-

Abb. 1: Osnabrücker Schloßpark



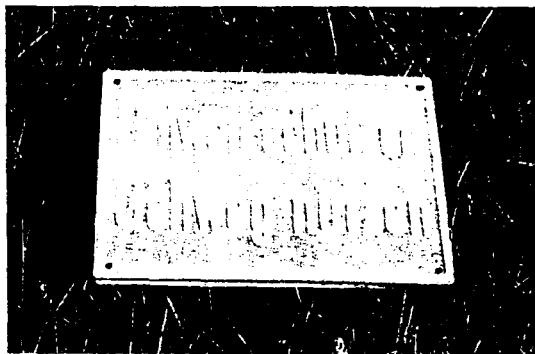


Abb.2: Verbotsschild im Innenhof des Schloßparks

Sphären. Zahlreiche Bilder belegen das. Daß man auf den "Wunschbildern" der Kinder Zäune und Absperrungen jeglicher Art findet, kann nur auf der Simulation von Vorbildern beruhen, wie sie reichlich in unseren Städten zu finden sind. Dieses amtliche Instrumentarium der Ab- und Aussperrung tritt als Holzzaun, Stacheldraht oder Mauer in Erscheinung, aber auch durch streng geometrische Formen von Pflanzbeeten. Sollte das als Abschreckung ausreichen, hebt das Grünflächenamt den ökologisch-pädagogischen Zeigefinger auf die ideologische Höhe der Zeit, indem es "ökologische" Verbotsschilder aufstellt. Ein gelungenes Beispiel solcher Aussperrungs- und Verbarrkadierungsmechanismen finden wir im Innenhof des Osnabrücker Schloßparks: Rasen, Zaun, Rosenbeet und Verbotsschild (vgl. Abb. 1 und 2).

Die Entwicklung dieser Absperr-Anlage sei hier kurz skizziert: Auf dem gärtnerisch angelegten Schloßinnenhof war vor Jahren eine dunkelgrüne, elegant geschwungene Spur zu sehen: Trampelpfad, eine auf einem gepflegten Rasenstück, aus der Sicht der Pflanzensoziologie, nutzungsbedingte und nutzungsangepaßte Trittvegetation. Bald rahmte ein schienenhoher Holzzaun den Rasen ein. Zusätzlich wurden symmetrische Rosenbeete angelegt, die ihrerseits von Buchsbaum umrahmt sind. Um sicherzugehen, daß diese Anlage nun wirklich "vandalenfest" ist, wurde schließlich das Schild "Umwelt schützen, Gehweg nützen" aufgestellt. (In den Darstellungen der Jugendlichen taucht anstelle eines Verbotsschildes nicht selten ein symbolischer Regenwurm auf, der den pädagogischen Zeigefinger hebt.)

Zäune findet man aber nicht nur in großen Anlagen, sondern auch in kleinstflächigem Verkehrsleitgrün in den verschiedensten Stadtvierteln.

daß die Schüler diese Barrikaden in ihrem Alltagsverhalten immer wieder durchbrechen?

Eine Erklärung soll folgendes Beispiel liefern: Vor etwa fünf Jahren konnte man in einem Ausländerwohnviertel des Stadtteils Schinkel noch einige kleine öffentliche Grünflächen entdecken, die nicht umzäunt waren. Die Kinder hatten sogar die kleinsten und engsten Fleckchen dieses Grüns zum Spielen genutzt, vor allem zum Murrel-Spiel. Heute sind auch diese winzigen Flächen eingezäunt und mit niedrigem Gärtnergrün bepflanzt (vgl. Abb.7). Befragt man die Kinder zu diesem Wandel, erstaunen zunächst die Antworten: Die Kinder können sich zwar gut an die Zeit des Murrel-Spiels erinnern und denken auch mit Freude daran zurück: "Das war gut", der jetzige Zustand gefällt ihnen "auch gar", manchmal sogar "noch besser". Ob sie wie ihre Eltern, in der Begärtnung ein Zeichen dafür sehen, daß sich jemand um das Viertel kümmert?

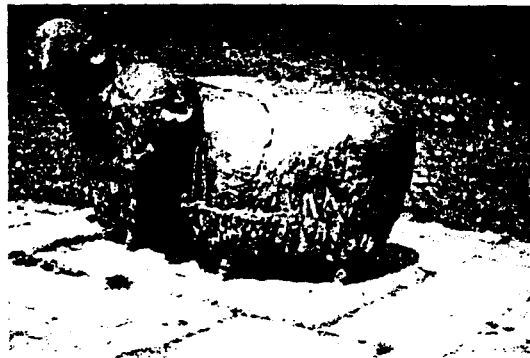
Man kann wohl sagen: Die Kinder heißen praktisch ihre eigene Aussperrung gut, ein Sachverhalt, den man in anderen Zusammenhängen gern "Selbstentfremdung" nennt. Sie tun das vermutlich, weil Gärtnergrün bei den Erwachsenen als repräsentatives Grün gilt - auch und gerade, wenn es ökologisch völlig wertlos ist und eigenen Freiraum zerstört. Vielleicht empfinden auch Schüler eine Art Aufwertung, wenn ihr Schulhof auf diese Weise gestaltet wird. Oder welchen Grund könnte es sonst

geben, daß Schüler sich wünschen sollten, selbst auf dem Schulhof im Karree tanzen zu müssen?

Der Schulhof als Fürstengarten

Auch die Vorstellungen, wie Beete angelegt werden sollen, beruhen bei den Schülern sicher nicht auf einem Studium von Gartenkunst und Grünplanung, sondern auf Alltagsvorbildern im öffentlichen Grün. Diese übersteigern sie dann so, daß Bilder von Renaissance-Gärten wach werden: der Schulhof als Fürstengarten. Wie kommen hier die realen Vorbilder zustande? Der Stadtgärtner scheint sich zuweilen als Gartenkünstler nach altem Vorbild zu fühlen und entsprechend zu handeln. Denn allem Anschein nach setzt der amtliche Stadtgärtner heute noch das durch, was in der klassischen Ästhetik entstand. Sogar Ansprüche und Handlungsmuster stimmen deshalb mit den Mustern traditioneller Gartenkunst überein: Hinter den strengen geometrischen Formen des Barockgartens stand die Bedeutungsbeziehung: Symmetrie gleich Herrschaft. Mit dem Anlegen eines Barockgartens oder eines barocken Parks wollte man die Natur symbolisch einem Herrschaftsanspruch unterwerfen: Schnurgerade Alleen, geometrische Hecken und symmetrische Beete spiegeln die Welt des Absolutismus, in der sich der Mensch dem Willen des Herrschers unterzuordnen hatte. Demgegenüber stand seit dem 18. Jahrhundert der Englische Garten oder Landschaftsgarten mit seiner Idee des Wachstums und Gewährenlassens: Jeder Eingriff in das herrschende System, das Gesellschaft und Natur umfaßte, wurde als störend empfunden und mußte verborgen werden; dabei waren die tatsächlichen Eingriffe in

Abb.3: Bronzeschafe in Osnabrück-Dodesheide



die Landschaft bei der Anlage eines Englischen Gartens oft kaum geringer. In der Kunst stellte man zur gleichen Zeit die Natur in ihrem ursprünglichen Zustand einer arkadischen Schäferlandschaft dar. In solchen Landschaftsgärten entstand, so gesehen, nicht wirkliche "Natur", sondern "Sinnbilder der Natur" - Sinnbilder einer "unverfälschten" und einer neuen, idealen, natürlichen Gesellschaft. Auch Anlagen nach dem Vorbild eines solchen Landschaftsgartens mit Rasen, "frei" gruppierten Baumbeständen und Schlangenlinien von Wasser und Weg bedeuteten eine "Aussperrung": Die Nutzung war praktisch reduziert auf Betrachten beim Lustwandeln auf vorgegebenen Wegen.

Versatzstücke solcher Schäferlandschaften finden wir auch hin und wieder in Osnabrück, wie z.B. in Abb. 3, die zwei Bronzeschafe im Stadtteil Dodesheide zeigt.

Sieht man sich weiter in der Stadt Osnabrück um, so findet man in den Gärten und Anlagen allerdings häufiger die geometrischen Formen als die schlängelnden Pfade des Englischen Gartens oder Landschaftsgartens. Auch in den Kunstwerken der Jugendlichen finden sich wohl daher überwiegend geradlinige Hecken, Zäune und Beete.

Dieser geometrische Stil hat in der Stadt nie seine ursprüngliche Bedeutung verloren. Im 20. Jahrhundert erlebte er sogar eine Renaissance. Untersucht man nun die Stellen in der Stadt, an denen die schlängelnden Pfade eines Landschaftsgartens zu sehen sind, dann sind diese zumeist nicht angelegt, sondern "spontan" entstanden. Und zwar dann, wenn die braven Bürger die Zäune und Hecken überschreiten und ihre eigenen Wege gehen.

Paradebeispiele findet man bezeichnenderweise oft innerhalb eines Schulgeländes: Eins-förmiger geschwungener Trampelpfad im Efeu-beet unter älteren Bäumen (vgl. Abb. 4). Die Schüler haben ihn in den Pausen und nach Schulschluß geschaffen. So entstand an dieser Stelle, und ähnlich auch anderswo, eine Szenerie, die an einen Englischen Garten erinnert. Hier aber ist der geschlängelte Pfad nicht durch einen Gärtner angelegt, aufrechterhalten wurde er hier durch die andauernde "verbotene" Nutzung. Er ist also nicht nur ein Symbol von Freiheit, sondern tatsächlich die Spur des Überschreitens von Verboten, eine Art Wiederaneignung eines "weggegrünten" Freiraums durch die Stadtbewohner.

Gärtner rein, Leute raus

Am häufigsten tauchte in den Darstellungen der jungen Künstler und Künstlerinnen der Feuchtbiotop auf. - Wo haben sie den her? Aus den Glanzpapierbroschüren der grünen Industrie und wohl aus realen Vorbildern. Wie das öffentliche Grün als Vorbild wirkt, zeigt uns die Schülerin Britta: Während sie einen Feuchtbiotop auf einen Platz in der Innenstadt projizierte, dachte sie - wie sie selbst sagt - an eine nachgeahmte Dünenlandschaft vor einem Gelände der Universität.

Ein Landschaftsarchitekt hatte dort eine



Abb. 4: Trampelpfad im Efeu-beet

"sukzessionsbedingte" Dünenlandschaft schaffen wollen. Leider fanden die angepflanzten Dünenexoten ihre gewohnten Küstenbedingungen in der Stadt nicht vor. Die pflegende Hand des Gärtners mußte helfen, Dünenpflanzen vor der Konkurrenz der standortangepaßten und somit kampfkraftigen städtischen Spon-tanvegetation zu schützen. Ein massiver Eingriff, der ein bestimmtes Umweltbewußtsein fördert, wie sich an dem Titel zeigt, den Britta dieser Szenerie gab: "Rettet die Umwelt". Der 15jährige Markus schreibt auf die Litaßsäule: "Laßt der Natur ihren freien Lauf": Wie sieht

der "Lauf der Natur" auf dem Schulhof aus? Erstens ein Rasen, zweitens ein kleiner "Feuchtbiotop" auf einer Kunststoff-plane. "Feuchtbiotope" sind in der Stadt natürlich, so natürlich wie ein Swimming-Pool, aber sie symbolisieren für Gärtner, Kinder und viele erwachsene Stadtbewohner "Natur" und Rettung der Umwelt, ohne es wirklich zu sein.

Wenn solche Biotope geschaffen werden sollen, propagieren die amtlichen Gärtner vor allem "Artenvielfalt": in den meisten Fällen kann man allerdings beobachten, daß mit Feuchtbiotopen mehr natürliche Vielfalt zerstört wird, als sie je zu schaffen vermochte. Ökologisch im Sinne von "standortgerecht" ist so ein Vorhaben jedenfalls nicht.

Unbewußt stellen manche Kinder einen Tatbestand "richtig" dar: Die künstliche Gärtnernatur braucht Hilfe vom Gärtner. Deshalb ist auch bei der exotischen Gärtnervegetation und den "Feuchtbiotopen" genau wie bei den alten Kunstgärten eines wiederzufinden: Diese Grünflächen dürfen nicht genutzt werden, man muß den Menschen von ihnen fernhalten. Aussperrung tut not, wenn auch auf diese Art und Weise. Im Bewußtsein der Jugendlichen und Kinder ist der "pflegende" Gärtner jedoch kein Symbol der Aussperrung, sondern eines für den Schutz von Natur. Die Aussperrung als solche wird nicht als negativ wahrgenommen - nicht einmal auf einem Spielplatz mit einer Hecke, während der eine Junge mit seinem Fahrrad drumherum fährt und ein anderes Kind den Gärtner von außen betrachtet. Ganz deutlich ist hier das Prinzip "Gärtner rein - Leute raus" bzw. "Gärtner rein - Kinder raus" auf den Punkt gebracht.

Es fällt auf, daß es sich bei den dargestellten Freiräumen oft um schlecht nutzbare Flächen handelt: Sehr selten sind handelnde Personen oder spielende Kinder zu sehen. Wenn jemand in Aktion tritt, dann ist es meist der Unkraut rufende Gärtner. Kein Wunder, daß eine der Mütter angesichts der durch und durch gestalteten Flächen auf den Bildern fragte: "Wo willst du denn da noch spielen und dich tummeln?" Worauf ihr Sohn antwortete, es sei wichtiger, daß die Natur geschützt werde. Der Junge hat offenbar begriffen, daß die Grünflächen in der Stadt in zwei Kategorien eingeteilt sind: die einen sind solche, deren Grün geschützt werden muß; das öffentliche Grün. Intensive Pflege ist hier nötig, und die Menschen müssen daher draußen bleiben. Die anderen Flächen sind die, die man

Grün-Wünsche & Freiraumbedürfnisse

Bei der Malaktion lagen den Schülern und Jugendlichen Fotokopien von Fotos sechs verschiedenen städtischen Szenerien von Osnabrück vor. Im Mittelpunkt standen Schulhöfe:

- Schulhof Carolinum (aus drei verschiedenen Perspektiven)
- Ursula-Grundschule (aus zwei verschiedenen Perspektiven)
- Ledenhof

Die Methoden der Bildinterpretation

Tabellarische Erfassung der Motive, wobei die einzelnen Elemente nach Motivkomplexen geordnet sind, wie z.B. Spielplatzelemente: Schaukel, Sandkasten, Rutsche usw.; Biotopelemente: Schilf, Rohrkolben, Enten, Frösche, usw.; Gestaltetes Grün: Barockformen, Wintergarten, Blumenkübel, Idyllische Schäferlandschaft usw.; spontanes Grün: Sträucher, Löwenzahn, Pflasterrietzengesellschaften,...; Graffiti: politisches Graffiti, ökologisches G., schul- und lehrerbezogenes G.; Parolen, falls die Darstellung als Plakat oder Flugblatt gedacht war: Aufrufe zur Naturnähe, was auch immer das für den einzelnen Schüler heißen mochte, Hilferufe ("Die Natur braucht Hilfe").

Agierende Personen: Schüler, Lehrer, alte Leute, junge Leute, Gärtner. Nach einer bestimmten Signatur werden die Elemente gewichtet.

Vier-Felder-Analyse: Mit Hilfe dieser Methode kann man herausbekommen, welche Elemente am häufigsten kombiniert auftreten, mit welchen Einstellungen und Meinungen der Schüler sie korrelieren.

Fazit der Inhaltsanalyse: Die Bilder zeigen nicht, was die Kinder und Jugendlichen sich wünschen, sondern vielmehr, von welchen Vorbildern der Grünadministration sie abstrahieren.

Wo findet man diese Vorbilder in Osnabrück?

Exemplarisch sollen ein paar Grünflächen beschrieben werden:

- Die rekonstruierte Landwehr im Stadtteil Wüste ("Mittelalter plus Ökologie")
- Teilfläche C des Botanischen Gartens, auf der eine Dünenlandschaft nachgeahmt werden sollte.
- Schloßinnenhof unter besonderer Berücksichtigung der "Aussperrungsmechanismen" und der "ökologischen Zeigefinger" in Form von Schildern. Eine knapp pflanzensoziologische Studie dieser Freiflächen soll zeigen, was für die Stadtgärtner eigentlich "ökologisch" ist bzw. wie sie "Ökologie" propagieren. Und nicht zuletzt, welchen Umgang sie mit solchen Grünflächen wünschen. Zwei dieser Flächen sind sogar für Schüler und Studenten als "Lehrpfad" ausgewiesen. Von Biologielehrern werden sie auch häufig in diesem Sinne genutzt: Sie wollen den Kindern zeigen, wie eine Dünenlandschaft entsteht und wie sich pflanzensoziologisch ein Biotop ausbreitet. Auf diese Weise werden diese gärtnerischen Vorbilder verstärkt in den Köpfen der Schüler aufgenommen: Man sollte aber eher an diesen Flächen zeigen, warum sich die gärtnerische Vegetation nicht als kampfkraftig gegenüber der eigentlich "ökologischen" (im Sinne von "standortangepaßt") spontanen Vegetation der Stadt erweist.

Wie können diese Flächen dennoch didaktisch sinnvoll genutzt werden?

- Es kann gezeigt werden, was wirklich "standortangepaßte" Vegetation ist.
 - Kinder können lernen, wie man nutzungs-, pflege- und sukzessionsbedingte Stadtvegetation "lesen" kann.
 - Und nicht zuletzt, welche Interessen von der Grünadministration dahinterstehen und wie diese Interessen aufgenommen werden.
- Als Einstieg könnte ein Lehrer z.B. mit solch einer Malaktion beginnen und die Kinder diese interpretieren lassen.

nutzen darf; meist solche mit Spontanvegetation und daher von den Gärtnern wenig geliebt und selten geduldet.

Spontanvegetation unerwünscht

Neben dem Gärtnergrün findet sich in der Stadt da, wo man sie läßt, die Spontanvegetation. Diese gilt den Schülern offensichtlich nicht als darstellungswürdig, obwohl ihnen auch dieses Grün sicher bekannt ist. Die spontane Vegetation ist auf den Bildern der Schüler praktisch abwesend, und auf Befragen haben sie selbst diese Wildkrautvegetation als unerwünscht bezeichnet.

Die spontane Vegetation ist das, was ohne das Zutun und meist gegen den Willen der Gärtner und Grünplaner von selber wächst. Die spontane Vegetation der Städte läßt sich in Gruppen einteilen: aus Pflege, sukzessions- und schließlich nutzungsbedingten Pflanzengesellschaften. Nutzungsbedingte Pflanzengesellschaften werden durch eine bestimmte Art der Nutzung wie Befahren oder Spielen geschaffen und stabilisiert, wie die aus Vogelknöterich, einjährigem Rispengras und Strahlenloser Kamille bestehende Trittgemeinschaft. Eine Sukzession wie zum Beispiel regelmäßiges Betreten der Vegetation setzt ein, sobald die Nutzung aussetzt oder vernachlässigt wird. Zunächst entstehen "Zwischenstadien" mit ein- bis zweijährigen Arten (Gesellschaften der Wegrauke und des Kanadischen Berufskrauts). Als typische Schlußgesellschaften sind die höherwüchsigen Rainfarn-Beifuß-Stauden, die Brennessel-Giersch-Stauden und schließlich das sogenannte Vorwaldgebüsch der Salweide und des Schwarzen Holunders zu nennen.

Fazit dieses Exkurses: Die spontane Vegetation der Stadt ist nicht nur nutzbar, sie ist außerdem auch durch bestimmte Arten der Nutzung oder Nicht-Mehr-Nutzung entstanden. Wenn wir die Spontanvegetation genau betrachten und uns noch einmal die Frage vor Augen halten, ob sich "Natur"-Schutz und Nutzung der Natur durch Stadtbewohner ausschließen, müssen wir ganz eindeutig mit "nein" antworten. Sie schließen sich nicht aus - ganz im Gegenteil: Die spontane Vegetation darf sogar als der sensibelste Ausdruck ihrer Nutzung und ihrer Nutzbarkeit gelten.

Frauke Kruckemeyer

10. Gedichte

Erstaunlicherweise gibt es gar nicht so viele Gedichte, die sich mit dem Leben in der Stadt beschäftigen, sicherlich deshalb, weil man mit den Gedichten eher Wünsche und Sehnsüchte ausdrücken wollte (Gedichte über die Liebe, über den Aufenthalt in der Natur oder einfache Naturbeschreibungen gibt es wie Sand am Meer). Aber wer wollte, wenn er in der engen, schmutzigen, lauten und hektischen Stadt lebte, dieses Leben auch noch verherrlichen oder idyllisieren? Nur wenige taten das. Ein paar Gedichte davon sollen hier vorgestellt werden: da geht es einmal um den schlimmsten Feind der Stadt: den „roten Hahn“, da geht es aber auch um Enge, um Sehnsucht nach Freiheit und Natur. Die ersten Gedichte sind allerdings etwas ganz besonderes: Sie beschreiben Osnabrück! Der Poet Gershon Stein, der 1934 aus bekannten Gründen nach Palästina emigrierte, veröffentlichte seine Erinnerungen an die Stadt in dem Gedichtband: „Die unzerstörbare Brücke“, jetzt erschienen im Rasch-Verlag. Die ersten drei Gedichte stammen aus diesem Band (und waren abgedruckt in der NOZ, 27.4.1996)

Die Stadt der Jugend

Im Traum sah ich der Jugend Stadtgebilde –
 Das kam von langer Nächte Schmerz
 Der Türme Spitzen tief im Herzen
 Und alter Mär der Eintracht Rad am Schilde.

Doch Fremdheit wuchs im lieben Bilde,
 Derselbe Gott – nur andre Festtagskerzen,
 Deshalb die Heimat mußte ich verscherzen,
 Denn Haß und Wahn nun führte man im Schilde.

Hin und zurück – so rollte mich das Rad;
 Ich stand vor Türmen – fremd im Herzen:
 Im Traum nur war's der Jugend Stadt.

Und doch fand ich den schmalen Pfad
 Durch Dornen – und mit Schmerzen –
 Zurück zu Herzen in der Stadt.

St. Katharinen

Damals noch leuchtete der Turm
 Weithin als grüne Fackel,
 Mit dröhnendem Geläut – bewachend
 Vier kleine Türmchen an den Ecken
 Und Knaben, eilend für die nächste Klasse,
 Sich kauften Mützen neuer Farben.

Es wuchtete der Turm
 Durch jede Häuserlücke
 Und Tage himmelblauer Kindheit,
 Allgegenwärtig – sogar noch dämm'rungrauhe Mahnung
 Für Knaben, die bei ihren Spielen
 Sooft des Winters frühe Dunkelheit vergaßen.

Es war der letzte Gruß
 Der Stadt, verschwindend in der Ferne
 Und gold'nem Abendsonnenschein,
 Die grüne Fackel sinkender Vergangenheit,
 Als einer dieser Knaben – auf hint'rer Plattform
 Eines Schnellzugs – für immer Abschied nahm

Haus an der Martinistraße

Ein Haus – Insel der Kindheit
 Im Meer des Vergessens,
 Allen Stürmen der Jahre
 Zum Trotz – aber auch zum Trost.

Graugestrichenes Haus,
 Trauter Weisen heimliche Spieluhr;
 Einst – ein Aufwachen dort am Morgen
 In alle Welt, selbstverständlich und hell.

Am Hause der Garten – einsame Zuflucht
 Und zweisames Spiel mit den Gesichtern des Jahres;
 Hegte einst Flieder und Jasmin,
 Doch manchmal auch Träume und Tränen.

Vorm Hause die Straße, stets neu und dennoch vertraut,
 Wachsende Welt mit dem Kinde,
 Durchklungen vom Treiben der Stadt
 Und vom Jubel spielender Kinder.

Haus am Ufer der Straße, grade und strömend
 Vom Herzen der Stadt bis ins Freie;
 Ins Freie? Gab denn je die Stadt einen frei,
 Nur weil er überschritt ihre Grenzen?

Haus – nicht nur im „Einst“ –
 Klingt doch von dort immer noch,
 Leise und liebend,
 Erinnerungsträchtige Melodie.

Die nun folgenden Gedichte stammen aus: Reiners, Ludwig, Der ewige Brunnen. Ein Hausbuch deutscher Dichtung, München 1992 (2. Auflage)

DER FEUERREITER

Sehet ihr am Fensterlein
dort die rote Mütze wieder?
Nicht geheuer muß es sein,
denn er geht schon auf und nieder.
Und auf einmal welch Gewühle
bei der Brücke, nach dem Feld!
Horch! das Feuerglöcklein gellt:
Hinterm Berg,
hinterm Berg
brennt es in der Mühle!

Schaut! da sprengt er wütend schier
durch das Tor, der Feuerreiter,
auf dem rippendürren Tier,
als auf einer Feuerleiter!
Querfeldein! Durch Qualm und Schwüle
rennt er schon und ist am Ort!
Drüben schallt es fort und fort:
Hinterm Berg,
hinterm Berg
brennt es in der Mühle.

Der so oft den roten Hahn
meilenweit von fern gerochen,
mit des heil'gen Kreuzes Span
freventlich die Glut besprochen –
weh! dir grinst vom Dachgestühle
dort der Feind im Höllenschein.
Gnade Gott der Seele dein!
Hinterm Berg,
hinterm Berg
rast er in der Mühle!

Keine Stunde hielt es an,
bis die Mühle borst in Trümmer;
doch den kecken Reitersmann
sah man von der Stunde nimmer.
Volk und Wagen im Gewühle
kehren heim von all dem Graus;
auch das Glöcklein klinget aus:

Hinterm Berg,
hinterm Berg
brennt's! –

Nach der Zeit ein Müller fand
ein Gerippe samt der Mützen
aufrecht an der Kellerwand
auf der beinern' Mähre sitzen:
Feuerreiter, wie so kühle
reitest du in deinem Grab!
Husch! da fällt's in Asche ab.
Ruhe wohl,
ruhe wohl
drunten in der Mühle!

Eduard Mörike

(S. 412)

Auszug aus Schillers Lied von der Glocke (S. 619)

Wohltätig ist des Feuers Macht,
 wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
 und was er bildet, was er schafft,
 das dankt er dieser Himmelskraft;
 doch furchtbar wird die Himmelskraft,
 wenn sie der Fessel sich entrafft.
 einhertritt auf der eigenen Spur
 die freie Tochter der Natur.
 Wehe, wenn sie losgelassen,
 wachsend ohne Widerstand
 durch die volkbelebten Gassen
 wälzt den ungeheuren Brand!
 Denn die Elemente hassen
 das Gebild der Menschenhand.
 Aus der Wolke
 quillt der Segen,
 strömt der Regen
 aus der Wolke, ohne Wahl,
 zuckt der Strahl!
 Hört ihr's wimmern hoch vom Turm?
 Das ist Sturm!
 Rot wie Blut
 ist der Himmel,
 das ist nicht des Tages Glut!
 Welch Getümmel
 Straßen auf!
 Dampf wallt auf!

Flackernd steigt die Feuersäule,
 durch der Straße lange Zeile
 wächst es fort mit Windeseile,
 kochend, wie aus Ofens Rachen,
 glühn die Lüfte, Balken krachen,
 Pfosten stürzen. Fenster klirren,
 Kinder jammern, Mütter irren,
 Tiere wimmern
 unter Trümmern.
 Alles rennet, rettet, flüchtet,
 taghell ist die Nacht gelichtet.
 Durch der Hände lange Kette
 um die Wette
 fliegt der Eimer, hoch im Bogen
 spritzen Quellen, Wasserwogen.
 Heulend kommt der Sturm geflogen,
 der die Flamme brausend sucht.
 Prasselnd in die dürre Frucht
 fällt sie, in des Speichers Räume,
 in der Sparren dürre Bäume,
 und als wollte sie im Wehen
 mit sich fort der Erde Wucht
 reißen in gewaltger Flucht.
 wächst sie in des Himmels Höhen
 riesengroß. –
 Hoffnungslos
 weicht der Mensch der Götterstärke,
 müßig sieht er seine Werke
 und bewundernd untergehen.

Leergebrannt
 ist die Stätte,
 wilder Stürme rauhes Bette.
 In den öden Fensterhöhlen
 wohnt das Grauen,
 und des Himmels Wolken schauen
 hoch hinein.

Und ein Beispiel für Ungezieferplagen ... (S. 411)

DER RATTENFÄNGER

Zu Hameln fechten Mäus' und Ratzen
am hellen Tage mit den Katzen;
der Hungertod ist vor der Tür:
was tut der weise Rat dafür?

Im ganzen Land
macht er's bekannt:
wer von den Räufern
die Stadt kann säubern,
des Bürgermeisters Töchterlein,
die soll zum Lohn sein eigen sein.

Am dritten Tage hört man's klingen
wie wenn im Lenz die Schwalben singen;
der Rattenfänger zieht heran –
o seht den bunten Jägersmann!

Er blickt so wild
und singt so mild,
die Ratten laufen
ihm zu in Haufen;
er lockt sie nach mit Wunderschall.
ertränkt sie in der Weser all.

Die Bürger nach den Kirchen wallen,
zum Dankgebet die Glocken schallen:
des Bürgermeisters Töchterlein
muß nun des Rattenfängers sein.

Der Vater spricht:
„Ich duld' es nicht!
So hoher Ehren
mag ich entbehren.
Mit Sang und Flötenspiel gewinnt
man keines Bürgermeisters Kind.“

In seinem bunten Jägerstaate
erscheint der Spielmann vor dem Rate.
Sie sprechen all aus einem Ton
und weigern den bedungenen Lohn:

„Das Mägdelein?
Es kann nicht sein;

Herr Rattenfänger,
müht Euch nicht länger!
Eur Flötenspiel ist eitel Dunst
und kam wohl von des Satans Kunst.“

Am andern Morgen hört man's klingen,
wie wenn die Nachtigallen singen.
Ein Flöten- und ein Liedersang,
so süß vertraut, so liebebang!

Da zieht heran
der Jägersmann,
der Rattenfänger,
der Wundersänger,
und Kinder, Knaben, Mägdelein
in hellen Scharen hinterdrein.

Und hold und holder hört man's klingen,
wie wenn die lieben Englein singen,
und vor des Bürgermeisters Tür,
da tritt sein einzig Kind herfür.

Das Mägdelein
muß in den Reihn:
die Mäuschen laufen
ihm zu in Haufen.
Er lockt sie nach mit Wunderschall,
und nach der Weser zogen all.

Die Eltern liefen nach den Toren,
doch jede Spur war schon verloren.
Kein Eckart hatte sie gewarnt,
des Jägers Netz hält sie umgarnt.

Zwei kehrten um,
eins blind, eins stumm.
Aus ihrem Munde
kommt keine Kunde.
Da hob der Mütter Jammer an.
So rächte sich der Wundermann.

Karl Simrock

JUNI IN BERLIN

Lieber Gott, die Linden blühn!
 Lieber Gott, was hab' ich getan,
 daß ich in Mauern wohnen muß?
 Draußen im Land deine Bäume sind grün,
 hier hängt alles voll Ruß.

Ich kaufte mir eine Rose um Geld –
 Rosen sind besser als Brot.
 Ich habe sie neben mein Kissen gestellt,
 sie blüht und duftet sich tot.

Lieber Gott, in mein Zimmer
 scheint jetzt der Mond –
 ach, warum hab' ich immer,
 immer in Städten gewohnt?

Ina Seidel

(S. 353)

DIE STADT

Am grauen Strand, am grauen Meer
 und seitab liegt die Stadt;
 der Nebel drückt die Dächer schwer,
 und durch die Stille braust das Meer
 eintönig um die Stadt.

Es rauscht kein Wald, es schlägt im Mai
 kein Vogel ohn' Unterlaß;
 die Wandergans mit hartem Schrei
 nur fliegt in Herbstesnacht vorbei,
 am Strande weht das Gras.

Doch hängt mein ganzes Herz an dir,
 du graue Stadt am Meer;
 der Jugend Zauber für und für
 ruht lächelnd doch auf dir, auf dir,
 du graue Stadt am Meer.

(S. 509)

Theodor Storm

STADT

Zehntausend starre Blöcke sind im Tal errichtet,
 aus: Stein auf Stein um Holz- und Eisenroste hochgeschichtet;
 und Block an Block zu einem Berg gedrückt,
 von Dampfrohr, Turm und Bahn noch überbrückt,
 von Draht, der Netz an Netze spinnt.
 Der Berg, von vielen Furchen tief durchwühlt:
 Das ist das große Labyrinth,
 dadurch das Schicksal Mensch um Menschen spült.

Fünfhunderttausend rollt im Kreis das große Leben
 durch alle Rinnen fort und fort in ungeheurem Streben:
 In Kaufhaus, Werkstatt, Saal und Bahnhofshalle,
 in Schule, Park, am Promenadenwalle,
 im Fahrstuhlschacht, im Bau am Kran,
 treppauf und -ab, durch Straßen über Plätze,
 auf Wagen, Rad und Straßenbahn:
 Da schäumt des Menschenstrudels wirre Hetze.

Fünfhunderttausend Menschen rollt das große Leben
 durch alle Rinnen fort und fort in ungeheurem Streben.

Und karrt der Tod auch hundert täglich fort,
 es braust der Lärm wie sonst an jedem Ort.
 Schleppt er vom Hammerblock den Schmied,
 schleppt er vom Kurvengleis den Wagenleiter:
 Noch stärker brüllt das Straßenlied:
 Der Wagen fährt – der Hammer dröhnt weiter.

Gerrit Engelke

(S. 607/608)

KAMMERMUSIK

Der Apotheker, der Kaufmann, der Arzt und der Richter,
es sind immer wieder dieselben Gesichter;
so eine Kleinstadt, es ist ein Graus,
Gott gebe, ich wäre schon wieder heraus.

Aber am Sonntag lädt der Herr Richter
„Auf einen Löffel Suppe“ den Großstadtdichter.
Der Apotheker, der Kaufmann, der Arzt, die drei
sind natürlich auch dabei.

Das Essen ist gut, da ist nichts zu sagen,
ihr Minister des Innern ist eben der Magen;
und der Wein nicht übel; nun ja, man spürt,
„Man“ hat eben in der Hauptstadt studiert.

Dann spricht man und raucht; es geschieht auch zuweilen,
daß Minuten ohne Gespräch enteilen;
dann spricht man wieder. Und dann, auf Ehr,
bringt die Hausfrau Notenständer her.

Und dann, da ich seufze: „Es ist nicht zu ändern!“
Sitzten die Alten schon vor ihren Ständern;
ein jeder den Fiedelbogen nimmt;
zwei Geigen, Viola und Cello. „Es stimmt.“

Und sie spielen. Beethoven. Erst etwas befangen;
dann steigen Flämmlein in ihre Wangen,
und herrlich durch das Zimmer ziehn
die unendlichen, mächtigen Melodien.

Ich sitze und lausche, aufs tiefste erschüttert;
mein Herz wird mild, und die Seele erzittert.
Der Flügelschlag der Kunst durchrauscht
die Luft, dem fromm die Seele lauscht.

Mir wird, versunken im Anblick der Alten,
als müßt' zum Gebet ich die Hände falten:
O Himmel, im Alter bewahre auch mir
die Freude am Schönen wie diesen hier!

Hugo Salus

(S. 615)

HAUSSPRUCH

Dies Haus ist mein und doch nicht mein,
 wird nach mir eines andern sein,
 war vor mir eines andern schon
 und bleibet stehn, geh' ich davon.
 Da ich's bekam in Heim und Hut,
 sein Herd bleib' warm, sein' Mauern gut,
 der Brunnen dran mir nie versieg',
 und frei zu Dach die Taube flieg'!
 Geschafft sei, was darin getan,
 daß es der Nachbar wissen kann,
 doch guck' er mir nicht jedenfalls
 mit seinem Fernrohr in den Hals!

Dies Haus sei all zu meiner Zeit
 dem Fleiße und der Kunst geweiht,
 und Liebe gehe für und für
 von Herz zu Herz durch jede Tür!
 Es schließe ein, es halte fern,
 und frohe Gäste heg' es gern,
 ein Krümel Brot, ein Schlüpfel Wein,
 da wird es wohl zum Guten sein.
 Viel mehr steht nicht in unsrer Macht,
 so nutzt auch kein Vorbedacht:
 in Gottes Hand stell' ich dies Haus
 und die da gehen ein und aus.

(S. 243)

Josef Weinheber

KLEINE STADT

Die vielen kleinen Gassen,
 die die langgestreckte Hauptstraße überqueren,
 laufen alle ins Grüne.
 Überall fängt Land an.
 Überall strömt Himmel ein und Geruch von Bäumen
 und der starke Duft der Äcker.
 Überall erlischt die Stadt.

(S. 606)

11. Quellen und Literatur

Im folgenden wird das Quellenmaterial und die Literatur vorgestellt, die zur Anfertigung dieser Broschüre zu Rate gezogen wurden.

Arbeitsgemeinschaft Spöhrhase/ Wulff, Osnabrück: Karten zur Entwicklung der Stadt. Das Werden des Stadtgrundrisses im Landschaftsraum, Osnabrück 1988

Becker, Gerhard (H.), Stadtentwicklung im gesellschaftlichen Konfliktfeld. Naturgeschichte von Osnabrück, Pfaffenweiler 1991

Bürgerverein Osnabrück-Schinkel von 1912 e.V. (Hg.), Schinkeler Geschichte(n), Osnabrück 1990

Fischer, Carl, Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters, Leipzig 1903

Hard, Gerhard, Osnabrücker Studien zur Geographie, Bd. 4: Problemwahrnehmung in der Stadt. Studien zum Thema Umweltwahrnehmung, Osnabrück 1981

Haverkamp u.a., Cholera in Osnabrück, Bramsche 1995

Klasse 7 A der Käthe-Kollwitz-Schule, Mini-Lexikon „Osnabrück im Mittelalter“, Osnabrück 1995

Kühling, Karl, Osnabrück: Altstadt um die Jahrhundertwende. Erinnerungen und Erlebnisberichte, Osnabrück 1983 (4. Aufl.)

Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück Archäologische Abteilung: Die Verarbeitung von Knochen, Geweih und Horn im Mittelalterlichen Osnabrück, Osnabrück 1989, Heft 22

Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück, Archäologische Abteilung/ Stadtarchäologie Osnabrück, Archäologische Ausgrabungen auf dem Marktplatz der Stadt Osnabrück, 1987

Kulturgeschichtliches Museum Osnabrück/ Archäologische Abteilung, Küchen- und Vorratsgeschirr - Grabungsfunde aus dem mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Osnabrück, Osnabrück 1988

Kulturgeschichtliches Museum/ Archäologische Abteilung/ Stadtarchäologie Osnabrück, Abb. 7 a, Osnabrück 1987

Meyers Grosses Taschenlexikon, Band 21, Mannheim/ Leipzig/ Wien, Zürich 1992

NOZ = Neue Osnabrücker Zeitung

NOZ, 23.6.1987

NOZ, 28.4.1995

NVBl = Neue Volksblätter

OA = Osnabrücker Anzeiger

OT = Osnabrücker Tageblatt

OVZ = Osnabrücker Volkszeitung

OZ = Osnabrückische Zeitung

Poppe, Roswitha, Alt-Osnabrück. Seine Bürgerbauten und Straßenzüge, Osnabrück 1966

Poppe, Roswitha, Das Osnabrücker Bürgerhaus, Oldenburg 1944

Poppe, Roswitha, Osnabrück, Deutscher Kunstverlag, o.O., o.J

Stadt Osnabrück, Verkehrsamt (hg.), Osnabrück — 1200 Jahre Fortschritt und Bewahrung. Profile bürgerlicher Identität, Nürnberg 1980

Terhalle, Günter, Vergin, Ute, Sch..., Müll, Altlasten und was damit zu tun hat. Dokumente und Materialien zur Osnabrücker Stadtökologie, hrsg. von Dr. Gerhard Becker im Auftrag des Vereins für Ökologie und Umweltbildung Osnabrück e.V., Osnabrück 1995

Terhalle, Günter, Zur Geschichte der Wasserleitung in Osnabrück; in: Becker, Gerhard, (hrsg. im Auftrag des Vereins für Ökologie und Umweltbildung e.V., Wasser - bis zum letzten Tropfen, Osnabrück 1995

Umweltlernen. Zeitschrift für ökologische Bildung, Heft 49/ 50, Juli 1990

Vergin, Ute, Der Schinkel - Teilbereiche seiner Entwicklung in den letzten 100 Jahren; in: Becker, Gerhard (hrsg. im Auftrag des Vereins für Ökologie und Umweltbildung e.V.), Der Schinkel: Frei-/ Brachflächen und Stadtteilerweiterung, Osnabrück 1995. S. 15 ff

Vergin, Ute, Grün im Schinkel; in: Becker, Gerhard (hrsg. im Auftrag des Vereins für Ökologie und Umweltbildung e.V.), Der Schinkel: Frei-/ Brachflächen und Stadt(teil)erweiterung, Osnabrück 1995

Vergin, Ute, Kommentiertes Literaturverzeichnis: „Zur Abwasserversorgung der Stadt Osnabrück während des Mittelalters und der Frühen Neuzeit (Wolfgang Schlüter); in: Becker, Gerhard (hrsg. im Auftrag des Vereins für Ökologie und Umweltbildung e.V.), Wasser - bis zum letzten Tropfen, Osnabrück 1995, S. M 11 f

12. Auswahlbibliographie

- Aichele, Dietmar: Die Natur in unserer Stadt. Die Stadt als Lebensraum. Stuttgart 1975
- Akademie für Naturschutz und Landschaftspflege Laufen (Hg.): Stadtökologie. Tagungsbericht München Juli 1981. Laufen, Salzburg 1981
- Andritzky, Michael; Selle, Gert (Hg.): Lernbereich Wohnen 2: Didaktisches Sachbuch zur Wohnumwelt vom Kinderzimmer bis zur Stadt; Grundlagen, Materialien, Lernbeispiele. Wohnhaus und Wohnumgebung, Umweltgestalt, Architektur und Siedlungsform, Wohnen auf dem Land. Reinbek 1979
- Becker, Gerhard (Hg.): Stadtentwicklung im gesellschaftlichen Konfliktfeld. Naturgeschichte von Osnabrück. Pfaffenweiler 1991
- Becker, Gerhard: Naturwahrnehmung in der Stadt als historisch-ökologische Spurensuche. In: Kremer, Armin; Stäudel, Lutz (Hg.): Natur - Umwelt - Unterricht. Zwischen sinnlicher Erfahrung und gesellschaftlicher Bestimmtheit. Marburg 1993, S. 106-134
- Becker, Gerhard: Offenes Curriculum Stadt als umweltpädagogische Perspektive. In: Deutsche Gesellschaft für Umwelterziehung (DGU); Institut für die Pädagogik der Naturwissenschaften / Universität Kiel (IPN) (Hg.): Modelle zur Umwelterziehung in der Bundesrepublik Deutschland. Band 6: Evaluation und Zukunft der Umwelterziehung in Deutschland.; Berichte über eine Fachtagung des Bundesministeriums für Bildung und Wissenschaft (BMBW), der Hamburger Behörde für Schule, Jugend und Berufsbildung (BSJB), der Deutschen Gesellschaft für Umwelterziehung (DGU) und des Instituts für die Pädagogik der Naturwissenschaften (IPN) an der Universität Kiel. Kiel 1995, S. 94-104
- Becker, Gerhard: Öffnung von Schule zur städtischen Umwelt als Aufgabe kommunaler Bildungspolitik und regionaler Vernetzung. In: Carle, Ursula (Hg.): Gesunde Schule. Öffnung - Kooperation - Bewegung - Integration. Osnabrück 1995, S. 31-56
- Becker, H.; Keim, K. D.: Wahrnehmung in der städtischen Umwelt - möglicher Impuls für kollektives Handeln. Berlin 1975
- Berndt, Heide: Die Natur der Stadt. Frankfurt 1978
- Beyer, Donné Norbert: Lebensraum Stadt - Raum zum Leben? In: WWF-Journal H.1 (1988), S. 26-27
- Boeltken, F.: Lebensqualität in neuen Städten. Göttingen 1978
- Borst, Otto: Zur Didaktik einer geschichtlichen Umweltkunde. In: Janßen, Willfried; Meffert, Axel (Hg.): Umwelterziehung. Beiträge zur Didaktik. Materialien zur Didaktik. Baltmannsweiler 1978, S. 50-68
- Breit, Gotthard; Höfelmann, Günter; Hoffmann, Hubert; Poeschel, Hans-Claus; Weymar, Ernst; Beckmann, Alfons: Stadt im Unterricht. Abschlußbericht. In: Stadt im Unterricht. Werkstattbericht über ein

curriculares Entwicklungsvorhaben der Fächer Geographie, Geschichte, Politische Wissenschaft. Stuttgart 1976

- Brune-Wölfling, Ulla: Umweltplanung, auch mit Kindern? In: Die Grundschule H.4 (1980), S. 161-164
- Buddensiek, Wilfried: Wege zur Öko-Schule. Lichtenau 1991
- Buer, Friedrich: Natur in der Stadt neu entdecken. Hannover 1994
- Bundeszentrale für Politische Bildung (Hg.): Heimat. Bd 1: Analysen, Themen, Perspektiven. Bonn 1990
- Claussen, Claus: Die Klasse stellt ein Umweltspiel her. In: Die Grundschule H.3 (1983), S. 34-37
- Daum, Egbert: Hier fällt ein Haus, dort ein Baum... In: Die Grundschule H.2 (1986), S. 30-34
- Deutscher Naturschutzring (Hg.): Kinder in der Stadt. Stadtgeschichten zum Umwelttag 1992 in Frankfurt. Rottenburg 1992
- Drexler, Wulf; Isensee, Wolf: Bericht über das Projekt V "Planung/Durchsetzung" des Studienganges Ökowiensschaften am Beispiel Stadtökologie. Bielefeld 1991
- Fiedler, Klaus P: Zur Umweltbildung der Städte in der alten Bundesrepublik Deutschland. In: Mikelskis, Helmut (Hg.): Umweltbildung in Schleswig-Holstein Kiel 1990, S. 167-174
- Forkel, Jürgen: Natur erleben in der Stadt. Stadtsafari. Mühlheim / a. d. Ruhr 1993
- Forkel, Jürgen: Stadtsafari. In: Umweltlernen H.54/55 (1991):Spiele(n)., S. 18-20
- Fyson, Anthony: 9. Internationale Erfahrungen. 9.2 Umweltbewußtsein und Partizipation im United Kingdom. In: Fietkau, Hans-Joachim; Kessel, Hans (Hg.): Umweltlernen. Veränderungsmöglichkeiten des Umweltbewußtseins. Modelle - Erfahrungen. Königstein / Ts. 1981, S. 291-329
- Gärtner, Helmut; Kurz, Holger: Stadterkundung und Stadtplanung. Basisartikel zum gleichnamigen Heft. In: Unterricht Biologie H.193 (1994):Stadterkundung/Stadtplanung, S. 4-12
- Gebhardt, Michaela; Malkus-Wittenberg, Astrid: Spielraum Stadt. Bewertung der Spielqualität städtischer Freiräume in Hannover. In: Bohnig, Stefan; Selle, Klaus (Hg.): Freiräume für die Stadt. Sozial und ökologisch orientierter Umbau von Stadt und Region. Bd.2: Instrumente der Freiraumentwicklung. Wiesbaden 1992, S. 211-225
- Geographie heute. H.60 (1988): Themenschwerpunkt: Stadtökologie.
- Grub, Hermann: Erholungsraum Stadt. Innerstädtische Erholungslandschaft am Beispiel München. Stuttgart 1979
- Häckert, Jürgen; Steinhauer, Udo: Naturschutz auf dem "Panzerbaugelände". Stadtteilbezogenes Projekt mehrerer Essener Hauptschulen. In: Päd.extra H.12 (1986), S. 44-45
- Hard, Gerhard: "Spurenlesen" als Beobachtung von Beobachtung. Die Stadtästhetik "hinter" einem Erkundungsgang. In: Kunst + Unterricht H.124 (1988), S. 23-30

- Hessisches Institut für Lehrerfortbildung (HILF) (Hg.): Umwelterziehung in der Sekundarstufe 2. Lebensraum Stadt. Fulda 1984
- Hodapp, R. J.: Lebensraum Stadt. Ein Beitrag zum problemorientierten Denken im Erdkundeunterricht. In: Die Scholle H.1 (1974), S. 41-50
- Högermann, Christiane: Ökologische Entwicklung einer Stadt. "Sukzession" und "Klimax" (?) am Beispiel des Osnabrücker Stadtteils "Wüste" Osnabrück 1990
- Högermann, Christiane: Stadtökologie. Eine Unterrichtseinheit für die Sekundarstufe I. In: Biologie
- Kammermeier, Anna: Wahrnehmung städtischer Umwelt. Dargestellt am Beispiel der Umstrukturierungsprozesse im Innenstadtrandgebiet. In: Der Erdkundeunterricht. Beiträge zu seiner wissenschaftlichen und methodischen Gestaltung. H. 30: Umweltbegriff, Wahrnehmung und Sozialisation. Geographische Untersuchungen an und mit Schulkindern. Stuttgart 1979, S. 34-56
- Kieper, Manuel; Meyer, Heinz Hermann: Lern-Tour mit Spaß. Stadterkundung. In: Ökopäd H.3/4 (1983): Müll für Anfänger., S. 8-10
- Kiper, Manuel: Ökologische Stadtrundfahrt. In: UNESCO-Verbindungsstelle für Umwelterziehung im Umweltbundesamt (Hg.): Ökologie in der Erwachsenenbildung. Heft 4: Natur und menschliche Existenz. Bonn 1986, S. 71-82
- Kiper, Manuel; Meyer, Heinz Hermann: Mit dem Fahrrad durch Hannover. Eine historisch-ökologische Stadterkundung. In: Paul, Gerhard; Schussig, Bernhard (Hg.): Die andere Geschichte. Geschichte von unten, Spurensicherung, ökologische Geschichte, Geschichtswerkstätten. Köln 1986, S. 68-83
- Klausnitzer, Bernhard: Natur in der Stadt. In: Umweltlernen H.62/63 (1992): Ökopolis., S. 20-21
- Kleine, Ulrich: Anleitung zur Errichtung eines Stadtlehrpfades. In: Naturwissenschaften im Unterricht. Biologie H.9 (1982), S. 340-343; Stadtökologie
- Kleine, Ulrich: Ansätze zur Förderung der Bürgerbeteiligung an städtischen Umwelterziehungsprojekten. In: Naturwissenschaften im Unterricht. Biologie H.3 (1981), S. 91-93
- Kleine, Ulrich: Umwelterziehung in städtischer Umgebung. Ein Bericht über die 3. Europarats-Studienkonferenz zum Thema Umwelterziehung. In: Naturwissenschaften im Unterricht. Biologie H.6 (1979), S. 185-190; Stadtökologie
- Knoll, Joachim: Stadterkundung. In: Unterricht Biologie H.143 (1989), S. 50-52
- Knoll, Joachim: Stadtökologie. Basisartikel zum Thema. In: Unterricht Biologie H.143 (1989), S. 2-11
- Koengeter, Bernd: Stadtökologie. Stuttgart 1985
- Kremer, Armin; Stäudel, Lutz (Hg.): Natur - Umwelt - Unterricht. Zwischen sinnlicher Erfahrung und gesellschaftlicher Bestimmtheit. Marburg 1993

- Kremer, Armin; Stäudel, Lutz (Hg.): Ökologie und naturwissenschaftlicher Unterricht. Marburg 1989
- Lang, Manfred: Öffnung der Schule für den Stadtteil oder die Gemeinde. In: Bernhard, Armin; Sinhart-Pallin, Dieter (Hg.): Bildung für Emanzipation und Überleben. Weinheim 1989, S. 152-163
- Lehwald, Gerhard; Stryck, Thomas: Können Kinder ihren Stadtteil planen? Über Kinderpartizipation und Öffnung von Schule.
- Liebe, Jürgen: Stadterkundung- Live. Schritt für Schritt- Herantasten an die Strukturen eines verlassenen Gebietes in
- Lohmann, Michael: Naturinseln in Stadt und Dorf. Vergessene Lebensgemeinschaften erkennen, schützen und fördern. München 1986
- Manke, Wilfried: Schule in der Stadt - Stadt in der Schule. Perspektive der "Community Education". In: Widersprüche H.26 (1988), S. 65-72
- Marek, Regina (Hg.): Praxisnahe Umwelterziehung. Handreichungen für Schule und Lehrerfortbildung. Hamburg 1993
- Ministerium für Umwelt, Raumordnung und Landwirtschaft des Landes Nordrhein-Westfalen (Hg.): Rein in die Stadt. Kinder entdecken Stadtnatur. Düsseldorf 1988
- Moore, Robin C: Die Ökologie des freien Kinderspiels in der Stadt. In: Wegener-Spöhring, Gisela; Zacharias, Wolfgang (Hg.): Pädagogik des Spiels - eine Zukunft der Pädagogik? Beiträge zur Spielkultur - Spieldidaktik - Spielpraxis - Spielpolitik. München 1990, S. 89-102
- Museum am Schölerberg, Natur und Umwelt (Hg.): Stadt. Auf den Spuren von Mensch und Natur. Osnabrück 1988
- Neuenschwander, Eduard: Natürliche Biotope im Stadtmilieu. In: Andritzky, Michael ; Spitzer, Klaus (Hg.): Grün in der Stadt. Reinbek 1983, S. 216-223
- Olsen, Olaf: Wir bauen unsere Stadt. Das Gefüge einer Stadt, die Bedingungen des Zusammenlebens und Probleme der Gemeinwesenarbeit kennenlernen. Ravensburg 1976
- Ortner, Rudolf: Wahrnehmung räumlicher Umwelt aus sozialökologischen Perspektiven von Stadtkindern. In: Der Erdkundeunterricht. Beiträge zu seiner wissenschaftlichen und methodischen Gestaltung. H.30: Umweltbegriff, Wahrnehmung und Sozialisation. Geographische Untersuchungen an und mit Schulkindern. Stuttgart 1979, S. 9-33
- Pädagogische Aktion (Hg.): Spielen in der Stadt. Kulturpädagogisches Lesebuch. München 1988
- Pädagogisches Zentrum des Landes Rheinland-Pfalz (Hg.): Umwelterziehung praktisch: Stadtökologie. Bad Kreuznach 1986
- Prasse, Wilm: Die Ausstellung "Stadt" im Museum am Schölerberg Osnabrück. In: Groppe, Hans-Hermann ; Jürgensen, Frank (Hg.): Gegenstände der Fremdheit. Museale Grenzgänge. Marburg 1989; 1989, S. 177-183
- Projekt Gesamtschule, Teilprojekt "Welt- und Umweltkunde". Stadt im Unterricht. Unterrichtseinheit: New York. Osnabrück 1976
- Raster, Bernhard: Die Stadt als Lebensraum. München 1980

- Reiß, Gunter: Stadt und Schule als "Erlebniswelten"? Vom sozialen und pädagogischen Ort zum ästhetischen Schau-Platz. In: Reiß, Gunter (Hg.): Schule und Stadt. Lernorte, Spielräume, Schauplätze für Kinder und Jugendliche. Weinheim 1995, S. 69-84
- Salzmann, Christian: Regionales Lernen und Lernstandorte in Stadt und Landkreis Osnabrück - Perspektiven des Osnabrücker Schulmodells: Regionales Lernen - Interkulturelle Erziehung - Humane Schule. In: Salzmann, Christian; Kohlberg, Wolf Dieter (Hg.): Modelle des regionalen Lernens und der Umwelterziehung in Europa. Zusammenfassender Bericht über das wissenschaftliche Symposium "Regionales Lernen im europäischen Horizont" vom 22.-24. Oktober 1987 an der Universität Osnabrück. Heinsberg 1989, S. 124-162
- Schramke, W (Hg.): Wohnen und Stadtentwicklung. Ein Reader für Lehrer und Planer. Teilband 1-2. Oldenburg 1979
- Schulte, Brigitta M: Ökologische Pädagogik. Versuch der Vermittlung einer Sichtweise am Beispiel des Stadt-Natur-Bezugs. In: Zeitschrift für Entwicklungspädagogik H.4 (1986), S. 5-7
- Schulte, Wolfgang: Lehrpfade zur Dorf- und Stadtökologie in Deutschland. Stand: Juni 1991 In: Natur und Landschaft H.11 (1991), S. 527-537
- Schwencke, Rüdiger: Grundzüge der Stadtentwicklung und des Städtebaus in Deutschland. Der städtische Lebensraum als Lernbereich. Band II. Bensheim 1981
- Spitzer, Klaus: Wie erleben Stadtkinder unsere Natur? In: Umweltlernen H.49/50 (1990):Stadt., S. 8-11
- Stadt im Unterricht. Werkstattbericht über ein curriculares Entwicklungsvorhaben der Fächer Geographie, Geschichte, Politische Wissenschaft. Stuttgart 1976
- Stadt Osnabrück; Aktionszentrum Dritte Welt; Terre des hommes (Hg.): Osnabrück - Menschen erkunden ihre Stadt. Osnabrück
- Stadt Osnabrück; Universität Osnabrück (Hg.): Bedrohte Natur 2/3 1990 Ökologische Entwicklung einer Stadt: "Sukzession" und "Klimax" (?) am Beispiel des Osnabrücker Stadtteils "Wüste". 1990
- Stichmann, Wilfried: "Umwelterziehung vor Ort" 3. Teil: Natur- und Umweltthemen aus dem eigenen Stadt- und Kreisgebiet. Erfahrungen und Inhalte eines Fortbildungsprogrammes für Lehrer aller Schulformen. In: LÖLF-Mitteilungen H.4 (1985), S. 23
- Stichmann, Wilfried; Ant, Herbert: Umwelterziehung vor Ort: Teil 2: Natur- und Umweltthemen aus dem eigenen Stadt- und Kreisgebiet. Erfahrungen und Inhalte eines Fortbildungsprogrammes für Lehrer aller Schulformen. In: LÖLF-Mitteilungen H.3 (1985), S. 23
- Sukopp, Herbert; Wittig, Rüdiger (Hg.): Stadtökologie. Stuttgart 1993
- Terhalle, Günter; Vergin, Ute: Sch..., Müll, Altlasten und was damit zu tun hat. Dokumente und Materialien zur Osnabrücker Stadtökologie. Osnabrück 1995
- Thiemann, Friedrich: Kinder in den Städten. Frankfurt 1988

- Thiemann, Friedrich: Kinder in den Städten. Sind sie nur Opfer der modernen Stadtentwicklung? In: Päd.extra & demokratische Erziehung H.3 (1988), S. 32-36
- Unterricht Biologie. H.143 (1989): Stadtökologie.
- Vogt, Dagmar: Ein Naturlehrpfad in der Stadt. In: Unterricht Biologie H.143 (1989), S. 48-49
- Windt, Alexander: Natur in der Stadt. Ravensburg 1980
- Windt, Alexander: Natur in der Stadt. Ravensburg 1980
- Wohnen und Bauen. Stadt-Land, Natur-Kultur, Wohnen-Arbeiten... Wohnen und Bauen. Stadt-Land, Natur-Kultur, Wohnen-Arbeiten... (Schwerpunktthema). In: Ökopäd, H.3 (1987)
- Wormbs, Brigitte: Durch Frankfurt durch. Auf der Suche nach der Natur in der Stadt. In: Wormbs, Brigitte (Hg.): Ortsveränderung. Frankfurt 1981, S. 99-125

Gerhard Becker

Städtische Umweltbildung zwischen urbaner Lebensqualität, umweltverträglichem Verhalten und Nachhaltigkeit.

1. Die Massenmedien und das lokale Defizit des wachsenden Umweltbewußtseins
2. Schere zwischen Umweltbewußtsein und umweltgerechtem Handeln
3. Was ist umweltgerechtes Verhalten in der Stadt?
4. Leitbild oder Leitbilder — Nachhaltigkeit!
5. Die plurale Ökologie der real existierenden Lebensstile
6. Urbane Lebensqualität - Freizeit - Gesundheit ...
7. Zur Schizophrenie umweltbewußten städtischen Lebens

Für eine städtische Umweltbildung in den Schulen, die sich nicht nur mit „der Natur“ außerhalb der Stadt beschäftigt, sondern auch und gerade mit der naheliegenden städtischen Umwelt und die die spezifisch städtische Natur¹ ernst nimmt, gibt es etliche, aus den verschiedensten Bereichen stammende Gründe: pädagogisch-didaktische, bildungspolitische, umweltpolitische, stadtentwicklungsplanerische und ökologisch-globalstrategische. Eine erhöhte Bedeutung hat eine demokratische, nachhaltige bzw. zukunftsfähige Stadtentwicklung durch die aktuelle Diskussion über „Sustainable Development“ erhalten. In der Studie des „Wuppertaler Instituts“² heißt es:

„Die Stadt als Lebensraum und als Organisationsform gesellschaftlichen Lebens und Handelns nimmt für eine zukunftsfähige Entwicklung einen hohen Stellenwert ein. Sie bildet wie die Region einen geeigneten Rahmen, in dem Probleme, die aus den sozialen, wirtschaftlichen und politischen Ungleichgewichten und den damit verbunden ökologischen Folgen unserer Gesellschaft resultieren, auf 'integrierte, ganzheitliche und nachhaltige Weise' gelöst werden können. Ohne eine umweltgerechte Entwicklung der Kommunen wird eine zukunftsfähige Entwicklung der Gesellschaft nicht möglich sein. Denn unsere Produktions- und Konsummuster sowie unsere Lebensstile sind städtischer Art und ohne Stadt als Produktions- und Gewerbestandort, als Marktplatz und kulturelles Zentrum, als Ausbildungs- und Qualifikationsort nicht vorstellbar. 'Ohne die aktive

¹ Inzwischen wächst im übrigen die Einsicht, daß der Lebensraum Stadt - trotz seinen spezifischen Belastungen und gravierenden Problemen - hinsichtlich der Vielfalt und klimatisch bedingten Besonderheiten von Lebensmöglichkeiten für eine zunehmende Anzahl von Tieren und Pflanzen dem (Um)Land überlegen ist. Man vgl. dazu das gerade erschienene Buch von Maxeiner/Miersch: Öko-Optimismus.

² BUND/MISEREOR: Zukunftsfähiges Deutschland. Ein Beitrag zu einer global nachhaltigen Entwicklung, Basel 1996, S. 252 ff

Einbeziehung der Städte werden wir nicht in der Lage sein, die nationalen und internationalen Ziele zu erreichen, die wir uns für eine nachhaltige Entwicklung gesetzt haben''

Weiter wird dort festgestellt werden, daß Anzeichen für eine kommunale zukunftsfähige Entwicklung gegenwärtig allerdings kaum vorhanden sind und daß die weiter voranschreitende Abnahme von Lebensqualität und die Zunahme physischer und psychischer Belastungen Stadtflucht fördert, die selbst weitere ökologische Probleme erzeugt. Über Umweltbildung und ihre mögliche Funktion wird in dieser Studie allerdings genauso wenig gesprochen wie in den zahlreichen Fachveröffentlichungen zur „ökologischen Stadterneuerung“, die unter diesem oder ähnlichen Titeln in den letzten Jahren erschienen sind. Dies ist erstaunlich, da dort häufig und zunehmend von der Notwendigkeit der Bürgerbeteiligung in den Stadtteilen gesprochen wird, die sich ohne eine entsprechende Umweltbildung doch kaum entfalten können. Schulische Umweltbildung hat in diesem Sinne nicht nur langfristige Bedeutung, sondern kann sich unmittelbar zu einem Instrument der demokratischen Mitbeteiligung von Kindern und Jugendlichen in ihrer Schule, ihrem Stadtteil und ihrer Stadt entfalten. Diese wäre angesichts einer städtischen Umwelt, die für Kinder und Jugendliche kaum Freiräume für Bewegung, Spiel und Naturerlebnisse enthält, von enormer Wichtigkeit und würde gleichzeitig die entwicklungspsychologische Chance einer Übernahme von Eigenverantwortung bieten.

Für NUSO war die zentrale Bedeutung einer ökologischen Stadtentwicklung für die Bewältigung der globalen ökologischen Krise ebenso Voraussetzung für die eigene, auf Stadt fokussierte Arbeit, wie die Unverzichtbarkeit einer entsprechend ausgerichteten Umweltbildung für eine zukunftsorientierte Stadtentwicklung.^{3 4}

An dieser Stelle kann und soll nicht systematisch auf umweltpädagogische Zielsetzungen und Methoden einer städtischen Umweltbildung eingegangen werden, sondern es werden lediglich einige grundlegende Probleme und Widersprüche angesprochen und teilweise auf das Thema „Leben und Wohnen“ bezogen:

³ vgl. Becker, Gerhard (Hg.): Stadtentwicklung im gesellschaftlichen Konfliktfeld. Naturgeschichte von Osnabrück, Pfaffenweiler 1991 oder zuletzt: Becker, Gerhard: Öffnung von Schule zur städtischen Umwelt als Aufgabe kommunaler Bildungspolitik und regionaler Vernetzung, in: Carle, U. (Hg.): Gesunde Schule, Osnabrück, 1995, S. 31 ff

⁴ Erstaunlich ist, daß es bundesweit immer noch erst wenige Ansätze städtischer Umweltbildung gibt, mit denen NUSO zum Teil in Kontakt steht.

Photostandorte -

1. Die Massenmedien und das lokale Defizit des wachsenden Umweltbewußtseins

Empirische Untersuchungen zeigen, daß das Umweltbewußtsein der Bevölkerung weiterhin steigt.⁵ Daran haben auch die in der politischen Diskussion in den Vordergrund getretenen Themen wie Arbeitslosigkeit, Deutsche Einheit, Asylprobleme, staatliche Sparprogramme u.ä., nichts geändert. Ein besonders entwickeltes und verbreitetes Umweltbewußtsein trifft man in altersgemäßer Form bei Kindern und Jugendlichen an. Dabei kann man meiner Auffassung nach kaum davon ausgehen, daß die schulische Umweltbildung, die meist noch ein Schattendasein fristet, auf die Gesamtschülerschaft der letzten 10-15 Jahre bezogen, einen wesentlichen Beitrag geleistet hat!⁶

Bekannt ist, daß allgemein die Massenmedien, insbesondere das Fernsehen, eine positive Rolle bei der Entwicklung von Umweltbewußtsein der Bevölkerung spielen, das allerdings sehr unterschiedliche Formen und Intensitäten annimmt. Zu vermuten ist, daß dies in entsprechender, u.a. altersspezifischer Modifizierung und Differenzierung auch bei der nachwachsenden Generation der Fall sein wird.⁷

These 1: Die dominierende Rolle des Fernsehens und anderer Massenmedien bei der Bildung von Umweltbewußtsein prägt deutlich seine Struktur: Es bezieht sich vorwiegend auf fernliegende und allgemeine Umweltprobleme mit geringer Handlungsrelevanz für den einzelnen!

Ein Effekt dieses Charakters unserer Massenmedien, die die konkreten Adressaten und dessen Handlungssituation strukturell vernachlässigt, ja wohl vernachlässigen muß, scheint darin zu bestehen, daß die meisten BürgerInnen von fernen Problemen nicht nur mehr wissen (wie fundiert auch immer) und/oder emotional berührt sind, sondern, daß sie die Umweltprobleme überall für gravierender halten als in der eigenen Lebenswelt!! Diese Sichtweise, die z.T. auch eine Art psychologisch verständliche Verdrängung (s.

⁵ Diese Aussage gilt fast unabhängig davon, wie man diesen sehr unterschiedlich verwendeten Begriff definiert, der gegenüber dem Umweltwissen immer auch Einstellungen und emotionale Elemente zu Umweltproblemen enthält. Zu berücksichtigen ist dabei, daß Umweltprobleme nicht einfach durch (wissenschaftliche) Erkenntnisse vorhanden sind, sondern erst durch gesellschaftliche Kommunikation darüber erzeugt werden!

⁶ Dem widersprechen nicht die empirischen Untersuchungen zur schulischen Umweltbildung, die zwar eine allmähliche Zunahme von Umweltbildung feststellen, die aber noch keinen Schluß auf die tatsächliche Wirkung auf die Wirkung zulassen.

⁷ Zur Frage der Einflußfaktoren für das Entstehen von Umweltbewußtsein bei Kindern und Jugendlichen gibt es noch kaum empirische Untersuchungen, obwohl diese für die schulische Umweltbildung sehr wichtig wären!

Abschnitt 7. über die Schizophrenie des modernen städtischen Bewußtseins und Lebens) darstellt, trifft auch bei allgemeinen Umweltproblemen zu. So sind die meisten Bundesbürger der Meinung, daß der Straßenlärm *allgemein* immer mehr zunehme, gleichzeitig sind sie jedoch der Meinung, daß sie persönlich in ihrem Lebensbereich davon weniger belästigt werden. Bezogen auf die Gesamtheit dieser Bürger(innen) ist dies ein offensichtlicher, logischer Widerspruch und widerspricht auch empirischen Untersuchungen zum städtischen Lärm.⁸

Diese Bewußtseinsstruktur hat in der Tendenz **fatale Konsequenzen**: Im Nahbereich braucht man nichts zu machen, man weiß davon wenig und/oder es ist ja auch nicht so schlimm; bei den großen und fernen Umweltproblemen kann man als Einzelner ohnehin nichts machen ...

Wer sich als Lehrer(in) oder Bürger(in) selbstkritisch fragt, inwieweit er die Umweltsituation in seiner eigenen Wohnumgebung, Stadt oder Region bewußt wahrnimmt, davon Kenntnisse und darauf bezogenes lokales Umweltbewußtsein hat oder gar praktisches Engagement zeigt, dürfte in der Regel eine erhebliche Differenz zu seinem allgemeinen Umweltwissen und Bewußtsein feststellen. Eine wichtige Erklärung könnte die Wirkung der Massenmedien hergeben! (s. auch 7.)

Es ist zweifelhaft, ob dies bei Kindern und Jugendlichen anders ist, in praktischen Unterrichtsprojekten wird es sich zeigen und sollte durchaus thematisiert werden. Jedenfalls kann nicht vorausgesetzt werden, daß die konkrete Osnabrücker Umwelt und Natur oder auch nur die nähere Schul- oder Lebensumgebung den SchülerInnen *subjektiv* so nahe steht und bekannt ist, wie es räumlich der Fall ist und didaktisch doch von so großem Vorteil wäre. Dies kann und muß ein wesentliches Ziel von lokaler Umweltbildung sein, die gleichzeitig auch an die Massenmedien anknüpfen sollte.

These 2: Im Hinblick auf das heute weitgehend von den Massenmedien geprägte Umweltbewußtsein sollte schulische Umweltbildung einerseits Schwergewicht auf lokale Themen legen (ein weiterer Grund!), andererseits nicht versuchen, mit den Massenmedien in den Feldern zu konkurrieren, wo diese eindeutig überlegen sind. Eine sinnvolle Arbeitsteilung könnte wünschenswerte Synergieeffekte erzeugen.

⁸ s. Haan/Kuckartz: Phänomene des Umweltbewußtseins, in: Greenpeace (Hg.): Neue Wege der Umweltbildung, Göttingen 1995, S. 16ff

2. Schere zwischen Umweltbewußtsein und umweltgerechtem Handeln

Auch wenn die Rolle der Massenmedien zur dieser eher wachsenden Schere beiträgt, gibt es andere Gründe für das Zurückbleiben des umweltgerechten Handelns, die entscheidender sind: Ein wie auch immer geartetes Umweltbewußtsein ist nur ein (vermutlich sogar kleiner) Faktor für die Bestimmung des persönlichen Handelns und Verhaltens in den verschiedenen Alltagsbereichen, z.B. Freizeit, Ernährung, Verkehr, Wohnen, Arbeiten. Außerdem widerspricht Umweltbewußtsein in vielen Punkten diametral tief verankerten „Leitbildern“ und Motiven von städtischem Leben, wie „Freiheit“ (als Beliebigkeit), „Unabhängigkeit“ (als Egoismus und Verantwortungslosigkeit), „Ver- und Entsorgungssicherheit“ (als Gedankenlosigkeit und Bequemlichkeit), „gutes Leben“ (u.a. als abfallintensiver Massenkonsum) u.ä., die in entsprechenden Vorstellungen von „Lebensqualität“ zum Ausdruck kommen. Immerhin hat das praktische Leben dieser u.ä. Leitbilder wesentlich zur Ökologischen Krise der Städte beigetragen!

Schon von daher ist es im Grunde nicht erstaunlich, daß fast alle empirischen Untersuchungen folgende Ergebnisse haben, die für Umweltpädagogen, die vor allem die Vermittlung von Umweltbewußtsein und darüber ein umweltgerechtes Verhalten fördern wollen, sehr ernüchternd ausfallen:

These 3: Es gibt nur einen geringen Zusammenhang zwischen Umweltbewußtsein und umweltgerechtem Handeln, zwischen Umweltwissen und entsprechendem Umweltverhalten gibt es sogar überhaupt keinen kausalen Zusammenhang.

Höheres Umweltbewußtsein impliziert also nicht notwendig besseres Umweltverhalten, schon gar nicht in allen Alltagsbereichen. Umgekehrt ist umweltgerechtes Verhalten nicht notwendig Ausdruck von besonders entwickeltem Umweltbewußtsein, es kann auch ganz anderen Motiven entspringen. Das Umweltwissen, dessen Aneignung meist im Mittelpunkt traditioneller Umwelterziehung steht und das sogar meist auf naturwissenschaftliches Wissen reduziert wird, ist — zumindest für sich allein — sogar bedeutungslos, was im Grunde schon seit der Diskussion um das gesundheitsschädliche Rauchen bekannt ist. Daraus folgt nicht der Verzicht auf Wissensvermittlung, auch nicht die endgültige **Resignation als Lehrer(in)**, eher kann man diese Befunde insofern auch **entlastend** interpretieren, als sie es sinnvoller erscheinen lassen, realistische Ziele für Umweltbildung zu setzen. Dies ist eine Konsequenz, die man auch aus einem Teil der weiteren Überlegungen ziehen kann.

These 4: Die Vermittlung von umweltrelevantem Wissensbeständen im Fachunterricht sollte eine Selbstverständlichkeit eines modernen Unterrichts sein, mit Umweltbildung hat dies jedoch kaum etwas zu tun!

Für eine von überhöhten Ansprüchen befreite Umweltbildung kann man daraus verschiedene **Konsequenzen** ziehen: Lokale und alltagsbezogene Themen bieten eine größere Chance, wenigstens einen Teil der Zusammenhänge zwischen persönlichem Verhalten bzw. eventuellen Verhaltensänderungen gegenüber Natur und Umwelt einerseits und den Konsequenzen für die ökologische Situation und die eigene Lebensqualität (s.u.) andererseits direkt zu erfahren und im Hinblick auf die bewußtzumachenden tatsächlichen Handlungsmotive und Hemmnisse für ökologisches Verhalten selbstkritisch und untereinander vergleichend zu reflektieren.

These 5: Die schulische Behandlung von lokalen Themen sollte aus pädagogischer Sicht alltags- und handlungsbezogen sein, d.h. Gegenstände sollten primär Handlungszusammenhänge der Lernenden sein und nicht abstrakte lokale Sachthemen, schon gar nicht aus Schulfächern in ihrer traditionellen Verfassung.

Bei Schülern bieten sich vor allem die verschiedenen konkreten Freizeitbeschäftigungen und -bereiche an, die meist eine hohe Umweltbedeutung haben und von denen man deshalb vielfältige Beziehungen zu ökologischen Problembereichen und Themen der Stadt gezogen werden können.

Eine fundamentale **Schwierigkeit** bei der **lokalen Problemwahrnehmung** ist allerdings, daß Handlungsfolgen häufig nicht sinnlich wahrnehmbar sind oder durch stadtgestalterisch/bauliche Maßnahmen „unsichtbar“ gemacht wurden (Abwasser-, Müllentsorgung...), weil sie an anderem Ort oder zu einer erheblich späteren Zeitpunkt auftreten oder weil sie von vielen anderen Faktoren mit beeinflußt werden. Dies stellt einerseits eine große didaktische Herausforderung einer lernortbezogenen Umweltbildung in den Bildungsinstitutionen dar, andererseits auch eine Aufgabe von Stadtgestaltung und Transparenz schaffender kommunaler Umweltpolitik!

3. Was ist umweltgerechtes Verhalten in der Stadt?

Wenn Handlungszusammenhänge im Vordergrund von Unterrichtsprojekten stehen sollen, schließt sich die Frage an, was umweltgerechtes Verhalten denn inhaltlich bedeutet und wer es eigentlich festlegen soll. In der Regel wird unausgesprochen unterstellt, daß es im Prinzip ein eindeutig bestimmbares, optimal umweltgerechtes Verhalten gibt, das letztlich auch das Ziel oder Leitbild von schulischer Umweltbildung ist oder sein müßte. Bei genauerer Prüfung von möglichen Verhaltenszielen, muß man zugestehen, daß es in den vielleicht meisten Fällen keine eindeutige Begründbarkeit von ökologisch optimalem Einzelverhalten gibt (verschiedene ökologische Ansprüche können sich beispielsweise widersprechen) und daß sich die Einschätzung auch im Laufe der Zeit ändern kann. Dafür gibt es gerade in der Alltagspraxis, z.B. im Bereich Ernährung (mit den ständig wechselnden Erkenntnissen und Skandalen), gute Beispiele. Nimmt man die konkrete Alltagspraxis und ihre Bedingungen ernst, dann ergeben sich weitere Schwierigkeiten der allgemeinen Definition und Festlegung von umweltgerechtem Verhalten, das doch herkömmliche Umweltbildung anstreben will:

Bürger A., der in seiner näheren Wohnumgebung keine Erholungsräume zur Verfügung hat, setzt sich in sein Auto, um mit öffentlichen Verkehrsmitteln vielleicht nicht oder nur schwer zu erreichende Naherholungsgebiete zu erreichen. Dort hat er darüber hinaus Naturbegegnungen, die vielleicht sein ökologisches Bewußtsein entwickeln helfen und ihn vielleicht später zu Naturschutzengagement im Naherholungsgebiet aktivieren. Da unser Bürger ein Auto für seinen ungünstig gelegenen Arbeitsplatz benötigt, aber nur über ein geringes Einkommen verfügt, kann er sich zwar kein moderneres, umweltfreundlicheres Auto leisten, aber auch keine weiten Urlaubsreisen per Auto mit seiner Frau und seinen Kindern. Ökokost für die ganze Familie ist ebenfalls zu teuer. Die häufige Fahrt ins Naherholungsgebiet, die für sich gesehen keine nennenswerte negative ökologische Wirkung hat, wird zum Problem, wenn viele Bürger das Gleiche tun, zumal dann auch das Naherholungsgebiet selbst gefährdet und in seiner Funktion als Stätte der Erholung und des Naturerlebens beeinträchtigt wird.

Bürger B. wohnt in einem günstig gelegenen Villenviertel, besitzt aus ökologischer Überzeugung kein Auto. Er kommt mit seinem teuren Mountain-bike aus, mit dem er die Einkäufe auf dem Wochenmarkt und im Naturkostladen erledigt und sportliche Fahrten zu und durch die Naherholungsgebiete durchführt. Auf dem Weg dahin wird er sehr durch die vielen Autofahrer belästigt, die sich auf dem Weg zu Spaziergängen am Abend oder Wochenende befinden. Aus beruflichen Gründen und wegen seines umweltpolitischen Engagements ist Bürger B. sehr viel unterwegs und muß große Entfernungen überwinden. Auch bei seinen 2-3 jährlichen Urlaubsreisen, die ihn mit seiner Frau häufig in naturnahe Gebiete rund um den Globus führen, muß er aus Gründen der knappen Zeit und persönlichen Erholung das Flugzeug benutzen.

Handelt eigentlich Bürger A. oder Bürger B. umweltgerechter und was hat das mit dem jeweiligen persönlichen Umweltbewußtsein zu tun? Was sind die Ursachen, welche Faktoren steuern das Umweltverhalten von A. und B. eigentlich? Gäbe es überhaupt für die

beiden ein optimales ökologisches Verhalten? Soll A. auf Kosten von Gesundheit und Lebensfreude auf seine Fahrten ins Naherholungsgebiet verzichten, soll B. vielleicht seinen Beruf und seine umweltpolitische Arbeit aufgeben? Beides hätte zweifellos ökologische Nachteile! Wie sieht es mit einer persönlichen Gesamtökobilanz aus, ist die von B. besser als die von A. oder vielleicht sogar umgekehrt? Inwieweit und mit welchem Recht könnte man hier allgemeine öko-moralische Grundsätze anwenden?

Diese und andere konstruierbare Beispiele lassen sich nicht nur beliebig ausbauen und mit widersprüchlichen Situationen und ökologisch inkonsequenten Verhaltensweisen versehen, sie sind typisch für reale Menschen und Alltagssituationen. Entsprechende Beispiele lassen sich auch im Bereich des alltäglichen Verhaltens von Schülern finden und diskutieren. Welche Konsequenzen kann man daraus für die Zielsetzung und Gestaltung der Umweltbildung ziehen?⁹

Schon die Alltagserfahrung zeigt, daß unser tägliches umweltbezogenes Verhalten in der Tat von vielen Faktoren gesteuert wird (Zeit, Geld, Tradition, Einstellungen/Werte,...), daß „ökologiefremde **Handlungsbarrieren**“ existieren. Gleichzeitig zeigen Erfahrungen, daß es zwischen verschiedenen Personen nicht nur erhebliche Unterschiede im Verhalten gibt, sondern auch der Wirksamkeit verschiedener Faktoren auf das Verhalten und schließlich auch, daß es hier sogar innerhalb einer Personen zeitabhängige Unterschiede gibt und auch Unterschiede zwischen verschiedenen umweltrelevanten Verhaltensbereichen! Beispiel: Wer abfallbewußt handelt, muß noch lange kein umweltgerechtes Verkehrsverhalten an den Tag legen und umgekehrt.

Fragen:

- Gibt es überhaupt einen absoluten Maßstab für Umweltverhalten, z.B. im Verkehrsreich? Formulierungen wie umweltgerecht oder -verträglich unterstellen dies? Bescheidener sollte man nur im Komperativ, als „umweltverträglicher“ o.ä. sprechen?
- Kann und soll man die nichtökologischen Handlungsfaktoren eigentlich generell als zu überwindende Barrieren und Hemmnisse bezeichnen oder können sie in irgend einem Sinne auch „legitim“ sein, weil sie sich zum Beispiel aus einem wie immer verstandenen Anspruch auf Lebensqualität begründen können, der nicht kompatibel mit Umweltzielen im engeren Sinne sein muß?
- Besteht dann aber umgekehrt die Gefahr der Beliebigkeit von Umweltverhalten?
- Wie kann man die „Nachhaltigkeit“ der Stadtentwicklung und unserer globalen Gesamtentwicklung trotzdem erreichen?

⁹ Andererseits kann man auch die **Frage stellen**, inwieweit verändertes Umweltverhalten überhaupt Ziel von Umweltbildung sein kann und soll und wenn ja, Verhalten in welchem Sinne? Sicherlich kann es allenfalls um **Verhaltensdispositionen** gehen!

Schon die bisherigen Überlegungen sprechen für folgende These, die auch durch noch anzusprechende Aspekte unterstützt wird.

These 6: Die Annahme eines allgemeingültigen Umweltbewußtseins und daraus ableitbaren situationsunabhängigen, moralisierte Maximen für persönliches Umweltverhalten (z.B.: „Benutzt keinen PKW, sondern nur ÖPNV oder Fahrrad!“) oder eines bestimmten Verhältnisses zur „Natur“, das Ziel (schulischer) Umweltbildung sein könnte, ist sinnlos und sollte deshalb aufgegeben werden.

4. Leidbild oder Leitbilder — Nachhaltigkeit!

Wenn man schon die allgemeingültigen Verhaltensziele aufgeben muß, stellt sich die Frage, ob es nicht etwas allgemeiner Leitbilder geben könnte oder gibt, die auch mit Umweltbildung unterstützt werden? Zunächst aber die Frage, ob denn eigentlich die herkömmliche Umweltbildung und Umweltpolitik, soweit sie sich grundlegende Veränderungen vorgenommen hat, überhaupt ein Leitbild hat? Ist es vielleicht „der“ Mensch, der durch sein (Nicht)Verhalten der Natur am wenigsten schadet, am wenigsten Ressourcen verbraucht, also die beste Öko-Bilanz seines Verhaltens aufweist? Vermutlich repräsentieren die bedauernswürdigen Obdachlosen in unserem Lande am besten eine solches Maximal-Leitbild, allerdings ohne dazu das geringste Umweltwissen und -bewußtsein zu benötigen. Sicherlich ist ein solches Leitbild oder jedes, das in diese Richtung tendiert, weder attraktiv (eher Leidbild!) noch damit politisch und gesellschaftlich mehrheitsfähig. Seine genannte Extremform wird zwar von niemanden angestrebt, aber was ist sonst ein oder das ökologische Leitbild, das auch einer erfolgversprechenden Umweltbildung zugrundegelegt werden kann? Zunächst muß man konstatieren:

These 7: Die Umweltbildung besitzt kein umsetzbares oder orientierendes Leitbild.

Zur Frage von Leitbildern oder etwaigen begründbaren Kriterien des Umweltverhaltens hierzu hat die schon zitierte Studie „zukunftsfähiges Deutschland“ einen wichtigen Diskussionsbeitrag geliefert. Es werden aus der Perspektive einer insgesamt gerechten und überlebensfähigen Welt quantitativ-stoffliche Reduktionsziele des Umweltverbrauchs für Deutschland „berechnet“ und vor dem Hintergrund qualitativ-historischer Betrachtungen unterschiedliche Leitbilder („Entschleunigung“, „Gut leben statt viel haben“ (Neues Wohlstandsmodell) ...) entwickelt, über die die Zukunftsfähigkeit erreicht werden kann. Das Besondere sind weniger die Leitbilder als solche, über deren inhaltliche Seite man streiten kann und muß, sondern, daß davon ausgegangen wird, daß der angestrebte

Wandel zur Nachhaltigkeit ein vielstimmiger und ungleichzeitiger Prozeß sein wird, der auch nicht zentral gesteuert werden kann, der deshalb auch widersprüchlich verlaufen wird und Rückschläge erfährt — hoffentlich nur temporärer Art. Die Leitbilder werden verstanden als „Gestaltungsentwürfe für Akteure in unterschiedlichen sozialen Feldern — Unternehmer, Konsumenten, öffentliche Versorger, Gesetzgeber, Städter, Bürger in ländlichen Gebieten, entwicklungspolitisch Engagierte“ (S. 152). Diese und andere Akteure werden die Leitbilder in ihrer Praxis in *unterschiedlichsten* Formen umsetzen, vermutlich auch die Leitbilder weiterentwickeln oder modifizieren, allerdings muß gewährleistet sein, daß der „Umweltraum“ als Handlungsrahmen und Grenze nicht überschritten wird.¹⁰

Bisher gibt es noch keine Auswertung dieser Studie für die Umweltbildung¹¹, für besonders wichtig halte ich den Gedanken der Differenzierung, der Abschied nimmt von einheitlichen, „umweltgerechten“ Handlungszielen für alle, letztlich muß nur die Öko-Bilanz des tatsächlichen Verhaltens mit der wie auch immer begründeten Zukunftsfähigkeit kompatibel sein. Freilich entsteht hier ein riesiges pädagogisches Problem: der für Europäer zukünftig radikal begrenztere „Umweltraum“ widerspricht extrem allen jetzigen Lebensstilen, besonders in den Städten! Wie ist dieser anders zu vermitteln als über eine allgemeine ökologische Moral, die insbesondere eine Solidarität gegenüber der Dritten Welt einschließt?

5. Die plurale Ökologie der real existierenden Lebensstile

Bei genauerer Betrachtung von empirisch vorhandenen Umgangsweisen mit Natur und Umwelt und den dahinterstehenden Motiven, Einstellungen, Handlungsbarrieren usw. stellt man eine ungeheuere Vielfältigkeit fest, die im übrigen wichtiger „reflexiver“ Unterrichtgegenstand bezogen auf die jeweilige Lerngruppe sein sollte. In einem kleinen Exkurs soll kurz der Frage nachgegangen werden, welche (wiss.) Erklärungen für diese Aufdifferenzierungen der Verhaltensmuster es eigentlich gibt?¹²

¹⁰ „der Umweltraum bezeichnet den Raum, den die Menschen in der natürlichen Umwelt benützen können, ohne wesentliche Charakteristika nachhaltig zu beeinträchtigen. Der Umweltraum ergibt sich aus der ökologischen Tragfähigkeit der Ökosysteme, der Regenerationsfähigkeit natürlicher Ressourcen und der Verfügbarkeit von Ressourcen“ (BUND/MISEREOR, a.a.O., S. 27)

¹¹ Eine von den BUND/MISEREOR zusätzlich in Auftrag gegebene Studie über die pädagogischen Möglichkeiten zur „Zukunftsfähigkeit“ liegt zwar vor, wird aber leider nicht veröffentlicht. Sie enthält meiner Ansicht nach allerdings auch keine besonders neuen Erkenntnisse und Vorschläge!

¹² vgl. Reusswig: Lebensstile und Ökologie. Frankfurt 1993

Exkurs: Wenn man versucht, die Faktoren für Verhalten (u. Bewußtsein) zu analysieren, stellt man fest, daß die traditionellen soziologischen Muster (Einkommen, Alter, Bildungsabschluß, Geschlecht) nicht mehr oder nur noch sehr bedingt gelten - hier unterscheiden sich die verschiedenen Theorieansätze. Es zeigt sich, daß dies auch für den Bereich des Verhaltens und Verhältnisses gegenüber bzw. zur Natur und Umwelt gilt, für den es bisher allerdings noch wenige spezielle und systematische Untersuchungen gibt. Für die etwas allgemeinere soziologische Fragestellung hat deshalb in den letzten Jahren ein altes Theoriekonzept wieder an Bedeutung gewonnen: **Lebensstile**. Hier werden Kataloge von Typen von alltäglichen Verhaltensmustern nebst entsprechenden Bewußtseinsformen und Wertorientierungen entwickelt. Leider gibt es zahlreiche, sehr unterschiedliche Theorieansätze, die sich in Zahl der Lebensstiltypen und der Dimensionierung unterscheiden und für die es mehr oder weniger überzeugende empirische Belege gibt. Vielfach spielt das Konsumverhalten eine zentrale Rolle, was in unserer Gesellschaft nicht wundert und auch mit entsprechenden Auftraggebern vieler Studien zu tun hat (Markt- und Konsumforschung, Marketing!). Ein grundlegendes Unterscheidungsmerkmal verschiedener Ansätze liegt in der Bedeutung des subjektiven Faktors, d.h. der Berücksichtigung der Selbstsicht der Untersuchten. Ein Beispiel eines solchen Konzeptes ist das von Gerhard Schulze („Erlebnisgesellschaft“), das zudem noch eine historische Tendenz zur Bedeutung der Erlebnisdimension in allen „Milieus“ feststellt bzw. behauptet.

Fazit: Viele Lebensstilkonzepte und -kataloge sind insofern aufschlußreich, als sie mehr oder weniger umweltbezogene Verhaltens- und Bewußtseinsmuster typisieren. Obwohl es noch kaum Ansätze einer spezifischen, auf Umweltverhalten bezogenen Lebensstilforschung gibt, kann man aus der Auswertung allgemeiner Untersuchungen der soziologischen Lebensstilforschung einige für manchen Umweltpädagogen überraschende Ergebnisse feststellen, die auch für die Umweltbildung nicht ohne Konsequenzen sein können:

Empirische Untersuchungen zeigen eindeutig, daß man nicht von einer generellen Tendenz zum „Postmaterialismus“, der „ökologische Werte“ einschließt, ausgehen kann, wie man es in den 70er Jahren und zu Beginn der 80er Jahre noch durchaus begründet geglaubt hat. Die Empirie weist auf eine deutliche Mischung von Wertorientierungen und Verhaltensmustern hin: Das ehemals „postmaterialistische Milieu“ (weitgehend identisch mit dem grün-alternativen Milieu und Lebensstil) schrumpft bzw. steht zu partiellen „materialistischen“ Werten. Andere Milieus übernehmen aus sehr unterschiedlichen Motiven ökologische Werte und Verhaltenssequenzen. Diese Mischformen kann man kaum noch als Übergangsformen auf dem Weg zu einem eigentlichen Ziel verstehen. Sie entziehen sich unter ökologischen Kriterien einer hierarchischen Bewertung im Sinne eines „Besser-schlechter“.

These 8: Die wachsende Pluralisierung, Individualisierung und Enttraditionisierung von alltäglichen Verhaltensweisen erzeugt Lebensstiltypen mit unterschiedlichen Mischungen von ökologischem Bewußtsein und Verhalten, die die auch be-

reichs- und zeitspezifische Differenzierungen und zum Teil bewußt gelebte Widersprüche aufweisen („Konsumgenuß und Ökologie“). Diese „plurale Ökologie der Lebensstile“ wird zunehmend zum Normalfall der gesellschaftlichen Entwicklung.

Erwähnenswert sind dabei zwei grundsätzliche unterschiedliche positive Verknüpfungen von Ökologie und Lebensstilen: den hierarchisch-konservativen, der die Natur für stabil und streng naturgesetzlich determiniert, aber gefährdet hält, weshalb die Natur Schutz und Hilfe braucht, er selbst Ordnung, Eingebundenheit, Routinen (feste Regeln). Der egalitär/alternative Lebensstil hält die Natur für instabil und stark bedroht, sie braucht ebenso Befreiung wie der Lebensstil!

In Analogie zu These 6 formuliere ich hinsichtlich der Lebensstile:

These 9: Die Abschaffung „unseres“ Lebensstils und die Förderung eines bestimmten ökologischen Lebensstils als „des“ neuen Lebensstils¹³, der Versuch, die ausdifferenzierende Vielfalt von Lebensstilen mittels Umweltbildung und Umweltpolitik zu vereinheitlichen, wäre undemokratisch, gesellschaftlich unrealistisch und widerspräche im übrigen auch dem Gedanken der Erhaltung der Vielfalt in der (naturw.) Ökologie.

Der eigentliche Bezugspunkt der Forderung nach einem Lebensstilwandel im Singular, ist die **gesamtgemeinschaftliche Lebensweise**, verstanden als das dominante Muster aus Produktion, politischer Regulation und kulturellen Definition der ganzen Gesellschaft, sie konstituiert sich aus der Gesamtheit der aufdifferenzierten Lebensstile und ihren Zusammenhängen. Die Lebensweise zu ändern erfordert jedoch eine ganze Reihe sehr unterschiedlicher wirtschaftlicher, sozialer, politischer und kultureller Maßnahmen, die über die konkreten Vorschläge zum Lebensstilwandel hinausgehen.

Für den konkreten Prozeß der Umweltbildung des einzelnen Lernenden kommt es ja auf die Vermittlung der gesellschaftlich zahlreich vorhandenen, wie auch immer gearteten ökologischen Leitbildern, Lebensstilen mit den je persönlichen Lebensverhältnissen an, mit all den jeweiligen subjektiven Handlungsbarrieren für umweltgerechteres Verhalten und den subjektiven „Sinnstrukturen“ von bisherigem „umweltschädlichem“ Verhalten. Diese Vermittlung erfolgt durch pädagogisch geförderte „Selbstreflexion“ und durch kommunikativ hergestellten oder beobachteten Vergleich mit anderen Lernenden oder

¹³ Sinngemäß nach Reusswig, a.a.O.

Bürgern. Besser als durch allgemeine öko-moralische Appelle und Verhaltensvorschriften sind die ökologischen Probleme handlungsbezogen dadurch mit der tatsächlichen Lebenssituation der Menschen vermittelbar, so daß eher die Chance auf eine tatsächliche Verhaltensänderung besteht.

6. Urbane Lebensqualität - Freizeit - Gesundheit ...

Die Attraktion städtischen Lebens als eines „guten“ Lebens ist vermutlich so alt wie die Städte selbst und umfaßt im Laufe der Geschichte verschiedene Vorstellungen davon, die allerdings meist nur von kleinen Gesellschaftsschichten tatsächlich realisiert werden konnten. Mit der Industrialisierung und der damit einhergehenden explosionsartigen Entwicklung der Städte in Deutschland wurde städtisches Leben in weiten bürgerlichen Bevölkerungskreisen zum Sinnbild schlechten Lebens, was zu den bekannten städtebaulichen Reformbemühungen der letzten 100 Jahre und etlichen Erfolgen führte. In jüngerer Zeit gewinnt der Begriff der Lebensqualität in der stadtentwicklungspolitischen Diskussion, aber auch im Alltag vieler Menschen, an Bedeutung. Früher wurde darunter überwiegend der Aspekt der Vermehrung von Gütern und Dienstleistungen und dem Zugang zu diesen verstanden. Mit der massiven Steigerung des materiellen Lebensstandards breiter Bevölkerungsschichten kam die damit einhergehende ökologische Krise, die in den Städten besonders drastische Formen annahm, immer mehr zu Bewußtsein. Immer mehr Bürger stellten sich die Frage, inwieweit Wachstums- und Konsumsteigerungen noch zu einer Erhöhung einer nun umfassender verstandenen Lebensqualität beitragen können. Zu den Bedingungen von Lebensqualität werden üblicherweise verschiedene Bereiche gezählt, zu denen neben sozialen Aspekten in unserem Kontext auch die ökologische Situation, das Wohnumfeld und die Gesundheit gehören.

Der von der OECD entwickelte Ansatz beinhaltet beispielsweise neun Bereiche, die für die Bestimmung von Lebensqualität von Bedeutung sind: Gesundheit; Entwicklung der Persönlichkeit durch Bildung; Arbeit und Qualität des Arbeitslebens; Zeitverwendung und Freizeit; persönliche ökonomische Situation; physische Umwelt; soziale Umwelt; persönliche Sicherheit und Rechtspflege; gesellschaftliche Chancen und Beteiligung.

In jüngerer Zeit werden immer stärker Kategorien des subjektiven Wohlbefindens der Befriedigung immaterieller Bedürfnisse in den Begriff „Lebensqualität“ integriert, d.h. Lebensqualität beruht sowohl auf objektiv beobachtbaren Lebensbedingungen, insbesondere der Umweltqualität (Luftverunreinigungen, Lärmbelastigungen) des Wohnumfeldes als auch den individuellen Bewertungen der Lebensbedingungen, was deutlich macht,

daß die Steigerung an Produktion, Gewinn und Konsum nicht zwangsläufig zu einer Steigerung des subjektiven Wohlbefindens führt. Persönliche Lebensqualität resultiert also aus dem Vergleich von individuellem Anspruch zur jeweils empfundenen Umgebungsrealität. Ein unterschiedlich hohes Anspruchsniveau begründet die Tatsache, daß die Lebensqualität in derselben Umgebung von verschiedenen Personen unterschiedlich hoch eingeschätzt werden kann.¹⁴

Der für die Zukunft urbanen Lebens so wichtige Begriff der Lebensqualität, auf den schon in vorigen Abschnitten Bezug genommen wurde, zeigt ähnliche Differenzierungen und subjektive Bestimmungsmomente wie der des Lebensstils. Er eignet sich deshalb hervorragend für pädagogische Arbeit. Was auch immer „ökologische Urbanität“ oder „ökologische Lebensqualität“ inhaltlich heißen mag, klar ist, daß nicht nur ökologische Aspekte (etwa im Sinne der naturw. Ökologie) diese bestimmen können und werden.

These 10: Städtische Umweltbildung ist letztlich nicht abgrenzbar zu einer notwendigen, allgemeinen Bildung für eine vielfältige Lebensqualität in einem zukunftsfähigen urbanen Leben.

Zwischenbemerkung: „ökologische Lebensqualität“ oder „ökologische Urbanität“ zwar sinnvolle Begriffe, weil sie symbolisch eine Lösungsperspektive oder einen Lösungswillen anzeigen. Sie haben jedoch einen vielleicht vorschnell harmonisierenden Charakter, der verdeckt, daß noch keine Lösungen sich abzeichnen, ja daß es ohnehin keine widerspruchsfreien Lösungen wird geben können: Ökologische Urbanität bedeutet einen ständigen konflikthaften Prozeß der Konstituierung von individuellen und gesellschaftlichen Verhältnissen und Beziehungen zur Natur in einem städtischen Lebensraum und auch außerhalb.

Statt den umfassenden Bereich der städtischen Lebensqualität zum Ausgangspunkt von Überlegungen und von praktischer Umweltbildung zu machen, kann man auch speziellere Bereiche wählen, die alle eine lebensstilspezifische und letztlich individuelle Differenzierung kennen und deshalb entsprechend pädagogisch thematisiert werden sollten.

¹⁴ In der Stadtentwicklungsdiskussion erhält als weiterer Aspekt Lebensqualität als (ökonomischer) „Standortfaktor“ schnell wachsende Bedeutung, der mit Sicherheit nicht identisch ist mit berechtigten Lebensqualitätsansprüchen der breiten Bevölkerung und der deshalb latente Konflikte in der Stadt erzeugen kann.

These 11: Für eine alltags- und subjektbezogene, lokale Umweltbildung eignen sich z.B. folgende Bereiche: Freizeit, Wohnung/Garten, Versorgung, Erholung (im Wohnumfeld, Naherholung und Urlaub)¹⁵, Gesundheit, aber auch Arbeit/Beruf, nicht zuletzt Schule/Bildung und schließlich den Verkehr¹⁶, der alles verbindet und derzeit noch gefährdet.

7. Zur Schizophrenie umweltbewußten städtischen Lebens

Wer bei der Befriedigung eigener Bedürfnisse, etwa im Freizeitbereich oder Ernährungsbereich aufgrund seines Umweltwissens feststellt, daß dies ökologische Folgen hat, die er wegen seines allgemeinen Umweltbewußtseins nicht will, befindet er sich in einem Dilemma.

„Wenn man aus Bequemlichkeit Fertignahrung essen will, den Verpackungsmüll aber ablehnt, wird man sich zunächst technischen Lösungen zuwenden, um den ursprünglichen Wunsch ohne Nachteile verwirklichen zu können. Bemerkt man nach einiger Zeit, daß die Müllverbrennungsanlage gesundheitsgefährdende Gase emittiert, kann man sich der Filtertechnologie zuwenden. Bemerkt man, daß die hochgiftigen Filterstäube aufwendig als Sondermüll gelagert werden müssen, denkt man daran, Verpackungen zu recyceln. Liest man dann in der Zeitung, daß der Plastikmüll zum großen Teil in die Müllverbrennungsanlage zurückwandert oder in fernen Ländern offen verbrannt wird, dann bleiben einem nur zwei Möglichkeiten: Man verzichtet auf den Verzehr von Fertignahrung und kratzt damit an dem Leitbild der modernen Stadt, oder man beginnt das Problem zu verdrängen“¹⁷.

Es ist zu vermuten, daß große Teile der Bevölkerung sich in Stadien zunehmender individueller und kollektiver Verdrängung, ja sich im Zustand einer Art Bewußtseinsspaltung befinden, die man als Schizophrenie bezeichnen könnte: Ökologische Werte/Normen oder zumindest Wissen über Umweltprobleme und Handeln, Ursachen und Folgen werden im Bewußtsein voneinander getrennt, damit man seine eigene Formen städtischen Lebens weiter genießen kann. Besonders heftige Abwehr oder Verdrängung kann man

¹⁵ Dieses Thema sowie das Freizeit-Thema hängen stark mit dem Problemfeld städtischer Freiräume zusammen, die ansatzweise in unseren NUSO-Materialien Bd. 2 thematisiert wurden)

¹⁶ Auch dieses Thema war - ansatzweise - Thema des Bandes 4 unserer NUSO-Materialien. Dort wurde in einem exzerptartigen Aufsatz von mir „Verkehr und Wohnumfeld im Alltag von Kindern“ thematisiert. Daraus lassen sich etliche Praxisansätze auch zum Thema dieses Materialienbandes „Leben und Wohnen in Osnabrück“ entwickeln.

¹⁷ Ipsen, D.: Das gute Leben in der Stadt und das Überleben der Städte, in: WasserKultur 5/6 (1996)

bei Menschen erwarten, die — etwa aus sozialen Gründen — noch nicht lange den schönen Seiten des städtischen Lebens nachgehen können, die also ihren gerade erreichten Lebensstil und „Lebensstandard“ durch die ökologische Debatte gefährdet sehen.

Die Distanz und geringe Betroffenheit wird verstärkt durch die schon genannte Kommunikationsstruktur: Umweltprobleme sind Medienprobleme, die Wahrnehmung ist mediatisiert. Auf diese Weise ist es nicht verwunderlich, daß sich Umweltpolitik nur recht zögerlich umsetzen läßt und Umweltbildung bisher wenig Verhaltensänderungen bewirkt.

These 12: Eine alltags- und subjektbezogene, lokale Umweltbildung mit pluraler Ausrichtung beinhaltet eine größere Chance, realistisch gesteckte umweltpädagogische Ziele im Rahmen einer gesellschaftlichen Reform- und Umbauperspektive tatsächlich zu erreichen. Da sie die Lernenden (und die Lehrenden) sehr persönlich betrifft, muß sie auch mit stabilen Verdrängungen der Problemwahrnehmung, heftigen Abwehrreaktionen gegen Veränderungen und intellektuellen Rationalisierungen des gewohnten Verhaltens und Bewußtseins rechnen.

...

Anhang

- 1 Stadtkarte Osnabrück: historischer Rundgang „Leben und Wohnen in der Stadt Osnabrück
- 2 Historisches Kartenmaterial. Bildnachweis: Arbeitsgemeinschaft Spöhrhase/ Wulff, Osnabrück: Karten zur Entwicklung der Stadt. Das Werden des Stadtgrundrisses im Landschaftsraum, Osnabrück 1988
- 3 Impressionen: „Es brennt“ — Feuerwehr in den 1920er Jahren
Große Straße vor Einrichtung der Fußgängerzone
- 4 Steinwerk
- 5 Mini-Lexikon „Osnabrück im Mittelalter“ der Klasse 7 A der Käthe-Kollwitz-Schule (wird eventuell nachgeliefert)
- 6 Meyer, Rudolf, 450 Jahre Hirsch-Apotheke am Nikolaiort, Osnabrück 1995
- 7 Stadt Osnabrück - Jahreszahlen 1994





Alte Trutzburg an der Stadtmauer

Steinwerk restauriert – Eindrucks-
volles Beispiel hiesiger Schutzbauten

Heute gibt es leider nur noch wenige der für Osnabrück typischen Steinwerke, die meist als turmartige Steinbauten in den Hinterhöfen der Innenstadt errichtet wurden. Die ursprünglichen Schutzbauten nützten unsere Ahnen als feuersichere Speicher, als Wohngebäude und auch als Wehrturm. Steinwerke haben eine lange Geschichte, reichen doch ihre Anfänge bis in das frühe Mittelalter zurück, als sie wahrscheinlich nur von den in bischöflichen Diensten stehenden Ministerialen und Angehörigen des Adels errichtet werden durften. Es sind meist rechteckige, mehrgeschossige Gebäude mit starken Mauern und Gewölbekellern, die sich jeweils im Keller und im obersten Geschoss befinden. In der weiteren Entwicklung wurden dann diese Steinwerke in die Wohngebäude (Fachwerk) integriert und bildeten dort die sogenannte „upkamer“.

der Fassadenfront gesetzt, nachdem die dafür notwendigen Hinweise am Bau gefunden worden waren.

Um die verhältnismäßig stark zerstörten Natureinfassungen der Fenster und Türen im Original zu erhalten, hat man in Absprache mit Restaurierungswerkstätten ein neuartiges Verfahren der „Natursteinvollverfestigung“ angewandt.

● Nachdem nunmehr der Giebel (zur Großen Gildewart hin) und der Dachstuhl überarbeitet worden sind, sollte jeder Osnabrücker einmal einen Blick auf dieses Baudenkmal werfen, das sowohl bau- und stadtgeschichtlich wie auch gestalterisch sehr eindrucksvoll ist. Man kann eine Besichtigung beispielsweise mit einem kleinen Spaziergang durch das Heger-Tor-Viertel verbinden. Kein Anlieger wird böse sein, wenn durch die Einfahrt des Hauses Bierstraße 7 der Hof betreten wird, von dem die Nordseite des Steinwerkes betrachtet werden kann.



Dieses gekuppelte Zwillingsfenster im hochliegenden Erdgeschoss wurde nach Vorlage alter Pläne erneuert.

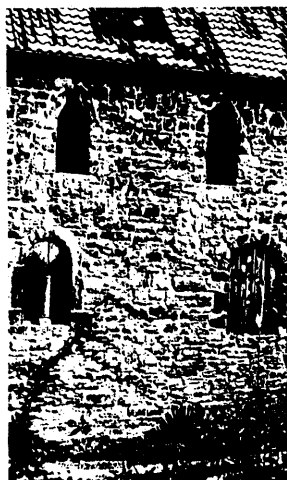
Im Jahre 1978 wurde die Restaurierung eines solchen Steinwerkes (Bierstraße), das aus der frühesten Zeit stammt, in einer gemeinsamen Aktion von Eigentümer, Sanierungsträger, städtischer und staatlicher Denkmalpflege beendet. Begonnen hatten die erhaltenden Arbeiten bereits 1968 an Nord- und Westfassade. Das hieß damals: Wiederherstellung der ursprünglichen Öffnungen im hohen Giebel zum Wall und Überarbeitung der beiden Fassaden.

Erst 1977 konnte das Steinwerk nach Süden zum Innenhof des Hauses der Jugend hin freigelegt werden. Von dort ist nach dem Abbruch einiger Schuppen und Nebengebäude die ehemalige Haupteingangsseite des vermutlich aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts stammenden Gebäudes wieder erlebbar.

● Im Obergeschoss enthält auch dieses Steinwerk das aus Verteidigungsgründen errichtete Gewölbe. Hier beeindruckt die drei urtümlichen, schlanken und nach oben hin mit Winkelsteinen spitz auslaufenden Fenster. An dem gekuppelten Zwillingsfenster im hochliegenden Erdgeschoss kann der Betrachter die Kunstfertigkeit der damaligen Steinmetze ablesen.

Der in etwa zwei Meter Höhe liegende, verhältnismäßig niedrige Eingang zeigt deutlich, daß die Steinwerke neben ihrer Funktion als Speicher und Wohnraum einen eindeutigen Wehrcharakter hatten. In unruhigen und gefährlichen Zeiten ließ sich der hölzerne Aufgang leicht entfernen und somit das Steinwerk in eine „Burg“ verwandeln. Die außen angeschlagene Tür verhinderte, daß etwa mit einem Rammpfahl das Türblatt nach innen eingedrückt werden konnte.

Die Einzelheiten und Baudetails, die während der Restaurierung aufgefunden worden sind, ergaben eine fortwährende Änderung des Konzeptes für die gestalterische Lösung von Fenstern und Tür. So wurde z. B. die Tür entgegen den ersten Planungen nach außen bündig in eine Ebene mit



Zwei Meter über dem Erdboden liegt die niedrige Eingangstür (rechts im Bild).



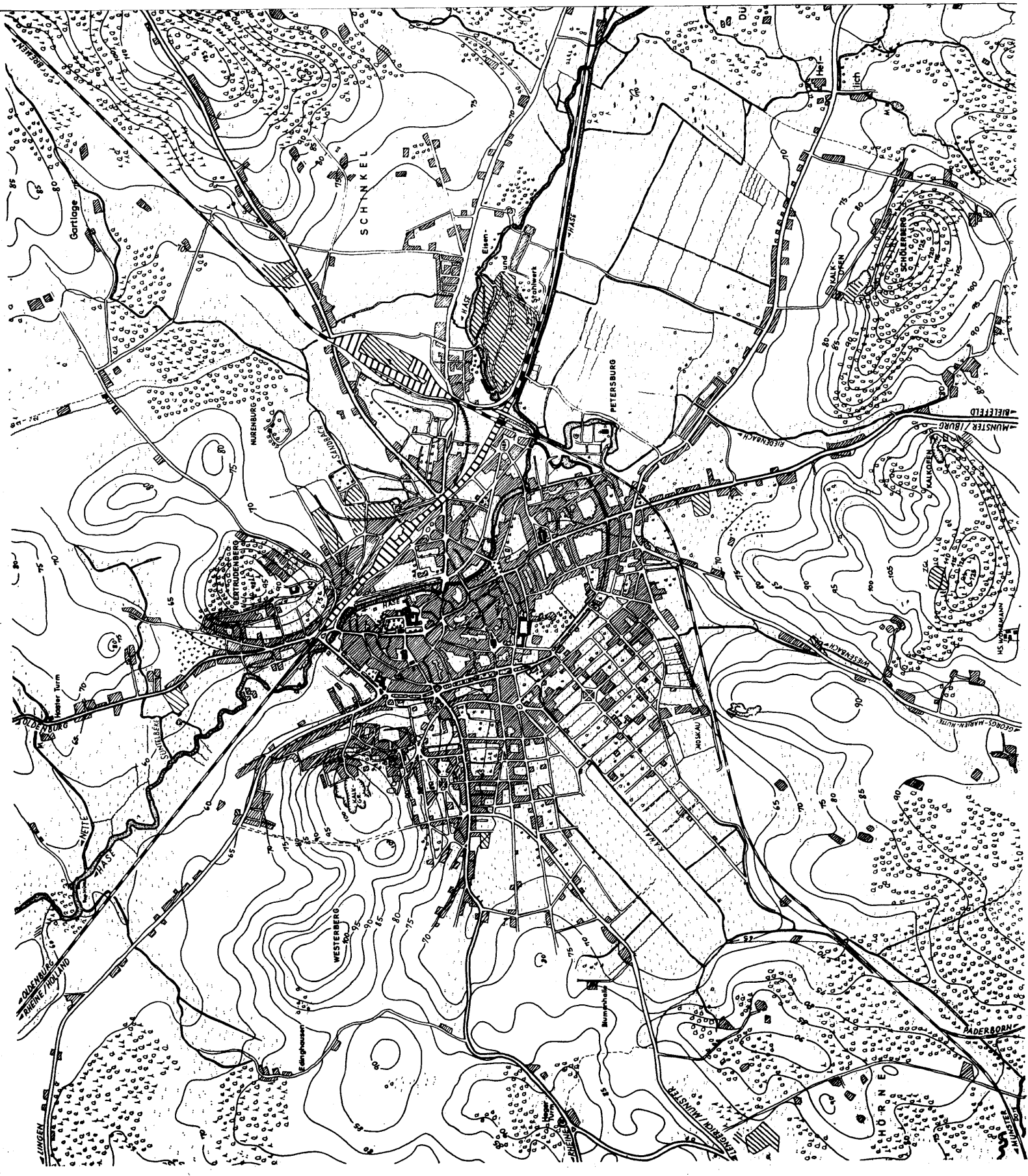
Während die Fenster- und Türeinfassungen an der Giebelseite erneuert werden mußten, konnten sie an der Eingangsseite noch restauriert werden.

● Die Westseite erreicht man über den Durchgang neben der Post an der Bocksmauer.

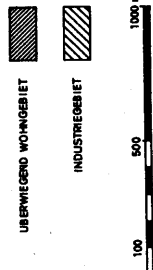
● Die südliche Haupteingangsseite (Schauseite) kann man am besten vom Innenhof des Hauses der Jugend unter die Lupe nehmen, zu dem von der Bocksmauer aus ein kleiner Durchgang im Gebäude der ehemaligen Jugendherberge führt.

● Den hohen Ostgiebel schließlich erkennt man durch eine Baulücke von der Großen Gildewart aus.

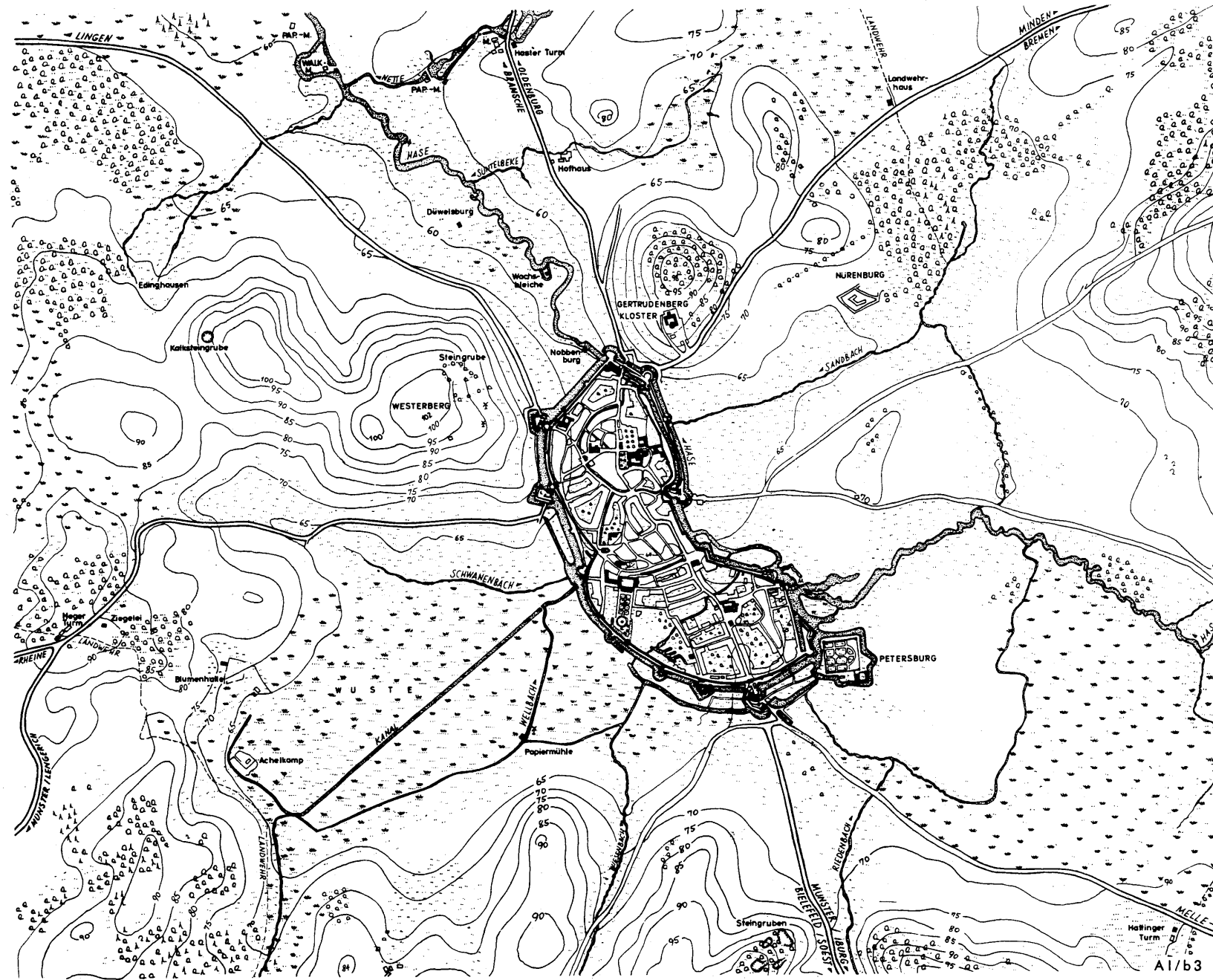




OSNABRÜCK UM 1900

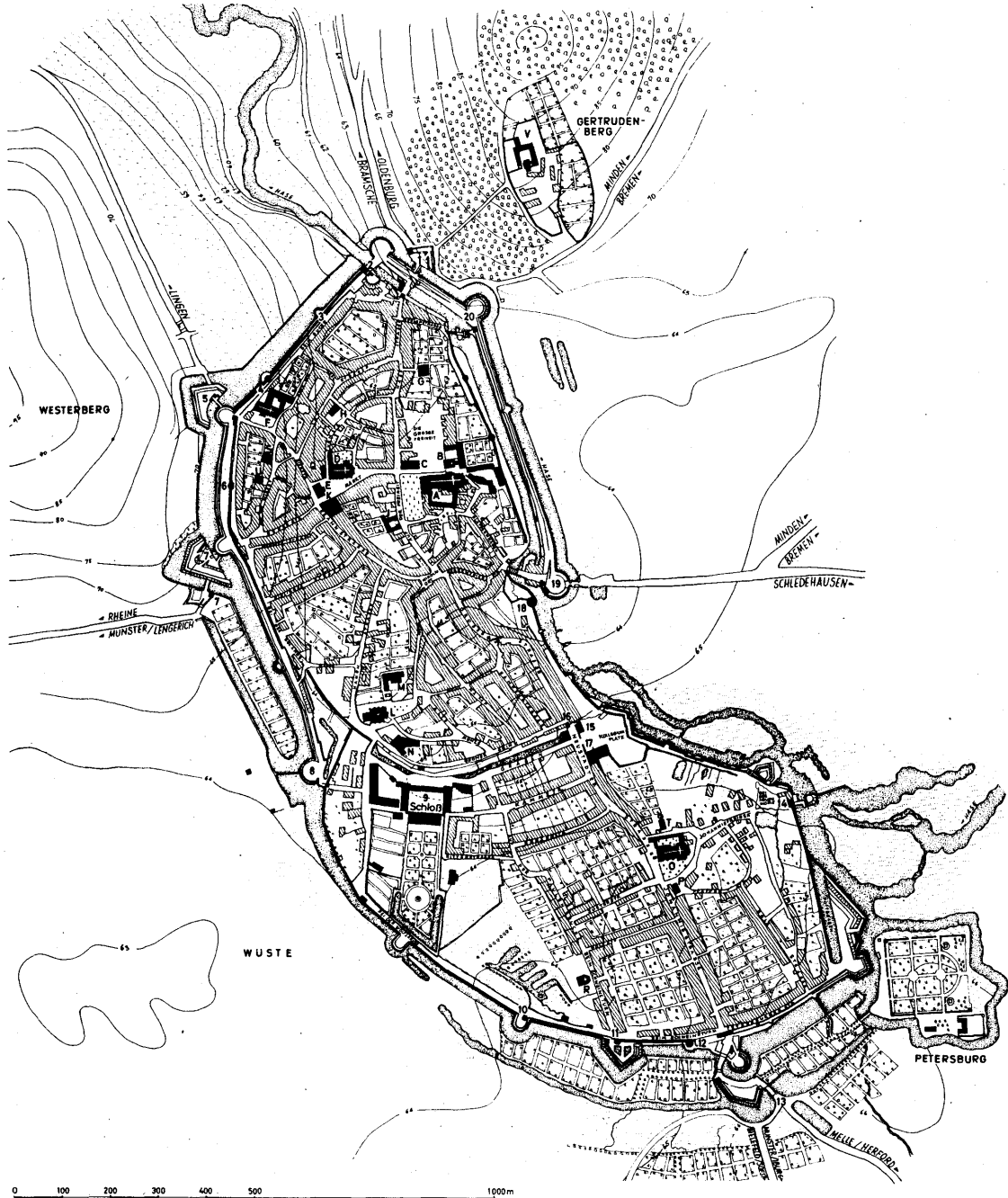


OSNABRÜCK UM 1800



OSNABRÜCK IM JAHRE 1767
 AUF DER GRUNDLAGE DES REINHOLD'SCHEN PLANES (topographisch richtiggestellt)

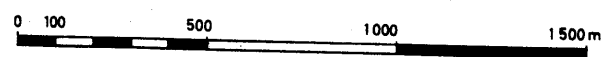
- | | |
|------------------------|--|
| 1 HASETOR | A KATHEDRALKIRCHE (DOM) |
| 2 BARENTURM | B JESUITENKIRCHE |
| 3 RAPPENLUTZ | C KANZLEI |
| 4 BÜRGERGEHORSAM | D MARIENKIRCHE |
| 5 NATRUPER TOR | E NEUES RATHAUS |
| 6 DER BOCK (BOCKSTURM) | F DOMINIKANERKLOSTER |
| 7 HEGERTOR | G JOHANNITERITTER - HOF |
| 8 MARTINSPFORTE | H DOMSCHWESTERHAUS AN DER JAKOBSTREPP |
| 9 SCHLOSS | J DOM - DECHANEI |
| 10 SCHLAGFORTE | K ALTES RATHAUS u ANZISEKONTOR |
| 11 KUHHIRTENTURM | L KATHARINENKIRCHE |
| 12 SCHWEINETURM | M ARMENHAUS (EHM BARFUSSERKLOSTER) |
| 13 JOHANNISTOR | N ST. MARIEN-STADGEN-NONNENKLOSTER (AUGUSTINERINNEN) |
| 14 NEUE MÜHLE | O JOHANNISKIRCHE |
| 15 GARNISONSHAUPTWACHE | P NEUSTÄDTER RATHAUS |
| 16 ALTE PFORTE | Q STADTWAAGE |
| 17 ZUCHTHAUS | R DEUTSCH-ORDENS-KOMMENDE |
| 18 KUMPERTURM | S EVANGEL WAISENHAUS |
| 19 HERRENTEICHSTOR | T KATHOL WAISENHAUS |
| 20 SCHLEUSE (WEHR) | U ARMENKIRCHE |
| | V BENEDIKTINER-NONNENKLOSTER GERTRUDENBERG |



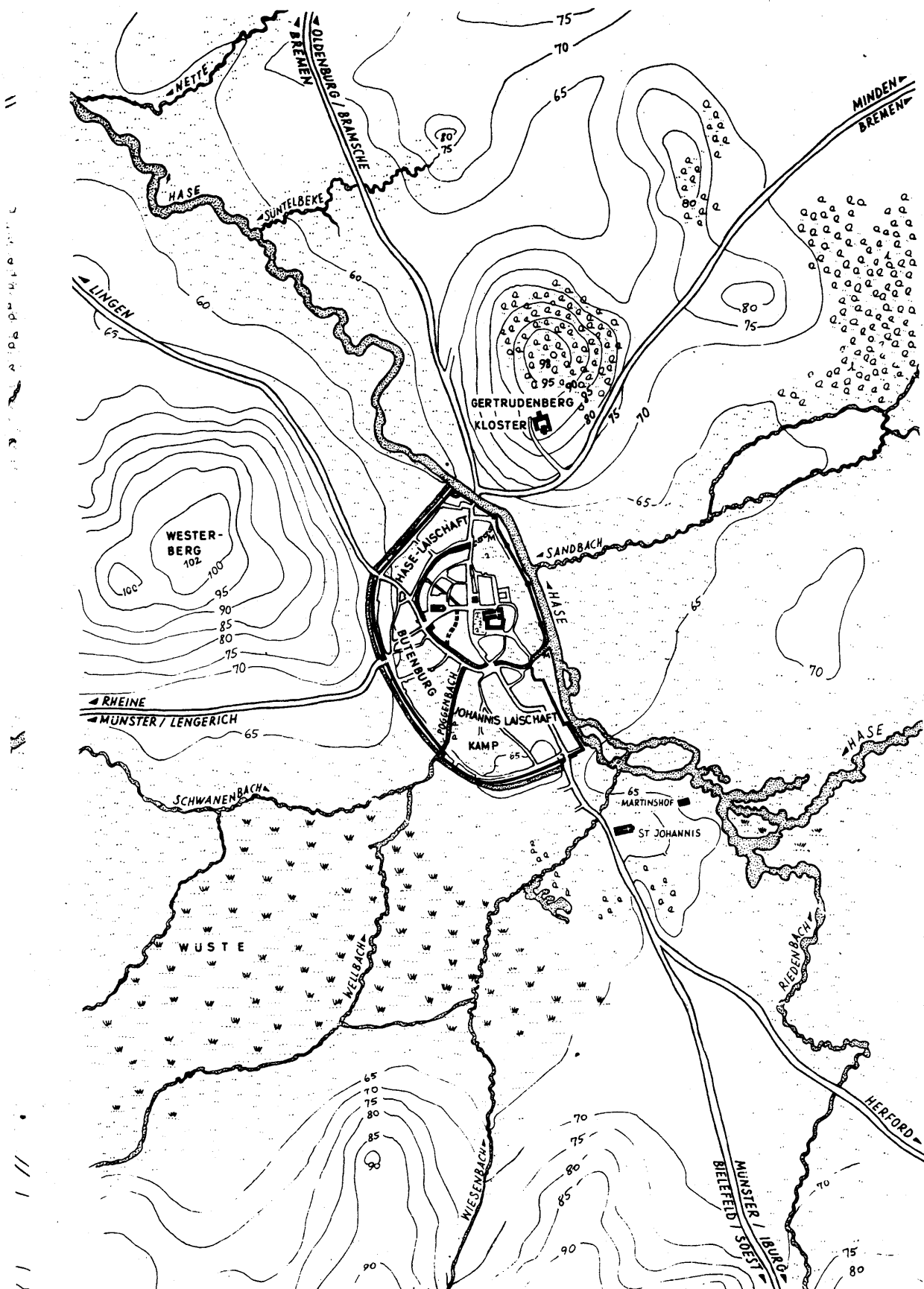
OSNABRÜCK UM 1500 ALT- UND NEUSTADT



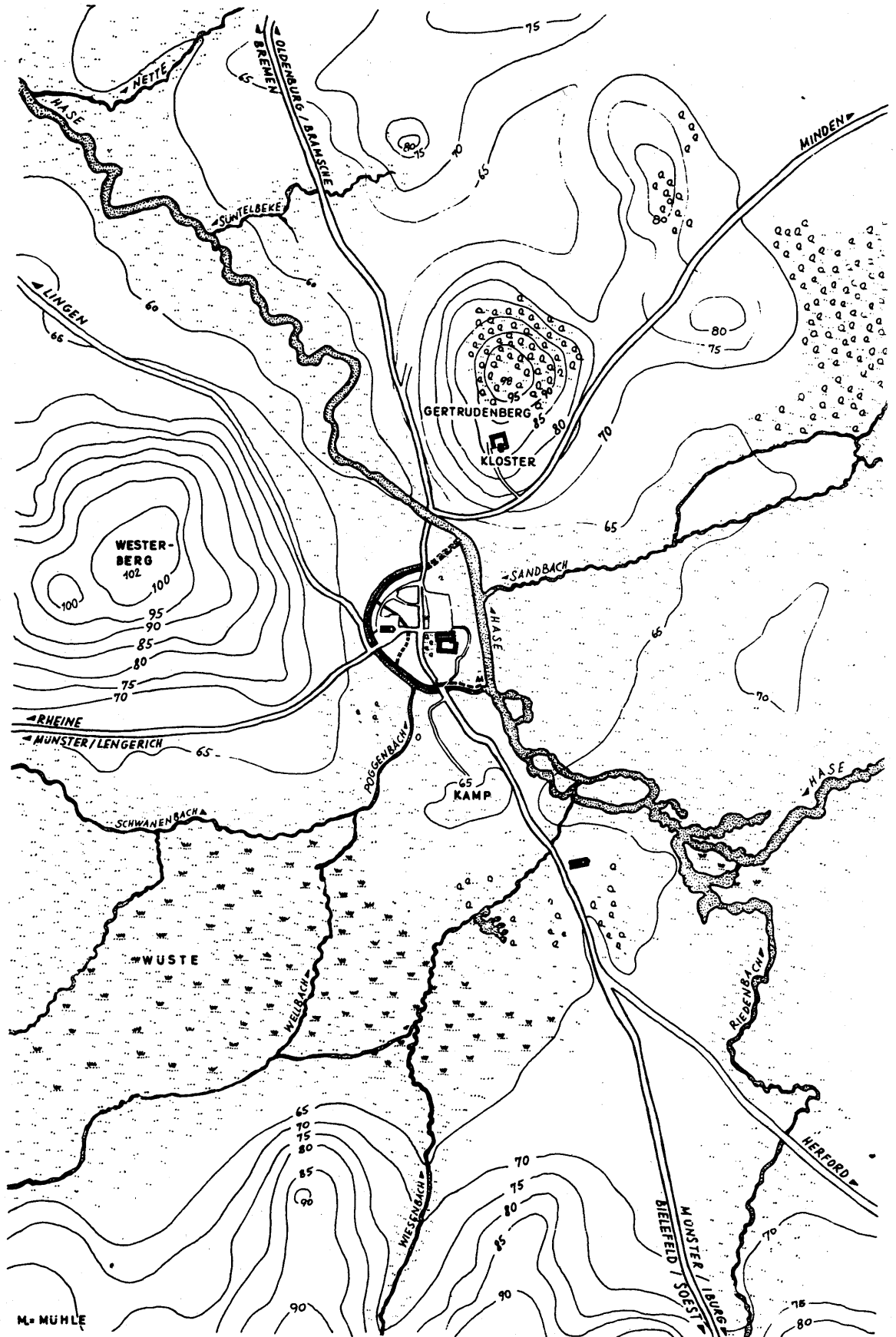
A1/b3 Osnabrück 1



OSNABRÜCK UM 1200 ALTSTADT



OSNABRUCK UM 1100 BISCHOFSBURG MIT MARKT



Legende

		Straßen		
1	Johannismauer		41	Lohstraße
2	Johannisstraße		42	Bierstraße
3	Goldstraße		43	Große Gildewart
4	Süsterstraße		44	Heger Straße
5	Große Rosenstraße		45	Marienstraße
6	Seminarstraße		46	Markt
7	Lyrastraße		47	Dielinger Straße
8	Kolpingstraße		48	Rolandsmauer
9	Kommenderiestraße		49	Hakenstraße
10	Holtstraße			
11	Pfaffenstraße			
12	Johannisfreiheit			
13	Bischofstraße			
14	Karl-Bücher-Straße			
15	Neuer Graben			
16	Große Straße			
17	Große Hamkenstraße			
18	Kamp			
19	Grüner Brink			
20	Am Stuckmannshof			
21	Hans-Böckler-Straße			
22	An der Katharinenkirche			
23	Alte Münze			
24	Osterberger Reihe			
25	Riedlinger Straße		A	Neustädter Rathaus
26	Jürgensort		B	Martinshof
27	Stubenstraße		C	Neuer Graben
28	Domhof		D	Ledenhof
29	Nikolaiort		E	Große Straße 43
30	Herrenteichstraße		F	Hirsch-Apotheke
31	Schwedenstraße		G	Bischöfliche Kanzlei
32	Kleine Domfreiheit		H	Lortzingplatz
33	Hasestraße		I	Brunnen/ Markt
34	Große Domfreiheit		J	Steinwerk Bierstraße
35	Jakobstraße		K	Hof Große Gildewart
36	Mühlenstraße		L	Marienstr. 17 u. Nachbarhäuser
37	Vitihof		M	Ecke Krahn/ Marienstraße
38	Hasemauer		N	Krahnstraße 7
39	Klingensberg		O	Dielinger Straße 43 (Haus ist von 1894)
40	Neue Straße		P	Haus Rückseite Heger-Tor